Die christliche Kirche

der

drei ersten Jahrhunderte.

Vorlesungen

von

Dr. K. R. Hagenbach,
Prof. der Theologie in Basel.

Leipzig,
Verlag von S. Hirzel.
1853.

Dem verehrten Lehrer

Herrn

Consistorialrath Dr. und Prof. Gieseler

in Göttingen.

Achten Sie es nicht für eine Unbescheidenheit, wenn ich Ihnen, dem Fürsten der Kirchenhistoriker, statt eines gelehrten und vollwichtigen Werkes ein so geringfügiges Büchlein als Weihnachtsgabe darbringe. Was ich Ihnen anbiete, ist großentheils Ihr Eigenthum. Das Gold, das Sie aus den tiefen Schachten der geschichtlichen Denkmäler zu Tage gefördert haben, habe ich einfach zum Gebrauche der Gebildeten in der Gemeinde verarbeitet und damit, wie ich glaube, der Wissenschaft insofern gedient, als ich ihre große Bedeutung für das kirchliche und religiöse Leben, besonders in

unsrer Zeit, auch für diejenigen ins Licht gestellt habe, denen gelehrte Werke nicht so leicht zugänglich sind.

Zugleich wollte ich gerne diesen Anlaß benutzen, eine alte Schuld des ehemaligen Schülers gegen den Lehrer — nicht abzutragen, sondern hiemit öffentlich zu bekennen und mich auf's Neue Ihrer Liebe und Gewogenheit zu empfehlen.

Basel, im Advent 1852.

Der Verfasser.

Vorwort.

Ueber das Verhältniß dieser, im Winter 1851—52 gehaltenen Vorlesungen zu meinen frühern über die Reformationsgeschichte und die Entwicklung des evangelischen Protestantismus bis auf unsere Zeit giebt die Einleitung zur ersten Vorlesung selbst den nöthigen Aufschluß. Es sollen dieselben den nachträglichen Vorbau bilden zu dem früher Gegebenen. Obgleich nun in neuerer Zeit verschiedene Bearbeitungen der ältern Kirchengeschichte theils für Schule und Volk, theils für Gebildete mit Glück versucht worden sind (in letzterer Beziehung erinnere ich an die noch unlängst erschienene von Thiele), so glaube ich doch die Herausgabe dieser Vorlesungen vor dem Publikum verantworten zu können. Die eine Arbeit schließt die andere nicht aus, sondern ergänzt sie vielmehr, und noch immer kann man, im Vergleich mit andern Wissensgebieten, die dem allgemeinen Verständniß zugänglich gemacht worden sind, wahrnehmen, daß für die Verarbeitung der Kirchengeschichte zu diesem Zwecke eher noch zu wenig als zu viel gethan worden ist. Dieß gilt namentlich von der dogmengeschichtlichen Seite, die auch Thiele bedeutend hat zurücktreten lassen, während ich auch dem nichttheologischen Theil der Zuhörer (resp. Leser) ein tieferes Eingehen in die Lehrentwicklung glaubte zumuthen zu dürfen. Ueber den Stand der Bildung, den ich voraussetze, brauche ich nicht

viel zu sagen. Ich denke mir gerne denselben Leserkreis, der sich um meine frühern Vorlesungen gesammelt hat. Männer des Faches werden in diesem Buche weder neue Aufschlüsse finden, noch solche erwarten. Das aber hoffe ich, daß sie die Spuren eigener und die Benutzung fremder Forschung darin entdecken werden. Die Anordnung des Stoffes war durch die Natur dieser Vorträge bedingt. Während ich bei'm akademischen Unterrichte eine streng instructive Methode nach den gegebenen Kategorien der Ausbreitung und Verfolgung des Christenthums, der Verfassung, der Lehre u. s. w. einzuhalten pflege, bin ich hier mit Absicht davon abgegangen, indem ich durch synchronistisches Zusammenfassen der verschiedenen Gebiete mehr Leben und Bewegung in das Gemälde zu bringen und alle an die Schule erinnernde Steifheit zu vermeiden suchte. Aus eben diesem Grunde habe ich auch in den Citaten so viel als möglich Maaß gehalten; doch wollte ich nicht ganz unterlassen, zu meiner eigenen Rechtfertigung hie und da auf die Quellen hinzuweisen und auch solchen Lesern, die sich gerne weiter unterrichten wollen, einige Fingerzeige in das Gebiet der Litteratur zu geben. Bedauern muß ich in dieser Hinsicht, daß ich das seither erschienene Werk von J. Burckhardt, die Zeit Constantins des Großen (Basel 1853), zu meiner Arbeit nicht mehr habe benutzen können.

Das Büchlein bildet einstweilen ein Ganzes für sich. Ob es mir später vergönnt sein wird, die Geschichte der folgenden Jahrhunderte daran anzuschließen, wird die Zeit lehren. Mögen diese Vorlesungen dieselbe freundliche Aufnahme finden, welche ihren Vorgängern zu Theil geworden ist.

Der Verfasser.

Inhalt.

Die christliche Kirche

der

drei ersten Jahrhunderte.

Erste Vorlesung.

Einleitung. — Historischer Boden. — Heidenthum.

Es sind bereits achtzehn Jahre, daß ich es zum erstenmal wagte, öffentliche Vorlesungen vor einer größern gemischten Versammlung zu halten. Damals in einer politisch bewegten Zeit schien es mir nothwendig, die Gemüther von dem bloßen Gewirre der Gegenwart abzuziehen und ihnen ein großes Bild der Vergangenheit vorzuführen, an dem sie sich stärken und erheben könnten: es sollte der Unterschied von Reformation und Revolution gezeigt, es sollten die leitenden Gesichtspunkte gewonnen werden, aus denen kirchliche wie politische Bewegungen zu beurtheilen sind. Dazu bot sich mir ungesucht das Zeitalter der Reformation dar, wobei ich namentlich mich auf die Reformation Deutschlands und der Schweiz beschränkte. Am Schlusse jener Vorlesungen stellte sich aber die einfache Thatsache heraus, daß das Wesen der Reformation und des evangelischen Protestantismus erst ganz und vollkommen erkannt werden könne, wenn auch die weitere Entwicklung des protestantischen Princips, das in der Geschichte der Reformation niedergelegt ist, ins Auge gefaßt wird, und so führte mich dieß in spätern Wintern auf weitere Vorlesungen, in denen ich eben diese Entwicklung darstellte und damit bis nahe an die Gegenwart heranrückte. Dann trat eine neunjährige Pause ein. Während derselben hat sich auf dem politischen wie auf dem kirchlichen Gebiete manches ereignet, das Stoff zu weitern Vorträgen bieten könnte: allein diese neuesten Ereignisse sind, wie jeder einsieht,

von der Art, daß eine ruhige Zusammenfassung derselben in ein historisches Bild kaum zu erreichen ist. Wir stehen noch viel zu sehr im Fluß der Begebenheiten drin, als daß eine geschichtliche Darstellung möglich wäre. Nur das wieder zu erzählen, was seit zehn Jahren die Zeitungen gemeldet, das könnte wohl kaum in meiner Absicht liegen: Vieles von dem, was im Augenblick Aufsehen erregt, gehört schon jetzt zu den Antiquitäten. Aus all diesen Gährungen und Bewegungen heraus aber das eigentliche vorwärts treibende Moment herauszugreifen, es zu beleuchten, es von falschen, sowohl revolutionären, als reactionären Elementen zu unterscheiden, wäre freilich eine schöne, würdige Aufgabe: allein dazu bedürfte es eines Seherblickes, den ich mir nicht zutraue. Ich glaube von Herzen an eine Zukunft der Kirche: aber eine Kirche der Zukunft Ihnen vor Augen zu stellen, hielte ich für ein gewagtes Unternehmen. Dieß der Grund, warum ich die öfters an mich ergangene Aufforderung, noch eine Fortsetzung der bisherigen Vorlesungen, d. h. eine allerneueste Kirchengeschichte, eine Kirchengeschichte der Gegenwart zu geben, in der schon die nächste Zukunft liegt, immer wieder habe ablehnen müssen, und wenn ich auch nicht zweifle, daß einst der Augenblick kommen wird, da eine solche Darstellung am Platz sein würde, so bin ich überzeugt, daß dannzumal sich andere und jüngere Kräfte zu dieser Arbeit finden werden. Einstweilen glaubte ich das Richtige zu wählen, wenn ich, statt die unmittelbare Gegenwart zu beleuchten, in die Vergangenheit und zwar auf den ersten Ursprung der Kirche Christi und die ersten Jahrhunderte ihrer Geschichte zurück ginge. Ich muß bitten, diese Wahl nicht als eine bloße Wahl der Verlegenheit, nicht als eine Flucht anzusehen aus der Gegenwart und ihren Interessen heraus in eine längst entlegene Zeit. Ihnen bloß alte Geschichten zu erzählen, die mit unserer Zeit, mit den Bedürfnissen unseres Geistes und unseres Herzens in keiner nähern Berührung ständen, nein! dazu hätte ich mich eben so wenig entschließen können, als mich zum Propheten der Zukunft aufzuwerfen. Die Zeit, in der wir leben, ist zu reich an Beziehungen, an Gegensätzen und Kämpfen jeder Art, als daß man sie ignoriren könnte, und sie bloß auf Augenblicke vergessen, das wäre doch ein gar zu negativer Trost. Vielmehr glaube ich, daß

auch die gegenwärtigen Vorlesungen, die ich Ihnen anbiete, über die drei ersten Jahrhunderte der Kirchengeschichte einen positiven Trost, eine Quelle der Erholung, der Ermunterung, der Erfrischung in sich schließen, aus der sich auch Vieles für die Gegenwart schöpfen läßt. Wenn es unter uns, die wir hier versammelt sind, wie ich voraussetzen darf, allgemein zugestanden wird, daß das Heil unserer Zeit und der Balsam für die Wunden, die sie geschlagen hat, im Christenthum zu suchen ist, so wird auch müssen zugestanden werden, daß nur die genauere Kenntniß des Christenthums uns in den Stand setzt, dieses Heil vollkommen zu würdigen und seine Wirkungen am rechten Orte zu suchen. Nun ist allerdings wahr, daß die Kenntniß des Christenthums in erster Linie zu schöpfen ist aus den heiligen Urkunden dieser Religion selbst, aus der Bibel, namentlich aus der Bibel des neuen Testamentes. Die Aufmerksamkeit, die auch heutzutage wieder der Bibel, auch von Seite der Gebildeten geschenkt wird, spricht eben für das vorhandene Bedürfniß, über diese Quelle des Heils mit sich in's Klare zu kommen. Indessen liegt zwischen der Bibel und uns eine Geschichte von achtzehn Jahrhunderten, die wir nicht ohne Weiteres überspringen und vergessen können, als wäre sie nicht vorhanden. Vielmehr soll diese Geschichte uns die Kluft ausfüllen zwischen der apostolischen Zeit und der unsrigen; sie soll uns manches vermitteln helfen, das uns sonst unverstanden bleibt; sie soll, mit einem Wort, die Brücke bilden zwischen der Bibel und uns. Einen wichtigen, und ich möchte sagen den solidesten Theil dieser Brücke bilden die ersten drei Jahrhunderte, die Zeit, die noch von den apostolischen Erinnerungen lebte, die Zeit, da die Kirche unabhängig vom Staat auf eigenen Füßen stand, da sie jeden Fußbreit Boden sich mit dem Blut ihrer Märtyrer erkämpfen mußte, die Zeit, da sie, ihrem Meister ähnlich, nicht hatte, wohin sie ihr Haupt lege, da sie vom Almosen der Gläubigen lebte und auf den Gräbern der Märtyrer ihre Andacht feierte; die Zeit der ersten Jugendfrische, der ersten Liebe und Begeisterung. So verschieden nun auch unsere heutigen kirchlichen Zustände von denen der ersten Jahrhunderte sind, so wird sich doch so manches aus ihnen erklären, so manches auf sie zurückführen lassen, das noch unter uns lebt und unter uns seine Gel-

tung hat. Aber auch das, was uns fremdartig berührt, wird schon um des Gegensatzes willen von Bedeutung sein, und wenn vollends dem Menschen ein Gut um so lieber wird, je mehr es Kämpfe gekostet hat, es zu erringen und zu bewahren, so mag auch die Geschichte der Kirche und gerade die Geschichte der ersten Jahrhunderte uns zeigen, mit welchen Opfern die Ueberzeugung und die Institutionen erkauft worden sind, die jetzt die Grundlagen des öffentlichen wie des häuslichen Wohls bilden. — Und so hoffe ich denn, daß Sie in diesen Vorträgen nicht nur eine flüchtige Unterhaltung, auch nicht nur eine trockene Belehrung, sondern, wenn auch nicht eine ausschließliche Erbauung (was wiederum nicht der Zweck solcher Vorträge sein kann), so doch eine allseitige Anregung des geistigen Lebens, einen würdigen Gegenstand der Betrachtung und des Nachdenkens, eine Quelle religiöser Erhebung und sittlicher Begeisterung finden werden. Und so lassen Sie uns mit Gott den Anfang machen.

Wenn aller Anfang schwer ist, so ist es auch der Anfang der Kirchengeschichte, schon darum, weil die Bestimmung des Anfangs der Kirche eine der schwierigsten ist. Wann hat die Kirche begonnen zu sein? Die Einen sagen, die Kirche ist so alt wie die Welt; denn der erste Bund Gottes mit den Menschen ist der erste Grundstein zur Kirche, und so reden sie auch von einer Kirche des alten Testamentes, von einer Kirche der Patriarchen, der Propheten u. s. w. Dagegen sagen die Andern, und wohl mit Recht, die Religionsverfassung des alten Bundes mag wohl als der Vorhof zur Kirche betrachtet werden; aber erst Christus, der Stifter des neuen Bundes, ist auch der Stifter der Kirche, und außer der christlichen Kirche kommt keiner andern Religionsgemeinschaft diese Benennung zu. Aber auch da fragt sich wieder: ist die Kirche wirklich mit Christus in die Welt getreten? Hat er sie nicht, wenigstens der Idee nach, schon in sich getragen? weissagend in seinem Geiste? liebend in seinem Herzen? schöpferisch wirkend und gestaltend in seinem Willen? ja dürfen wir nicht die Liebesgemeinschaft, in der er mit seinen Jüngern lebte, schon den Anfang der realen, der wirklichen Kirche nennen? Wir können niemand wehren, dieß zu thun; aber wenn wir uns erinnern, wie der Herr in seinen Reden das Zusammensein mit seinen Jüngern so bestimmt unter=

scheidet von der Zeit, da er nicht mehr bei ihnen sein werde, und wie er sie hinweist an den Tröster, den er ihnen senden und der sie in die ganze Wahrheit leiten werde, so muß uns doch wohl die Ausgießung des Geistes am Pfingstfeste als die That Gottes erscheinen, die wir als die eigentliche Schöpfung der Kirche, als die Gründung einer heiligen, nach ihrem innern Wesen unsichtbaren, aber nach ihren Erscheinungsformen in die Sichtbarkeit heraustretenden Gemeinschaft im Geiste begrüßen. Nun hebt sich aber auch wieder die Zeit, die unmittelbar auf die Ausgießung des heil. Geistes folgt, die Zeit der Apostel, die Urzeit aufs bestimmteste ab von der Kirchenzeit, die wir als die nachapostolische, als die Kirchenzeit im engern Sinn begreifen. Die Geschichte der apostolischen Kirche gehört noch in die Offenbarungsgeschichte des neuen Bundes; sie hat daher auch ihre Quellen noch großentheils in den biblischen Urkunden, während die Kirchengeschichte (im engern und geläufigen Sinn des Wortes) da erst beginnt, wo die Zeit der Offenbarung vorüber ist, wo die von den Aposteln gegründeten Gemeinden zu einer Gesammtgemeinde, d. i. eben zu einer Kirche im eigentlichen Sinn sich zusammen schließen und dieses Gemeinschaftsleben sich zu organisiren beginnt, also um die Zeit nach der Zerstörung Jerusalems, um die Zeit der sogenannten apostolischen Väter. Da tritt uns erst die Kirche in sichtbarer, gleichsam in leiblicher Gestalt entgegen, und von da an nennen wir auch den geschichtlichen Stoff den kirchenhistorischen in seinem Unterschiede von dem, was wir dem Bibelstudium zuweisen. Dabei aber versteht sich von selbst, daß sich die Grenze nicht scharf bestimmen läßt: und darum wird jeder, der die Geschichte der Kirche lebendig und verständlich darstellen will, auch genöthigt sein, in die apostolische Zeit zurückzugreifen, ja noch weiter zurück, in das Leben Jesu selbst; denn ohne daß wir das Bild des Herrn, der der Schöpfer der Kirche ist, uns klar vor die Seele gestellt haben, wie könnten wir seine Kirche, wie ihre Geschichte begreifen? Eben weil die Kirche nicht etwas von Menschen Erfundenes und Gemachtes, nicht etwas durch Willkür eines Menschen Eingeführtes, sondern weil sie ein lebendig Gewordenes, ein aus dem Geiste Geborenes, nach dem Gesetze des Wachsthums nur allmälig zur Entfaltung Gekommenes ist, eben darum läßt sich nicht ein bestimmtes Datum angeben, womit ihre

Geschichte absolut begönne. Es ist daher sogar mißlich, von einer Stiftung der Kirche zu reden, weil sich leicht mit diesem Worte die Vorstellung verbindet, als sei die Kirche ein freiwilliger Verein von Gleichgesinnten, die mit bewußter Absicht an dem und dem Tage zusammen getreten seien zu einer Religionsgesellschaft mit den und den Statuten, wie das etwa bei der Stiftung anderer menschlichen Gesellschaften der Fall ist. Die Zeit ist zwar noch nicht so ferne, wo man wirklich die Entstehung der Kirche sich in ähnlicher Weise dachte, wie etwa die Entstehung eines wissenschaftlichen Vereins oder einer gemeinnützigen Anstalt; hat man ja auch den Staat als einen geselligen Vertrag der Menschen unter einander begreifen zu müssen geglaubt! Allein, Dank sei es der neuern, auf die tiefern Lebensgesetze zurückgehenden Wissenschaft, daß wir von dieser mechanischen und unwahren Betrachtung der Dinge wieder los geworden sind, und daß die Ueberzeugung doch wohl unter allen Denkenden feststeht, Staat und Kirche seien göttlich geordnete, göttlich gewollte Schöpfungen, ähnlich der Schöpfung der Natur; Schöpfungen, an denen zwar der menschliche Geist zu allen Zeiten in freier Weise sich betheiligte, die aber gleichwohl über menschliche Berechnung und Willkür weit hinaus liegen, und die bei allem Eingehen in die menschlichen Formen, dennoch das höhere Gesetz ihrer Entwicklung in sich selbst tragen, dieweil es der Schöpfer in sie gelegt hat. Erst von diesem Standpunkte aus gewinnt auch das Studium der Völker- wie der Kirchengeschichte sein höheres Interesse; denn nun haben wir es nicht zu thun mit den flüchtigen Einfällen menschlicher Willkür und Laune, nicht mit einem eiteln Gewebe menschlicher Thorheiten und Leidenschaften und dem Spiel des Zufalles, sondern eben mit einer Geschichte, die dieses Namens würdig ist, mit einer höhern Nothwendigkeit, die aber gleichwohl im Bereiche menschlicher Freiheit und in beständiger Wechselbeziehung mit ihr sich vollzieht. Wie die einzelne menschliche Seele, einmal von dem Lebenshauch des Christenthums berührt, und von seiner Macht ergriffen, eine Wiedergeburt erfährt und die Regungen der Gnade nicht als ein Fremdes und Todtes in sich aufnimmt, sondern dieselben sich als neues Lebensprincip aneignet, durch das sie hinfort bestimmt und geleitet wird, so sehen wir auch die Welt, so sehen wir ganze Völker ihre Wiedergeburt feiern. Ein

neues Leben, das nicht aus dieser Welt stammt, nicht aus den Bedingungen dieser Welt zu begreifen ist, tritt gleichwohl in die Welt ein, um sie zu besitzen, zu beherrschen, zu verklären. Die Welt sträubt sich gegen die Macht dieses neuen Lebens, es entsteht ein Kampf zwischen dem Alten und Neuen, zwischen Finsterniß und Licht. In diesem Kampfe erscheinen indessen die Gegensätze nicht immer rein und gesondert; auch das Licht erfährt seine Trübung, auch an die himmlische Wahrheit hängt sich das Mißverständniß; Irrthum und Sünde dringen in die Kirche ein und erzeugen in ihr die Truggestalten falscher Lehre und verkehrter Lebensrichtung. Selbst die reinern, edlern Seelen bleiben nicht unberührt von dem Hauch der Sünde, und darum ist auch das Spiegelbild, das sie zurückwerfen, nicht immer dem Urbilde getreu, sondern von Irrthum, von Leidenschaft, von menschlicher Befangenheit getrübt. Ihr Widerstand gegen das Böse schlägt oft in Verkennung des Guten um, das auch am Gegner zu beachten ist; der Geist des Widerspruchs bemächtigt sich der allseitigen, lebendigen Wahrheit und verhärtet sie zum Buchstaben, die Rechtgläubigkeit wird zur Starrgläubigkeit, und die Begeisterung steigert sich zur Schwärmerei. Für alle diese Erscheinungen, für alle Nüancirungen von Licht und Schatten, wie sie in dem großen Gemälde vorkommen, muß die Kirchengeschichte ein offenes Auge behalten. Wer nur von dem Standpunkte der Welt aus die Geschichte der Kirche Christi betrachtet, der sieht in ihr nur ein Chaos von Leidenschaften, von menschlichen Thorheiten und Schlechtigkeiten, und unbefriedigt wendet er sich von ihrem Gebiete ab. Wer dagegen mit frommer Gemüthsstimmung in ihr nur Erbauliches sucht, der wird zwar vieles finden, das seiner Seele Nahrung giebt, aber eben so oft wird er sich auch in seinen Erwartungen getäuscht finden. Die Kirchengeschichte bietet uns weder rein Weltliches noch rein Himmlisches, sondern beides in mannigfacher Mischung. Das einemal läßt sie uns Blicke thun in das innerste Heiligthum des Glaubens, so daß wir ausrufen möchten, hier ist wahrhaft Gottes Haus, hier ist die Pforte des Himmels, während das anderemal wieder dieser Himmel sich trübt, von düsterm Gewölke des Aberglaubens umzogen. Das einemal sehen wir die Engel des Friedens sich herabneigen auf die Erde, und das anderemal scheint es, als wolle die Hölle ihren

Abgrund öffnen und als sähen wir jene Thiergestalten aufsteigen, die der Seher der Apokalypse uns als bedeutsame Typen vor Augen stellt. Das einemal werden wir hingerissen zur Bewunderung, zur Anbetung — das anderemal fühlen wir uns abgestoßen durch den Gegensatz. Noch öfter aber befinden wir uns in der mittlern Stimmung des ruhigen Beobachters, des nüchternen Kritikers, dessen Aufgabe es ist, das Richtige vom Unrichtigen, das Licht von der Finsterniß zu scheiden, jede Erscheinung aus ihren Umgebungen zu begreifen, sie auf ihr Maaß zurückzuführen und so das geschichtliche Urtheil, wenigstens annähernd, festzustellen. Dazu bedarf es nicht nur eines empfänglichen und erregbaren Gefühles, es bedarf der Weisheit, der Mäßigung, der Umsicht; es bedarf jenes Sinnes, der die Geister zu prüfen im Stande ist. Möge mir von diesem Sinne so viel geschenkt werden, als nöthig ist, wenigstens auf die Spur der Wahrheit zu leiten. In gelehrte Untersuchungen werden wir uns nicht einlassen. Manches, das noch in der Untersuchung liegt und worüber die Akten noch keineswegs geschlossen sind, werden wir müssen unerledigt lassen; doch so weit die Ergebnisse freier und unbefangener Forschung reichen, so weit werden wir auch von ihnen Gebrauch machen. Ich werde mich eben sowohl hüten, Unerwiesenes oder gar erwiesen Fabelhaftes nur um des Effektes willen als Thatsache mitzutheilen, als ich mich auch wieder hüten werde, voreilig über Nachrichten den Stab zu brechen, die zwar nicht über allen Zweifel erhaben, aber gleichwohl nicht von der Kritik beseitigt sind. Ich werde das historisch Ausgemachte, durch vollgültiges Zeugniß Beglaubigte so viel als möglich zu scheiden suchen von dem einfach Ueberlieferten, und das Ueberlieferte wieder von dem rein Erdichteten, dem Legendenhaften. Doch auch die Sagen und Legenden der Kirche, selbst wo sie in das Abenteuerliche und Mährchenhafte sich verlieren, werde ich nicht mit Stillschweigen übergehen, sondern sie als treue Reflexe des Zeitgeistes, dem sie angehören, in die Darstellung einflechten, ohne sie jedoch als ächte Perlen zu verkaufen. Wahrheit und Dichtung gehen in der Geschichte Hand in Hand; gewaltsam lassen sie sich nicht trennen. Einer sorgfältigen Hand mag es bisweilen gelingen, den Kern aus der Schale zu lösen, öfter aber müssen wir darauf verzichten, eine völlige Scheidung zu vollziehen. Genug,

daß wir jede so viel als möglich in ihrem eigenen Gewande auftreten lassen, damit nicht durch unsere Schuld beide miteinander vermengt, und ihre Gebiete untereinander verworren werden. Eines ist so gefährlich als das andere, Dichtung in Wahrheit, als Wahrheit in Dichtung verkehren, und doch geschieht es so leicht, daß während wir die eine Richtung vermeiden, wir der andern verfallen.

Ehe wir nun die Anfänge der Kirche selbst aufsuchen, wird es vor allen Dingen nothwendig sein, den historischen Boden genauer zu betrachten, auf den sie Gott hingestellt hat; denn wenn auch das Christenthum nicht aus den schon vorhandenen Zuständen zu begreifen ist, sondern vielmehr als ein Neues, als ein noch nie Dagewesenes in die Welt tritt, so dürfen wir doch seine Erscheinung nicht als eine zufällige, geschichtlich unvermittelte Erscheinung auffassen. Gott thut nichts durch Sprünge, eben so wenig als alles nach gleichmäßigen Schritten geschieht. Wie in der Natur, so giebt es auch in der Geschichte außerordentliche, überraschende Wendungen der Dinge, Zeiten des Umschwunges, die uns als Sprünge erscheinen, indem sie zuvor nicht Geahntes unerwartet an's Licht treten lassen. Wenn eine geschichtliche Erscheinung als eine neue Schöpfung zu begrüßen ist, so ist es das Christenthum. Und gleichwohl geht auch diese neue Schöpfung nicht aus einem absoluten Chaos hervor; sie ist vorbereitet, eingeleitet durch frühere Entwicklungen; sie schwebt nicht in der Luft, sie hat eine Vergangenheit hinter sich, einen geschichtlichen Boden unter sich. Darum sagt auch die Schrift so bedeutungsvoll: Christus sei erschienen, da die Zeit erfüllet war. Wir können das Christenthum nicht bloß begreifen, als das Produkt früherer Zeiten; es ist unendlich mehr als dieses; aber wir können es doch wieder nicht als ein Ganzes erfassen, wenn wir nicht es betrachten im innigsten Zusammenhange mit der Zeit, in der es erschien. Wir fassen diese Zeit zusammen unter dem Begriff des Alterthums, der alten Geschichte, während mit Christus die neue Zeit beginnt; denn er ist, wie Johann von Müller sagt, „der Schlüssel der Weltgeschichte, der das Alte abschließt, das Neue eröffnet". Diese ganze alte Welt zerfällt nun aber für die religiöse und religionsgeschichtliche Betrachtung in zwei ungleiche Hälften, in die heidnische und in die jüdische Welt. Die eine umfaßt

die „Völker", die gleichsam ihrer eignen Entwicklung überlassen sind, obgleich nicht ausgeschlossen von dem ewigen Weltplan der göttlichen Liebe (denn Gott ist ja auch der Heiden Gott); ihre Religion ist eine wildwachsende, der man die Sonderpflege des himmlischen Gärtners nicht anmerkt, obgleich er sein Auge auch über ihr offen hält; die andere, weitaus kleinere Hälfte bildet „das Volk Gottes", eben so genannt, weil es von Gott selbst ist erwählt und erzogen worden zum Volk des Heils, aus dem das Heil der Welt hervorgehen sollte. Wir werden später diesen Gedanken noch näher beleuchten, wenn wir erst das Heidenthum betrachtet haben, worauf wir in dieser Stunde uns beschränken. Erwarten Sie nicht, daß ich Ihnen alle die verschiedenen Gestaltungen des Heidenthums vorführe, wie sie bei den Einen als Fetischismus, als Thier- und Gestirndienst, bei den Andern als die Religion des Feuers und des Lichtes und wieder bei Andern auf veredelter Stufe als Vergötterung des Menschen und der menschlichen Ideale sich darstellen. Eine solche vergleichende Religionsgeschichte würde eine eigene Behandlung erfordern, die außerhalb des Bereichs unserer engern Aufgabe liegt. Für uns mag es genügen, einstweilen nur die Gestaltung des Heidenthums in's Auge zu fassen, mit welcher das neu auftretende Christenthum zunächst in Berührung kam und die zu überwinden seine nächste Aufgabe war. Merken wir wohl, es ist nicht jenes Heidenthum der vorderasiatischen Culte, das in den Büchern des alten Testamentes uns entgegentritt und wogegen die Propheten eifern, nicht der Baals- oder Molochsdienst oder Aehnliches; noch weniger dürfen wir an ein Heidenthum denken, wie es etwa der christliche Missionar unserer Zeit vorfindet, wenn er zu den sogenannten wilden Völkern die Botschaft des Evangeliums bringt. Wir dürfen nicht vergessen, daß die Aufgabe der ersten Glaubensboten in dieser Hinsicht eine verschiedene war von der der spätern Zeit. Wenn es (mit wenigen Ausnahmen) in unserer Zeit gilt und schon von dem Mittelalter an großentheils gegolten hat, mit dem Christenthum und zum Theil durch dasselbe Cultur und Civilisation zu den in Geistesdumpfheit versunkenen Völkern zu bringen [1]), so sehen wir dagegen

---

[1]) Allerdings kommt das Christenthum auch in unserer Zeit zu Cultur-

das Christenthum bei seinem Eintritt in die Welt einer hohen und in mancher Hinsicht vollendeten Bildung entgegentreten. Gerade mit den gebildetsten Völkern des Alterthums, die wir selbst noch immer als Mustervölker unserer Jugend vor Augen stellen, an deren Sprachen noch bis auf den heutigen Tag der Sprachsinn, an deren vollendeten Kunstwerken der Kunstsinn, an deren großartigen Volks- und Rechtsverhältnissen der Sinn für öffentliches Leben, für Politik und Recht sich ausbildet und stetsfort sich ausbilden muß, wenn es nicht rückwärts gehen soll mit der menschlichen Bildung, gerade mit diesen Völkern der antiken Welt, die wir mit Recht als die klassischen Mustervölker in Beziehung auf reinmenschliche Verhältnisse betrachten, tritt das junge Christenthum in Kampf. Nicht etwa setzt es der Barbarei eine hohe, bisher nicht erreichte menschliche Bildung entgegen, sondern vielmehr tritt es mit dem Anspruch auf, daß die menschliche Weisheit seiner göttlichen Thorheit weiche, daß auch was edel, groß und schön ist in den Augen der Menschen, sich beuge vor der Knechtsgestalt, in der Gott die Menschheit sich zu offenbaren für gut fand. Aus einem verachteten Volke, meist aus den untersten Schichten der menschlichen Gesellschaft gehen die Männer hervor, die der gebildeten und übergebildeten alten Welt den Untergang verkündigen, damit eine neue Ordnung der Dinge, das Reich Gottes auf Erden überhandnehme. Gerade das aber giebt diesem Kampfe um das Alte und Neue eine so hohe Bedeutung, macht aber auch die richtige Beurtheilung desselben doppelt schwierig. Hätte es sich bei diesem Kampfe lediglich darum gehandelt, einem rohen Götzendienste die Anbetung Gottes im Geist und in der Wahrheit, einem barbarischen Volksleben eine schönere, mildere Sitte entgegen zu setzen, wäre mit einem Wort der Gegensatz zwischen dem Heidnischen und Christlichen ein schon fertiger, jedem Vernünftigen in die Augen fallender gewesen, so würde darüber nach 1800 Jahren wenig mehr zu sagen sein; das Urtheil der Geschichte wäre ein höchst einfaches und auf immer festgestelltes. Aber so ist es nicht. Bis auf den heutigen Tag ist

---

völkern, wie zu den Indiern, Chinesen, zu gebildeten Mahomedanern und Juden; aber doch sind diese Völker nicht die Träger der Cultur, wie die Griechen und Römer es waren im Alterthum. Im Ganzen ist auch ihnen das Christenthum in Absicht auf Cultur überlegen.

der Gegensatz zwischen antiker und christlicher Weltanschauung, das Verhältniß, in welcher sich die klassische Bildung zur christlichen zu setzen hat, als noch nicht vollkommen erledigt anzusehen, und noch ist es eine der ernstesten und schwierigsten Aufgaben der Wissenschaft, sich darüber gehörig in's Klare zu setzen. Darum ist es auch ungemein schwierig, eine allseitig gerechte Beurtheilung, ja nur eine vollkommen getreue Darstellung des antiken Heidenthums zu geben [2]). Wie leicht begegnet es da den Einen, daß sie, hingerissen von der Bewunderuhg der Antike, jeden Vorwurf als engherzig zurückweisen, der vom christlichen Standpunkt aus gegen die alte Welt, ihren Staat, ihre Sitten und ihre Religion erhoben wird; wie leicht aber auch geschieht es nun, daß die Andern, bloß an die Mißgestalt und das Zerrbild sich haltend, die tiefern religiösen Grundzüge, die verborgenen Keime des Göttlichen verkennen, die im klassischen Heidenthum liegen und daß sie so in ihrem vermeinten christlichen Eifer auch das mit verdammen, was seine unverkennbare geschichtliche Berechtigung hat. Um nicht in den einen oder andern Fehler zu verfallen, wird es nöthig sein bei der Betrachtung der alten Religionen selbst wieder zu unterscheiden das Ursprüngliche und das Entartete, die tiefere religiöse Idee, die, wenn auch noch in unklarer Symbolik verhüllt, den antiken Culten zum Grunde lag, und die mißverständliche Auffassung derselben, die sie in das Gemeine, in das Lächerliche, ja in das Unheilige und Unsittliche herabzog. — Wie ganz anders wird doch jetzt, gerade vom Standpunkte einer ächt christlichen Wissenschaft aus, die Mythologie der Griechen und Römer behandelt, als etwa noch vor 50 Jahren! Man hat sich überzeugt, daß damit dem Christenthum keine Ehre zuwächst, wenn man die alten Religionen, die es gestürzt, auf die gleiche Linie setzt mit dem Heidenthum der rohesten Fetischdiener. Aber eben so fest wird auch bei weiterm Studium

---

2) Außer der bekannten Abhandlung von Tholuck: „Das Wesen und die sittlichen Einflüsse des Heidenthums, besonders unter Griechen und Römern, von dem Standpunkte des Christenthums aus betrachtet" (Neander Denkw. I.), verweisen wir auf Lutterbeck: Die neutestamentlichen Lehrbegriffe oder Untersuchungen über das Zeitalter der Religionswende, die Vorstufen des Christenthums und die erste Gestaltung desselben. Erster Band: die vorchristliche Entwicklung. Mainz 1852.

die Ueberzeugung sich bilden, daß bei allem Edeln und Schönen der alten Welt, doch eben das religiöse Leben ein mit Irrthum umnachtetes Traumleben war, nicht im Stande, dem Volke die ewigen sittlichen Grundlagen zu geben und auf die Dauer zu sichern, deren die Menschheit bedarf, wenn sie ihre höchste und edelste Bestimmung erreichen soll. Und so verschieden auch die Gestaltungen des Heidenthums sein mögen, so weit sich der hellenische Polytheismus mit seinen vollendeten Kunstidealen von dem rohen Fetischismus unterscheidet, ein Zug geht durch dasselbe hindurch, der sich überall wiederfindet, der Zug der unbefriedigten Sehnsucht, des unversöhnten Zwiespaltes, der Gottverlassenheit bei allem Gottesdienste, bei aller Gottesfurcht, bei allen Anstrengungen, der Gottheit sich geneigt zu machen. Auch da, wo das religiöse Leben in rührenden Zügen hervortritt, erscheint es eben doch gebunden, versenkt in die Natur und heimgegeben ihren dunkeln Mächten und der Macht eines unbeugsamen Schicksals. Es fehlt dem Heidenthum das sichere und freie Bewußtsein um einen Gott und Vater im Himmel, der als der alleinige Schöpfer der Welt, unabhängig von ihr, über ihr waltet als der Allheilige, Allweise und Allgütige; es fehlt die durchgeführte sittliche Beziehung des Menschen zu diesem Gott und Vater; es fehlt die tiefere Einsicht in das Wesen der Sünde und mithin auch der Sündenvergebung. Die Idee der Heiligkeit und Gerechtigkeit Gottes, wenn sie auch in einzelnen Momenten ergreifend hervortritt, kommt nie zu ihrem vollen Rechte, indem das Böse auch innerhalb der Gottheit seinen Sitz hat. Die Einheit Gottes fällt entweder auseinander in eine Vielheit der Götter oder sie fällt zusammen mit der Welt; hier Pantheismus, dort Polytheismus, und im Gefolge beider eine Unklarheit des Bewußtseins über die Stellung des Menschen zur Natur und ihren Gewalten. Daher die unheimlichen Gestalten des Zauberwesens und Wahrsagerthums. Die griechische Mythologie hat freilich das voraus vor den orientalischen Naturculten, daß sie die Gottheit nicht unter unförmlichen, scheußlichen Thiergestalten, sondern unter den edelsten menschlichen Gestalten verehrt; allein gerade das Aesthetische an ihr, das Sinnengefällige, das Harmonische in der äußern Form, führte auch wieder ab von dem eigentlich Religiösen; es galt am Ende mehr, die Gottheit

durch die Kunst zu verherrlichen, als durch heilige Gesinnung. Nicht zufällig ist es, wie selbst in der Sprache das Schöne und das Gute dem Griechen in Eins zusammenfließen, und häufig muß das Erstere den Mangel des Letztern, die vollendete edle Form den nichtswürdigen Inhalt verdecken. Das Schwärmen in Idealen bei Vernachläßigung der alltäglichen Lebenspflichten ist ja wohl auch ein Götzendienst, der bis in unsere Zeit fortwuchert; seine Wurzel liegt in der griechischen Welt und ihrer Religion. Einen tiefern sittlichen Ernst, als bei der griechischen Mythologie, mag man in dem durch Religion geheiligten Volksleben der Römer finden; aber wie bei den Griechen die Religion in der Kunst und ihren Idealen, so ging sie bei den Römern im Staate und dem Staatszweck auf. Nur im engsten Zusammenhang mit der Geschichte und den Schicksalen des römischen Staates hat die römische Mythologie und Symbolik ihre große und ewige Bedeutung. Das individuelle Leben aber, das Heil der einzelnen Seele, in ihrer Stellung zu Gott, kommt dabei offenbar zu kurz, und auch diese Vergötterung des Staates und seiner Zwecke hat bis in die neuere Zeit hinein ihre Anhänger auch mitten im Christenthum gefunden. Uebrigens mag sich über die eigentliche Bedeutung der griechischen, wie der römischen Mythologie das Urtheil so oder so feststellen, das ist gewiß, daß zur Zeit, als das Christenthum in die Welt trat, diese Religionen sich bereits überlebt hatten, und daß auch das Gute und Löbliche, das wir an ihnen nicht verkennen wollen, nicht mehr im Stande war, die Oberhand über das Schlechte und Verderbliche, das in ihnen lag, zu gewinnen.

Zweite Vorlesung.

Das Heidenthum. (Forts.) — Die heidnische Philosophie. — Epicuräismus. — Stoicismus. — Eklekticismus. — Cicero. — Seneca. — Plutarch. — Das sittliche Leben. — Das Judenthum. — Pharisäer. — Sadducäer. — Essäer. — Sittlicher Zustand zur Zeit Christi. — Die Samariter. — Die Juden in der Zerstreuung. — Alexandrinische Weisheit. — Septuaginta. — Verbindung mit dem Mutterlande.

Wir haben zum Schluß der vorigen Stunde einen allgemeinen Blick auf das Heidenthum der alten Welt geworfen. Ueber dessen Ursprung und Bedeutung läßt sich Vieles sagen, Vieles vermuthen, und über Vieles läßt sich streiten. Es kann aber, wie ich schon das letztemal andeutete, meine Absicht nicht sein, in diese Untersuchungen Sie hineinzuführen, und ebensowenig werden Sie erwarten, daß ich Ihnen die Mythologie der Völker, mit denen das Christenthum zunächst in Berührung kam, die Mythologie der Griechen und Römer auseinander setze. Ihren Grundzügen nach ist Ihnen diese alte Mythologie bekannt. Sie haben Alle gehört von den Göttern des Olymps, von den verschiedenen Gebieten der Natur und der menschlichen Berufs- und Geschäftsthätigkeit, auf die sich ihre Herrschaft erstreckte. Auch ihre Geschichte und die Geschichte der Halbgötter und Heroen ist Ihnen so weit bekannt, als nöthig ist, um sich ein Bild von dem religiösen Vorstellungskreise zu machen, in dem sich die gebildete Phantasie der Dichter und der Künstler, wie die rohere des Volks bewegte. Daß nicht nur die Kräfte des Himmels und der Erde auf besondere

Gottheiten zurückgeführt wurden, die alle wieder unter dem Vater der Götter stehen, wie dieser selbst dem Schicksal untergeordnet ist; sondern daß auch wieder die einzelnen Naturwesen, daß Bäume und Blumen und Flüsse und Quellen von Gottheiten beseelt, daß Handel und Schifffahrt und Ackerbau, daß die Künste des Friedens, wie die wechselnden Schicksale des Krieges von der Gunst und Ungunst der Götter abhingen, daß Armuth und Reichthum, Krankheit und Gesundheit ihre himmlischen Vertreter, einzelne Länder und Städte wieder ihre Schutzgötter, einzelne Tempel ihre Orakel, einzelne Menschen ihre Genien hatten, und daß endlich auch wieder in der schauerlichen Unterwelt, wohin die Schatten der Verstorbenen gelangen, eine eigene Götterwelt ihre Herrschaft entfaltete, daß aus ihr die Furien heraufstiegen, den Frevler zu verfolgen, daß endlich auch die Schatten der Verstorbenen selbst wieder bald als fromme Manen, bald als Schreckgeister (Lemuren) auf der Erde herumirrten und durch Opfer versöhnt werden mußten — das alles brauche ich nicht darzustellen. Noch weniger kann es meine Aufgabe sein, zu bestimmen, was in diesen Vorstellungen den Griechen, was den Römern eigenthümlich gewesen und wie sich die beiden Mythologien, die mehr und mehr ineinander flossen, ursprünglich zu einander verhielten. Unsere Frage ist vielmehr einfach die, wie weit der polytheistische Glaube, der auf einer gewissen Stufe der Bildung, sowohl bei den Griechen als bei den Römern, Leben und Bedeutung gehabt hatte, noch Geltung hatte zur Zeit, da das Christenthum in die Welt trat. Aeußere Geltung im Staate hatte er allerdings noch, und zwar im vollsten Maaße, und auch im Innern der Menschen wurzelte er theilweise gewiß tiefer, als mancher schon damals es sich gestehen wollte. Aber so viel ist gewiß: unbefangen, unbeirrt und unbestritten war dieser Glaube längst nicht mehr, und längst hatte er aufgehört, ein allgemeiner und für Alle derselbe zu sein. Ein feinerer Atheismus hatte sich schon längere Zeit vorbereitet, und immer mehr suchten die Denkenden und Gebildeten im Volke ihre eigenen Wege. Die Leichtfertigen spotteten der Götter, die Ernstern forschten nach dem tiefern Kern, der in der Schale der Volksreligion verborgen lag, und auf verschiedenen Wegen erklärte man sich die Entstehung der letztern. Während die Einen in den Göttern bloße

Natursymbole, dichterische Personificationen der Naturkräfte und ihrer verschiedenen Erscheinungen, astronomisch-physikalische Beziehungen erblickten, lehrten Andere, die Götter seien sterbliche Menschen gewesen, die später vom Aberglauben der Menge seien vergöttert worden. [1]) Wie viel Recht die eine oder andere Erklärungsweise habe, wollen wir hier nicht entscheiden, da bekanntlich die heutige Wissenschaft hierüber ihr Urtheil noch nicht abgeschlossen hat. Es ist wohl möglich, daß auf beiden Wegen, sowohl auf dem physikalisch-symbolischen, als auf dem historisch-poetischen die Mythologie entstanden ist. So viel aber ist gewiß; sie war zur Auflösung reif geworden, und würde in sich zerfallen sein, wenn auch das Christenthum sie nicht gestürzt hätte. Aber freilich saßen einstweilen die Wurzeln des abgestandenen Baumes noch viel zu tief, als daß man gewagt hätte, ihn mit einem Streich zu fällen. Die Klugheit wehrte, den Atheismus offen zu predigen, und besonders da, wo das Staatsleben mit religiösen Formen umgeben und geschützt war, da hielten sich auch die Hochgestellten und Gebildeten strenge an sie, gewiß nicht nur aus Menschenfurcht, sondern auch aus einer begreiflichen und sogar ehrenwerthen Scheu, an dem zu rütteln, worauf das gemeine Wesen seit Jahrhunderten erbaut war. Darum unterschieden die Römer zu Ciceros Zeit zwischen einer bürgerlichen und einer philosophischen Religion. Die erstere war die, die man um des Volkes und des öffentlichen Beispiels willen mit aller Devotion beobachtete, die letztere, die man im Stillen pflegte und über die man nur mit Gleichgestellten und Gleichgesinnten sich unterhielt. Wir müssen daher, wenn wir die religiöse Stimmung der Zeit allseitig wollen kennen lernen, auch einen Blick werfen auf die alte Philosophie, so weit sie bei den Gebildeten die Religion ersetzen sollte. Bekanntlich war es Sokrates (469—399 v. Chr.), der zuerst die Philosophie der Griechen, die sich früherhin mehr der Naturseite zugewendet hatte, auf den Menschen lenkte und auf das, was ewig in des Menschen Brust lebt und ihn als freies und sittliches Wesen von der Natur unterscheidet. Das ist es, was die Erscheinung dieses Weisen be-

[1]) Diese Meinung wurde besonders verbreitet durch Euhemerus aus Messena (im vierten Jahrhundert vor Christo), daher sie die euhemeristische heißt.

sonders auszeichnet und was ihn auch in den Augen der Christen so hoch stellt, daß er die Selbstkenntniß obenan stellend in Weisheit und Gottesfurcht einherwandelte, daß er auch das Volk zu bilden und über seine sittlichen Verhältnisse aufzuklären suchte, und für seine Ueberzeugung heiter in den Tod ging. Man hat ihn den Johannes den Täufer genannt für die Griechenwelt; ja manche haben ihn sogar mit Jesu selbst in Parallele gestellt. — Sein großer Schüler Plato trat in seine Fußstapfen, faßte indessen mehr die speculative Seite der Philosophie seines Meisters auf und in dem Maaß, als er sie für das Denken vertiefte, in eben dem Maaß entzog er sie wieder dem Verständniß des Volkes; bekannt ist sein Ausspruch, es sei schwierig, das höchste Wesen zu finden, unmöglich es der Menge bekannt zu machen. Gleichwohl findet der Denker bei Plato viele Samenkörner der Wahrheit, die dann später auf dem christlich bereiteten Boden aufgingen und Frucht brachten. In das System des scharfsinnigen, verstandesnüchternen Aristoteles und in die Lehre der übrigen Philosophen einzudringen, wie sie sich in die verschiedenen Schulen verzweigt, ist unser Ortes nicht. Nur so viel haben wir uns zu merken, daß bei der fortgeschrittenen Bildung das Ungenügende der Volksreligion auch von denen empfunden wurde, die nicht eigentlich von der Philosophie Beruf machten und daß sich so aus der strengern Schulphilosophie heraus nach und nach eine Philosophie des Lebens bildete, die ein Surrogat für die Religion werden mußte. So finden wir namentlich zwei philosophische Systeme der alten Welt ihren Einfluß auf die sittliche Gesinnung der Gebildeten üben, den Epicuräismus und den Stoicismus. Nicht was Epikur selbst (drei Jahrhunderte v. Chr.) über die Natur der Götter lehrte, kommt hier in Betracht, sondern die Art, wie seine Lehre späterhin von seinen Anhängern gefaßt und ausgebeutet wurde. In diesem Sinn bezeichnet uns der Epicuräismus jene Denkweise, die sich die Götter am liebsten vorstellt in behaglicher Ruhe hoch über der Menschen Wesen und Treiben erhaben, weder von ihrer Lust, noch von ihrem Schmerz berührt, die sich daher auch gleichgültig verhalten in Absicht auf das Sittliche, und weit entfernt sind, durch das Betragen der Menschen im Genuß ihrer Seligkeit sich stören zu lassen. Dieser religiösen Vorstellung, der alle Idee der Hei-

ligkeit Gottes abgeht, entsprach denn auch die praktische Lebensweisheit des Epicuräismus, die darin bestand, das Leben in rechter Weise zu genießen und sich diesen Genuß durch keine Unruhe des Gemüthes stören zu lassen. In seiner Entartung ist der Epicuräismus die Philosophie des Egoismus und der Genußsucht, eine Philosophie, die bis in die neueste Zeit hinein ihre Jünger gefunden hat. — Weit ernster und in sittlicher Beziehung dem Christlichen näher stehend erscheint uns der Stoicismus, als dessen Stifter uns Zeno (340—260 v. Chr.) bezeichnet wird, und dem viele der Edelsten unter den Alten ergeben waren. Nicht die Lust und das wechselnde Spiel des Zufalls, sondern die allem Dasein zu Grunde liegende, nach ewigen Gesetzen waltende Kraft war das oberste Princip dieser Philosophie, die nach ihrer theoretischen Seite als Pantheismus sich ausprägte. Wie aber im Gebiete der Physik die Kraft es ist, die alles hält und trägt, so ist es auf dem sittlichen Gebiete die Tugend, die allein dem Menschenleben Werth und Bedeutung giebt. Nicht die Welt zu genießen, sondern durch Selbstbeherrschung über sie zu herrschen und mit kalter Resignation in das Unabänderliche sich zu ergeben, zufrieden mit dem Bewußtsein, vernunft- und pflichtgemäß gehandelt zu haben, das ist stoische Weisheit. Aber wenn auch diese stoische Resignation an die christliche Entsagung und Ergebung erinnern mag, wenn sie mit ihr das edle Streben theilt, dem Geist über das Fleisch den Sieg zu verschaffen, wenn sie die Tugend nach ihrem innern Werthe und nicht nach ihrem äußern Erfolge schätzt, wie ganz verschieden sind doch wieder beide von einander in ihrer Erscheinung! Was dem Christen Ergebung ist in einen väterlichen Willen, der in Allem unser Bestes beabsichtigt, das ist dem Stoiker Unterwerfung unter die eiserne Nothwendigkeit des Schicksals, und was der Christ als Gnadengeschenk aus der Hand seines Gottes nimmt, das rechnet sich der Stoiker zum sittlichen Verdienst an. Ja, darin begegnen sich der Epicuräismus und der Stoicismus, daß beide eine unüberwindliche Kluft setzen zwischen der Gottheit und der Menschheit; beiden fehlt der Glaube an ein die Menschen liebendes Vaterherz. Sind die epicuräischen Götter zu weich und zu üppig, um an den menschlichen Leiden theilzunehmen, so ist das stoische Fatum zu starr und zu hart, um sich der Leidenden zu erbarmen,

und haben wir den Epicuräismus als den Egoismus der Sinnlichkeit und der Genußsucht bezeichnet, so erscheint uns der Stoicismus als der Egoismus einer in ihren Tugendstolz sich einhüllenden Selbstgerechtigkeit. — Zwischen Epicuräismus und Stoicismus und neben ihnen schwankten wieder Andere umher. Die Pilatus-Frage: was ist Wahrheit? was kann der Mensch überhaupt Sicheres erkennen über Gott und göttliche Dinge, hat zu allen Zeiten den denkenden Geist beunruhigt, und wenn auch eine Zeitlang das eine oder andere philosophische System in stolzer Zuversicht sich rühmte, das Räthsel der Welt gelöst zu haben, so trat diesem zuversichtlichen Dogmatismus eben so bald wieder der Skepticismus entgegen. So fehlte es denn auch gerade in der Zeit, von der wir reden, nicht an verneinenden, an zersetzenden Geistern, die alles, was der Mensch zu wissen glaubt, in Zweifel zogen und die an die Stelle einer ausgemachten Wahrheit die bloße Wahrscheinlichkeit als das Höchste setzten, wozu es der Mensch zu bringen vermöge. Mit diesem Wahrscheinlichkeitsglauben (Probabilismus) verband sich dann bei denen, die doch nicht alles Philosophiren aufgeben wollten, der sogenannte Eklekticismus, d. h. sie wählten, ohne sich an ein bestimmtes System anzuschließen, das ihnen Zusagende aus den verschiedenen Systemen heraus und begnügten sich mit geistreichen Aphorismen, indem sie auf eine in sich abgeschlossene Erkenntniß verzichteten; namentlich griffen dann die Bessern unter ihnen das aus der Philosophie heraus, was auf die sittliche Natur des Menschen veredelnd wirkt, sie bearbeiteten die Moral.

Als einer der würdigsten Vertreter dieser Richtung erscheint uns Cicero, der in seinen philosophischen Schriften über die Pflichten des Menschen viel Schönes und Treffendes gesagt, und den Glauben an Gott und Unsterblichkeit zum höchsten Grad der Wahrscheinlichkeit zu bringen sich bemüht, aber eben doch es nicht zur Evidenz einer glaubensfesten Gesinnung gebracht hat. — Es ist indessen merkwürdig, wie die heidnische Welt auch in ihrer philosopischen Entwicklung dem Licht des Christenthums unvermerkt entgegen geführt wurde. Gehen wir um einige Menschenalter über Cicero hinaus, so finden wir, daß zu einer Zeit, als schon Christus aufgetreten, aber seine Lehre nur noch den Erstlingen aus den Heiden bekannt war, gleichwohl sich bei den Edlern und Bessern

unter ihnen eine Stimmung vorbereitete, die der christlichen schon um vieles näher kommt, als die frühere, antik-heidnische Stimmung. Es ist hier besonders an zwei Männer zu erinnern, von denen der eine der römischen, der andere der griechischen Welt angehört, an Seneca und Plutarch. — Seneca, der berühmte Lehrer Nero's war ein Zeitgenosse unsers Herrn. Daß er mit dem Apostel Paulus in Briefwechsel gestanden habe, ist eine Fabel, aber eine Fabel, deren Entstehung sich eben daraus erklären mag, daß man sich die christlichen Anklänge in seinen Schriften nicht anders als auf diesem Wege zu erklären wußte. Seneca schloß sich wesentlich an die stoische Philosophie an, und auch er hat die Härten nicht überwunden, die dem Stoicismus eigen sind. Wir würden daher viel zu weit gehen, wollten wir sagen, seine religiösen Ueberzeugungen seien mit den christlichen eins gewesen; aber gewiß ist, daß Seneca über die Härte des Stoicismus hinausstrebte, daß er eine Ahnung hat von einem gnädigen Gott, der die Menschen durch Leiden erzieht, daß er um eine selige Gemeinschaft Gottes oder wie er es noch polytheistisch ausdrückt, um eine Freundschaft der Götter mit den Menschen weiß, die ihm höher steht, als alles, was die Welt Glück nennt. Es ist zwar der sittliche Charakter des Mannes von Neuern in Zweifel gezogen worden; sein Geiz, den man ihm vorwirft, soll sich schlecht vertragen haben mit seinen schönen Reden von der Verachtung der Welt. Es wäre dieß nur ein Beweis mehr, daß von dem Wissen des Guten zur Ausübung desselben noch ein großer Schritt ist und daß auch die edelste Philosophie den Menschen nicht zu erlösen, nicht zu heiligen und zu erneuern vermag, wenn nicht jene innere Umwandlung stattfindet, die eben das Christenthum als Wiedergeburt bezeichnet. Immerhin legt seine Philosophie ein Zeugniß dafür ab, daß, wenigstens nach der Seite der Erkenntniß hin, die Zeit dem Christenthum entgegen reifte. — Eine der edelsten Gestalten des Alterthums ist die des Plutarch aus Chäronea in Böotien. Er lebte ungefähr ein halbes Jahrhundert nach Seneca und hielt sich längere Zeit unter Trajan in Rom auf. Das Christenthum war damals den Römern nur als eine verachtete jüdische Sekte bekannt, und schwerlich ist Plutarch äußerlich damit in Berührung gekommen. Aber an innern Berührungspunkten fehlt es nicht. Dem Aberglauben wie dem

Unglauben seiner Zeit stellte Plutarch ein Gottesbewußtsein entgegen, das den Menschen aufrecht erhält in allen Wechselfällen des Glückes und das ihn auch milde, edel und versöhnlich stimmt gegen seine Mitgeschöpfe. Ihm sind die allmächtigen und allwissenden Götter seine Freunde; er weiß, daß sie treu für ihn sorgen, daß er sich vor ihnen nicht verbergen kann weder bei Tag, noch bei Nacht, daß sie ihn begleiten, wohin er geht, daß sie seine Gedanken erforschen und daß sie ihm in Ahnungen und Träumen ihre Gedanken kund thun. Der Tod ist ihm nicht Vernichtung, sondern Verwandlung; ja, einen Anklang an Paulus mögen wir in den Worten finden, wenn er sagt: „die Kämpfer erhalten den Kranz nicht, so lange sie kämpfen, sondern nachdem sie ausgekämpft und gesiegt haben.“ „Ich halte, sagt er ferner, den Tod für ein so großes und wahrhaft vollkommenes Gut, daß ich glaube, dort erst wird die Seele wahrhaft leben und wach sein, jetzt aber ist sie einer träumenden zu vergleichen.“

Können wir solche Aussprüche der Heiden vernehmen, ohne an die Worte erinnert zu werden, daß Gott sich keinem Volke unbezeugt gelassen, und daß der Vater die Menschen zum Sohne hinzieht, indem er sie zum Glauben bereitet? Indessen dürfen wir aus solchen einzelnen Erscheinungen nicht zu viel schließen. Ausnahmen dürfen nicht an die Stelle der Regel treten, und wenn wir daher eine Anschauung von dem Heidenthum gewinnen wollen, wie das Christenthum bei seinem Eintritt in die Welt es vorfand, so müssen wir die Massen betrachten und vor allen Dingen fragen, wie sich die Religion im Leben und zwar im Leben des Volkes bewährt habe. Dieß führt uns auf die sittlichen Zustände des Heidenthums.

Daß den Religionen des Alterthums alle sittliche Triebkraft gefehlt, wer möchte dieß behaupten? Zeigt uns doch die Geschichte des alten Roms, wie der Glaube an das Walten der Götter auch jene Römertugenden erzeugte, die doch wohl mehr waren, als glänzende Laster, wie die Scheu vor den Rächern des Bösen vor Frevel schützte, wie das Verlangen sich der Gottheit beliebt zu machen, zu großartigen Opfern begeisterte, die manchen Christen beschämen. Aber diese Triebkraft hatte sich nach und nach erschöpft und aus dem Munde der römischen, wie der griechischen Schriftsteller selbst vernehmen wir die bittersten

Klagen über den allgemeinen Verfall der Religion und der Sitten. Und wenn wir einmal den heidnischen Cultus genauer darauf ansehen, wer kann leugnen, daß in ihm neben den sittlichen Antrieben doch auch eine Menge unsittlicher Elemente lagen, ja, daß geradezu mit der Ausübung gewisser Culte auch die Ausübung der schnödesten Laster und die Entfeßlung der Leidenschaft, die wildeste Ausgelassenheit auf's Innigste verbunden war. Bot doch eben die Geschichte der Götter, wie sie wenigstens vom gemeinen Volksverstande aufgefaßt wurde, nicht nur jeder menschlichen Schwachheit, sondern auch jedem Verbrechen eine willkommene Entschuldigung dar. Nicht die Wollust allein in ihren gräulichsten Verirrungen und Mißgestalten, auch blutdürstige Grausamkeit hatte an dem heidnischen Gottesdienst eine Stütze. War auch bei den gebildeten Nationen des Alterthums die Zeit der Menschenopfer längst vorüber, so finden sich gleichwohl noch Reste derselben in der römischen Sitte. So berichtet uns ein Kirchenvater, daß jährlich dem Jupiter Latiaris ein Mensch sei geopfert worden. Es ist dieß dahin zu verstehen, daß an dem Feste dieses Gottes öffentliche Fechterspiele gefeiert wurden, wobei ein Mensch um's Leben kam, dessen Blut als Sühne für die Gottheit betrachtet und als Libation dargebracht wurde. Und auch sonst noch fanden eigentliche Menschenopfer, wenigstens außerordentlicher Weise, statt. So ließ Octavius (Augustus) nach der Einnahme von Perusia dreihundert von denen, die sich ihm ergeben hatten, dem Divus Julius hinschlachten. Ueberhaupt aber deuten die Thierkämpfe, die Fechterspiele, nach denen das römische Volk so gierig war, wie nach dem täglichen Brote, auf einen Zustand der öffentlichen Sitte, den wir kaum mit der Bildung reimen können, der sich dasselbe Volk rühmte. Was sollen wir zu der Sklaverei sagen, die selbst von edlern Heiden, wie von Cato, als etwas ganz Natürliches, sich von selbst Verstehendes betrachtet wurde? Wie wenig war im Ganzen die Ehe geheiligt? In den guten Zeiten bei den Römern war sie es allerdings; weit lockerer waren hierin die Sitten der Griechen, die aber später auch von den Römern nachgeahmt wurden. Wie tief stand das Weib in seiner Würde unter dem Manne! Einzelne edle Römerinnen, wie Cornelia, die Mutter der Gracchen, machen auch hier eine Ausnahme. Die Erziehung, großentheils den Sklaven

überlassen, wie sehr wurde sie im Allgemeinen vernachläßigt! wie einseitig, meist nur auf die Zwecke des Staates, auf den Krieg berechnet, war sie auch in ihrer bessern Gestalt! Was aber namentlich der alten Welt eigenthümlich ist, das ist die Abgeschlossenheit im Volksleben. Mit welcher Verachtung redete der Grieche von dem Barbaren! Feind und Fremdling wurden von dem Römer mit demselben Worte (hostis) bezeichnet. Die allgemeine Menschenliebe, wonach Jeder in dem Andern ein Wesen seiner Art erkennt, gleichviel unter welchem Himmelsstrich er geboren, welcher Klasse von Menschen er in der Gesellschaft zugetheilt sei, war der alten Welt fremd, und auch hier erhoben sich nur Einzelne, wie ein Plutarch zu der Ahnung desselben. Man wird uns freilich entgegen halten; auch bei den Christen fänden sich dieselben Laster, dieselben Gebrechen, die wir an den Heiden tadeln, und derselbe Mangel an Liebe, die gleiche Selbstsucht trete uns in der christlichen Welt entgegen, wie in der heidnischen. Das ist leider nur zu wahr. Aber wir dürfen nicht vergessen, was die Christen hierin sündigen, das thun sie gegen ihre Religion, das steht im schreienden Widerspruch mit den Grundsätzen, zu denen sie sich bekennen; während im Gegentheil die heidnischen Laster großentheils ihre Rechtfertigung finden in der heidnischen Religion selbst und ihre schönsten Tugenden eine Frucht sind, die nicht auf diesem Stamme gewachsen ist. Der lasterhafte Christ bleibt hinter seiner Religion zurück, der tugendhafte Heide geht über sie hinaus; der Eine ist schlechter, der Andere besser als seine Religion. Doch, wie man auch weiter noch über das Wesen und die sittlichen Einflüsse des Heidenthums im Allgemeinen urtheilen möge, das ist gewiß, daß eben zu der Zeit, da Christus als das Heil der Welt erschien, das sittliche Verderben den höchsten Gipfel erreicht hatte, wie es Paulus im ersten Brief an die Römer als die Frucht des Heidenthums schildert, und vor allem floß dieses Verderben in der Hauptstadt der Welt zusammen. Das alte Rom, einst eine „Herberge aller Tugenden", nach dem Ausdruck eines spätern Geschichtschreibers, wie war es jetzt eine Herberge aller Laster geworden! Ein Zeuge dafür ist Livius, der seine Geschichtsbücher mit dem Bekenntniß beginnt, daß die Zeiten, in denen er schrieb, weder die Menge der Laster noch die Heilmittel dagegen zu ertragen im

Stande seien. Eben so ergießen sich die Dichter, vor allem der strenge Juvenal in Klagen und Satyren über die Verdorbenheit ihrer Zeit. Seneca sagt[2]): alles ist voll von Verbrechen und Lastern; es wird mehr begangen, als was durch Gewalt geheilt werden könnte. Ein ungeheurer Streit der Verworfenheit wird gestritten. Mit jedem Tage wächst die Lust zur Sünde, mit jedem Tage sinkt die Scham. Verwerfend die Achtung vor allem Bessern und Heiligen, stützt sich die Lust, wohin es sei. Das Laster verbirgt sich nicht mehr. So öffentlich ist die Verworfenheit geworden und in allen Gemüthern ist sie so sehr aufgelockert, daß die Unschuld nicht mehr selten, sondern keine ist. Darum wendet Seneca die Schilderung des eisernen Zeitalters, wie sie Ovid uns giebt, auf die Zeit an, die er erlebte. Das die Stimme der edlern Zeitgenossen selbst. Uebrigens fehlte es der alten Welt nicht an Ahnungen einer bevorstehenden gewaltsamen Umgestaltung aller sittlichen Verhältnisse. Wir wollen uns nicht auf die sibyllinischen Orakel berufen, von denen später die Rede sein wird; aber hofften nicht auch, mit Hinweisung auf die Sibyllen, die Dichter des Augusteischen Zeitalters, hoffte nicht ein Virgil[3]) — oder wenn Hoffen zu viel ist, — versetzte er sich nicht wenigstens mit seiner dichtenden Phantasie in eine Zukunft besserer Tage, da das eiserne Zeitalter aufhören und das goldene zurückkehren werde, ein Zeitalter des Friedens, da die Natur ihre Gaben willig dem Menschen in den Schooß schüttet, da das Rind mit dem Löwen weidet und das Gift der Schlange nicht mehr soll gefürchtet werden? — Und wenn er auch das glückselige Kind, mit dem dieses goldene Zeitalter beginnen soll, in ganz andern Umgebungen suchte, als in denen es geboren ward, so ging neben dieser Dichtung eine Sage[4]), deren die Geschichtschreiber erwähnen, daß aus dem Orient, daß namentlich von Judäa aus die Welt werde erobert werden.

Nach diesem jüdischen Lande und dem Volke der Juden richten wir jetzt unsere Blicke.

Das Heil, sagt der Herr, kommt von den Juden, und

---

[2]) Sen. de ira II. 8.

[3]) in der vierten seiner Eclogen.

[4]) Tac. Hist. V, 13.

damit bezeichnet er sein Volk als das Volk des Heils. — Unsere moderne Bildung hat sich an diesem Gedanken vielfach gestoßen, und dieselben, welche das antike Heidenthum nicht genug erheben konnten seiner Humanität wegen, haben nicht unterlassen auf die niedrige Stellung hinzuweisen, welche das Judenthum, in Absicht auf äußere Macht sowohl, als in Absicht auf Wissenschaft und Kunst, den großen Völkern des Alterthums gegenüber einnimmt. Wie? hat man gefragt, soll gerade dieses Volk das auserwählte Volk Gottes sein? Man hat dabei vergessen, daß es nicht die menschlichen Vorzüge sind, um derenwillen Gott dieses Volk erwählte, sondern daß im Gegentheil der große Heilsplan an ihm sich verwirklichen sollte. „Die Geschichte Israels, sagt ein tiefsinniger deutscher Theologe [5]), ist eine fortgesetzte Gottesthätigkeit, eine Arbeit Gottes selbst am Volke. Die Natur des Volkes Israel ist nichts weniger als durch sich selbst liebenswürdig; sie theilt in vielfacher Weise das Rauhe, Grausame und Trotzige, was die übrigen cananitischen Völkerschaften charakterisirt. Aber es kam gerade darauf an, thatsächlich nachzuweisen, daß das Schöpfen und Graben aus der Tiefe des eignen Wesens nicht zur Lösung der Aufgabe des Menschengeschlechts, daß die natürliche Liebenswürdigkeit nicht zum Gefühl der vollen Harmonie führe. Darum mußte der Stoff, an welchen der göttliche Künstler seine Arbeit wandte, ein so roher und ungefüger sein, um klar zu zeigen, wie das Element, das in der Geschichte zu Tage trat, nicht aus dem geschichtlichen Zusammenhange des Menschengeschlechts entwickelt werden konnte, sondern daß es aus den Tiefen des schöpferischen Lebens selbst entspringen mußte."

Wenn wir früher den gemeinsamen Charakter des Heidenthums als den der Gottverlassenheit, des Suchens und Gehens eigener Wege bezeichnet haben, so besteht nun das Eigenthümliche des Volkes Israel eben darin, daß dieses Volkes Leben rein bedingt ist durch sein Verhältniß zu Gott. Es hat und kennt keine andere Nationalität, als die ihm sein Gott selbst giebt. Und dieser Gott des Volkes, er ist, das weiß jeder Israelite, das ist die Grundlage seines Glaubens, er ist zugleich der alleinige Gott, der

---

[5]) Ehrenfeuchter, Entwicklungsgeschichte der Menschheit S. 105.

Schöpfer Himmels und der Erde, und außer ihm sind keine Götter. Mag auch das Volk noch so oft von diesem einen lebendigen Gott abgewichen sein und sich den Götzen zugewendet haben, immer wird dieses als Sünde empfunden, als Sünde gerügt, als Sünde erkannt und gestraft. Die Idee der absoluten Heiligkeit, wie des ewigen Erbarmens Gottes, Ideen, die gerade den heidnischen Religionen fehlt, bilden die Grundidee des hebräischen Monotheismus. Israel ist das Volk des Gesetzes und das Volk der Verheißung zugleich: es hat Mosen und die Propheten. Seine Verfassung ist eine rein theokratische, wie bei keinem andern Volke. Gott ist der Herr und König des Volkes; sein Wille nicht nur das oberste; sondern das einzige Gesetz. Die Welt außer diesem Gottesstaate ist die Welt der Lüge, der Nichtigkeit, des Abfalles von Gott, dem Lebendigen. Vernichtung oder Unterwerfung unter den einen Gott ist das Loos der Weltvölker. In Abraham sollen sie gesegnet, unter Davids Zepter sollen sie vereinigt werden. Man hat dieß einen einseitigen, einen beschränkten Particularismus genannt, und es muß Jedem so vorkommen, der das weissagende Element verkennt, das eben in dieser Geschichte liegt, und den typischen, symbolischen Charakter, den diese Geschichte hat. Daß das Volk Israel eben nicht bloß der Gegenwart angehörte, daß es als ein „Volk der Zukunft" zu begreifen ist, das nicht nur einzelne und abgerissene Weissagungen in sich nährte, sondern in seiner ganzen Anlage und in seiner eigenthümlichen Entwicklung eine Weissagung ist, das haben tiefere Geschichtforscher längst erkannt und ausgesprochen, und selbst die, welche kein Bedenken tragen, an die Einzelheiten seiner Geschichte den Maßstab historischer Kritik zu legen und das Menschliche in ihr menschlich zu beurtheilen, haben gleichwohl diese höhere Mission des Volkes und seine prophetische, vorwärtsweisende Bedeutung in der Weltgeschichte nicht verkannt.

Die Geschichte des Volkes Israel von Abraham bis Moses, von da bis zu den Richtern und Königen, die Zeiten seiner Erhöhung, wie seiner Erniedrigung, seiner Wegführung in die Gefangenschaft und seiner Rückkehr in das Land der Väter sind Ihnen Allen in ihren Grundzügen bekannt, und unsere Aufgabe kann es nicht sein, sie hier weiter auszuführen. Indem wir uns begnügen, daran zu erinnern, fragen wir einzig: wie stand es mit diesem

Volke unmittelbar vor der Zeit und zu der Zeit, da Christus unter ihm auftrat? Hier müssen wir anknüpfen an die Leidensschule des Exils. Diese hatte in mancher Hinsicht erziehend und läuternd auf das Volk gewirkt. Einerseits hatte sich sein Blick erweitert; selbst der Kreis der religiösen Vorstellungen hatte an Ausdehnung gewonnen, anderseits aber war die Anhänglichkeit an die väterliche Religion durch das Wohnen im fremden Lande nicht geschwächt, sondern durch die herbe Entbehrung nur um so mehr gekräftigt worden. Mit heiligem Eifer ward nach der Rückkehr über der Reinheit des Gottesdienstes gewacht, und als unter der syrischen Herrschaft des Antiochus Epiphanes (176—164 v. Chr.) der Tempel entweiht und heidnisches Wesen mit Gewalt dem Volke aufgedrungen wurde, da erhoben sich die kühnen Söhne des Mattathias, die Maccabäer und es entwickelte sich ein Heldenmuth, der auch den Feinden Achtung abnöthigte. Das war aber auch das letzte Aufflackern theokratischer Begeisterung. Die rühmliche Anhänglichkeit an das Gesetz, das in den Schulen des Landes (Synagogen) gelesen und erklärt wurde, artete bald in einen kleinlichen Buchstabendienst und todtes Satzungswesen aus, das besonders an der Secte der **Pharisäer** seine Pfleger fand, während die beim Volke weniger beliebten **Sadducäer** einem vornehmen Unglauben huldigten. Man kann die Pharisäer in einer gewissen Hinsicht den Stoikern, die Sadducäer den Epikuräern vergleichen. Jene hielten strenge am Gesetz, nahmen aber auch **die** Lehren auf, die sich seit dem Exil weiter entwickelt hatten, wie namentlich die Engellehre und die Lehre von der Auferstehung. Die Sadducäer dagegen verwarfen und verspotteten diese Lehren, unter dem Vorwande, daß sie nicht ausdrücklich im Gesetz enthalten seien. Die **Essäer** an der Westküste des todten Meeres führten ein stilles, beschauliches Leben und griffen weniger in das Volksleben ein, weßhalb auch ihrer im neuen Testament nicht gedacht wird. Ein Zusammenhang Christi und seiner Jünger mit ihnen läßt sich nicht nachweisen.

Nicht ohne Bedeutung für das religiöse und sittliche Leben der Juden war der Verlust ihrer politischen Selbstständigkeit und ihre Abhängigkeit von Rom. Der Streit zwischen den beiden Brüdern Hyrkan II. und Aristobulus II. hatte, um 63 v. Chr., den römischen Feldherrn **Pompejus** als Schiedsrichter ins Land ge-

rufen. Man weiß, wohin zu allen Zeiten fremde Intervention geführt hat. Pompejus erstürmte Jerusalem und führte den Aristobulus nebst einer Anzahl gefangener Juden nach Rom. Nach längern Unruhen und Regierungswechseln, die hier nicht weiter auszuführen sind, ward das Haus der Maccabäer auf immer gestürzt, und es gelangte der idumäische Fürst Herodes auf den Thron von Jerusalem. Durch seine Grausamkeit, wie durch seine Anhänglichkeit an ausländische Gebräuche (er führte heidnische Feste und Spiele ein), machte er sich beim Volke verhaßt, während er dagegen sich dadurch wieder beliebt zu machen suchte, daß er den Tempel zu Jerusalem, den Serubabel nach der Rückkehr aus dem Exil wieder hatte aufbauen lassen, umbauen und aufs prächtigste herstellen ließ. In seinem Testamente theilte Herodes, den die Geschichte nur mit Unrecht den Großen nennt, das Land unter seine drei Söhne, Archelaus, Antipas und Philippus. Kaiser Augustus bestätigte erst diese Theilung, vereinigte aber, nachdem Archelaus war verwiesen worden, seinen Antheil Judäa mit Samaria und Idumäa zu einer römischen Provinz (Provinz Syria), welche von Rom aus durch Procuratoren (Statthalter, Landpfleger) verwaltet wurde. Der erste derselbe war Copponius; der aus der Leidensgeschichte des Herrn bekannte Pontius Pilatus bereits der fünfte. Noch behielt indessen das Hohepriesterthum mit seinem hohen Rathe (Synedrium, Sanhedrin) eine gewisse Gewalt in geistlichen Dingen, und eben dieses Zusammenwirken verschiedener Mächte eines Herodes (Antipas), Pilatus und des hohenpriesterlichen Rathes tritt uns recht auffällig bei der Verurtheilung Jesu vor Augen.

Welche sittliche Nachtheile diese Verhältnisse mit sich führten, geht ebenfalls aus dem neuen Testament hervor. Allervorderst macht sich der Haß des Volkes gegen seine Unterdrücker bemerklich und mit diesem Hasse verbindet sich der Hang zu Aufruhr und Empörung. Wie wenig hätte es Jesum gekostet, dieses Hanges sich zu bemächtigen, wäre es seine Absicht gewesen, ein irdisches Reich zu stiften! Zur Entsittlichung des Volkes dienten unter andern auch die Zollverhältnisse. Seit Palästina seine politische Selbstständigkeit verloren, wurde es den Römern zinsbar. Nun wurden die Zölle der Provinzen an römische Große verpachtet, die

in dem Lande selbst wieder ihre Beamten hatten, die den Zoll eintreiben mußten. Das sind eben die Zöllner des neuen Testamentes, die so oft mit den Sündern und den Heiden zusammengestellt werden. Schon ihres Geschäftes wegen waren sie natürlich dem Volke verhaßt, und da dieses Geschäft sie überdieß in beständige Berührung mit den Heiden brachte, so stellte man sie diesen gleich. Eben so verhaßt, als die Zöllner, waren die Hofschranzen des Herodes, die sogenannten Herodianer, die mit den anti-nationalen Sadducäern gemeinsame Sache machten, während der jüdische Nationalstolz durch die Pharisäer aufrecht erhalten ward. Aber eben dieser Nationalstolz bei völligem Mangel der innern Würde und der äußern Macht konnte nur einen widerwärtigen Eindruck machen, und das Bewußtsein: „wir sind Abrahams Kinder", konnte jetzt nur noch dazu dienen, die Gemüther gegen die Wahrheit zu verhärten, durch die sie allein hätten frei werden können. Nur wenige ächte Fromme, „ächte Israeliten ohne Falsch" sehen wir als die „Stillen im Lande" aus der verderbten Masse hervortreten, und während diese entweder das Joch der Knechtschaft in stumpfer Verdrossenheit trug oder es abzuschütteln Miene machte, hoffte der kleinere, aber bessere Theil des Volkes mit Simeon und Hanna auf den rechten Trost Israels.

Wenn die Zustände der palästinensischen Juden für uns wichtig sind, weil eben in diesem Lande und unter diesem Volke das Heil der Welt geboren ward, so verdienen dagegen die Juden außer Palästina oder die Juden in der Zerstreuung von uns besonders beachtet zu werden, weil hier die Fäden uns an die Hand gegeben werden, an denen die Verbreitung des Christenthums unter den Heiden fortgeleitet werden konnte.

Vorerst noch ein Wort über die Samariter. Es ist aus der jüdischen Geschichte bekannt, wie bei der Abführung des Volkes in die Gefangenschaft (722 v. Chr.) einige, und zwar aus den geringern Klassen, im Lande zurückblieben und in der Folge mit heidnischen Colonisten sich mischten; daher wurden sie von den aus der Verbannung zurückgekehrten Juden als unrein und als unwürdig betrachtet, bei dem neuen Tempelbau sich zu betheiligen. Auf das fruchtbare Hügelland zwischen Judäa und Galiläa zurückgedrängt, erhielten die Bewohner Samariens, zur Zeit Alexanders

des Großen, ihren eigenen Tempel auf dem Berge Garizim (bei Sichem), der aber 109 v. Chr. nach zweihundertjähriger Dauer von Johann Hyrkan wieder zerstört ward; nichts desto weniger blieb den Samaritanern die Höhe selbst heilig. Aus verschiedenen Zügen des neuen Testamentes kennen wir nun die gegenseitige Abneigung der Juden und Samariter, sehen aber auch wie Jesus über diesen Gegensatz hinauswies auf eine Zeit, da man weder an dem einen noch an dem andern Orte, sondern da alle wahren Verehrer Gottes ihn allenthalben anbeten werden im Geist und in der Wahrheit.

Wie nun die im Lande zurückgebliebenen Juden sich mit den fremden Ansiedlern vermischt hatten, so finden wir nun auch wieder umgekehrt, daß nach erlangter Erlaubniß, nach Palästina zurückzukehren, nicht alle Juden von dieser Erlaubniß Gebrauch machten, sondern daß eine bedeutende Anzahl derselben in der Fremde blieb und sich beträchtlich vermehrte und ausdehnte. Viele Tausende von ihnen blieben (nach Josephus) in Babylon und Medien, den ursprünglichen Sitz der Gefangenschaft. Eine Colonie zog unter Alexander dem Großen nach Aegypten und siedelte sich in dem neu erbauten Alexandrien an. Diese alexandrinischen Juden eigneten sich griechische Bildung und griechische Sprache und Sitte an und hießen darum Hellenisten (Griechlinge). Sie blieben zwar der Religion ihrer Väter getreu; aber da sie dabei auch auf die griechische Weisheit nicht verzichten wollten, so verfielen sie auf den Ausweg, zu behaupten, diese griechische Weisheit sei nur ein Ausfluß der in den Schriften des alten Testamentes geoffenbarten Wahrheit, und es komme nur darauf an, daß diese Schriften nach dem Geiste und nicht nach dem Buchstaben gedeutet würden. Dieß führte zu jener eigenthümlichen, sogenannten allegorischen Schrifterklärung, die aus der Bibel alles zu machen verstand und auf diesem Wege eine seltsame Fusion erzielte zwischen Offenbarung und Philosophie, zwischen Altem und Neuem, zwischen Judenthum und Griechenthum. Diese alexandrinischen Juden bedienten sich auch statt der hebräischen Bibel einer griechischen Uebersetzung derselben, die auf Veranstaltung des Ptolomäus Philadelphus um 277 v. Chr. durch eine Anzahl Juden (die Sage nennt ihrer 70) auf der Insel Pharus bei Alexandrien verfaßt worden war, und die

man gewöhnlich die Septuaginta nennt. Welche Anknüpfungspunkte eine solche griechische Uebersetzung denen bot, welche das Evangelium bei den des Hebräischen unkundigen Heiden verkünden sollten, liegt auf der Hand. Wir werden später überhaupt noch Gelegenheit haben, zu sehen, wie eben dieses griechische Judenthum eine merkwürdige Brücke wurde, über welche das von den Juden ausgehende Christenthum in die Heidenwelt einzog. — Wie nach Alexandrien, so hatte sich das Judenthum auch nach Arabien, nach Syrien, namentlich nach Antiochien, nach Phrygien, Lydien, überhaupt nach Kleinasien, und von da weiter nach Griechenland verbreitet, und (wie wir soeben vorhin bemerkt haben), kam es unter Ptolemäus auch nach der Hauptstadt der Welt, nach Rom. Ein eigenes Quartier, jenseits der Tiber, wurde den römischen Juden zum Wohnsitz angewiesen. — Alle diese im Ausland wohnenden Juden behielten indessen immer den Tempel zu Jerusalem, als den heiligen Mittelpunkt ihres Gottesdienstes im Auge. Nicht nur entrichteten sie die übliche Tempelsteuer, sondern so weit es ihnen nur immer die Verhältnisse erlaubten, zogen sie in größern oder kleinern Schaaren unter dem Singen der Psalmen hinauf auf die großen Feste nach Jerusalem, um dort in Gemeinschaft mit den Brüdern anzubeten den Gott der Väter, und gestärkt und gehoben durch das Gemeingefühl kehrte wohl Mancher wieder im Innern beseligt an seinen Wohnsitz unter den Heiden zurück und rühmte ihnen die Herrlichkeit seines Tempels und des heiligen Landes.[6])

So sehen wir, daß die Scheidewand zwischen Juden und Heiden, welche die Geschichte aufgerichtet, auch durch die Geschichte wieder zu schwinden anfing. Römisches Wesen war, freilich mit Gewalt und unter großem Widerstreben des Volkes, in Palästina eingedrungen, und umgekehrt waren Juden mit ihrem Glauben und ihrer Sitte, an der sie zähe festhielten, in die weite Heidenwelt zerstreut. Bei all dieser Zähheit fehlte es nicht an mannigfachen Berührungspunkten, und wie der Jude griechische Sitte und griechisches Wesen annahm, so blieb auch das Heidenthum nicht ganz von jüdischen Einflüssen frei. Im Allgemeinen zwar waren

---

6) Mit lebendiger Anschaulichkeit sind diese Verhältnisse dargestellt in „Helons Wallfahrt nach Jerusalem“ (von Strauß).

die Juden den Heiden verhaßt. Eben die Zähheit, womit sie sich abschlossen, die Eigenthümlichkeit ihrer Religion, die nicht wie die heidnischen Religionen eine Vermischung mit der römischen Staatsreligion zuließ, erbitterte die Gemüther gegen sie. Tacitus wirft ihnen ihre Gehässigkeit vor und nennt sie das abscheulichste der Völker [7]), und sprüchwörtlich wurde der Jude zur Bezeichnung abergläubischer Gesinnung [8]). Aber merkwürdig! Gerade dieser sogenannte Aberglaube war es wieder, der die Heiden anzog. So Viele, denen weder der heidnische Volksglaube noch die heidnische Philosophie Befriedigung gewährte, wandten sich den geheimen Künsten zu, wie sie von sogenannten Goeten und Thaumaturgen (Wunderthätern), die das Land durchzogen, geübt wurden. Nun waren absonderlich die Juden in diesen chaldäischen Künsten bewandert, und so wurde bei ihnen Rath und Trost gesucht, wo die heidnische Weisheit nicht ausreichte. Aber auch ein edlerer Zug als bloß der des Aberglaubens, führte manche dem Judenthum entgegen. Der Glaube an den einen Gott, Schöpfer Himmels und der Erde, an einen unsichtbaren, in kein Bild zu fassenden, rein geistigen Gott mußte sich der nachdenkenden Vernunft manches Heiden empfehlen, und so sehen wir namentlich von den Heiden, die in Palästina lebten, (wir erinnern an den Hauptmann Cornelius zu Cäsarea) sich anschließen an den jüdischen Monotheismus, ohne daß sie deßhalb förmlich durch die Beschneidung zum jüdischen Glauben übergetreten wären. Es sind das die, welche uns im neuen Testament als die „gottesfürchtigen Heiden" bezeichnet werden und die man auch die Proselyten des Thors nannte, weil sie im Vorhofe des Tempels sich aufhalten und dem Gottesdienste beiwohnen durften. Seltener waren die sogenannten Proselyten der Gerechtigkeit, welche förmlich (durch die Beschneidung) zum Judenthum übertraten; doch fehlte es auch an solchen nicht, und wir wissen aus dem neuen Testament, welchen Eifer die Juden, namentlich die Pharisäer anwandten, solche Proselyten zu gewinnen, und wie der Herr ihnen vorwirft, daß sie Land und Meer durchziehen, einen Judengenossen zu machen, und „wenn er's worden ist, macht ihr aus ihm ein

[7]) **Tac. Hist. V, 5. und V, 8. (deterrima gens.)**
[8]) **Hor. Sat. I, 5. Credat Iudaeus Apella.**

Kind der Hölle, zwiefältig mehr, denn ihr seid." — In anderer Weise sollte daher die Weissagung sich erfüllen von der Sammlung der Völker auf dem heiligen Berge Gottes.

Als die Zeit erfüllet war, da sandte Gott seinen Sohn. — Hat die bisherige Betrachtung uns an das Wort des Apostels erinnert, daß „Gott Alles, sowohl bei Heiden als Juden, unter den Unglauben beschlossen, damit er sich Aller erbarme" (Röm. 11, 32), so lassen Sie uns in der nächsten Stunde der Zeit des erschienenen Heils, der Person des Heilandes selbst und der Stiftung seiner Kirche näher treten.

Dritte Vorlesung.

Weltlage zur Zeit der Geburt Christi. — Geburtsjahr und Geburtstag. — Johannes der Täufer. — Jesus Christus. — Die evangelischen Berichte über ihn. — Die Stiftung der Kirche durch einen Gekreuzigten.

Das jüdische Volk, von dem wir in der vorigen Stunde gesprochen haben, trug den Keim seiner Auflösung bereits in sich. Der Verwesungsgeruch zog die Adler herbei, die in immer engern Kreisen es umschwirrten. So weit wir unsern Blick schweifen lassen über die damalige Welt, so weit beinahe sehen wir diese Feldzeichen der römischen Adler aufgepflanzt: nordwärts bis an den Rhein und die Donau, ostwärts bis an den Euphrat, westwärts bis zum atlantischen Meer, südwärts bis an die arabischen und afrikanischen Wüsten. In einem Zeitraum von sieben Jahrhunderten war die von Romulus gegründete Stadt der sieben Hügel zur allmächtigen Weltstadt, zur Beherrscherin der Völker geworden. Das Erbtheil früherer Eroberer, eines Cyrus, eines Alexanders war großentheils von der Allgewalt des römischen Namens verschlungen, und mit dem Reichthum und den Schätzen der alten Welt war auch die Summe der geistigen Bildung auf diesen Namen übergegangen. Griechisches Leben, griechische Sprache, griechische Dichtung und Kunst wurden nicht nur in Athen und andern griechischen Städten durch blühende Schulen gepflegt, sie hatten ihren Mittelpunkt, ihren Heerd in Rom selbst. Hier fand auch jeder Cultus Duldung, jeder Gott seinen Tempel. Der ganze Weltverkehr ging von da aus und strömte dahin wieder zurück. Prachtvolle Heerstraßen durchzogen das Reich und erleichterten den Verkehr der Völker.

Handel, Schifffahrt, Gewerbe blühten. Der Sinnengenuß war aufs Höchste gesteigert und durch eine seinen Zwecken dienende Kunst verfeinert. In Absicht auf Bildung und Litteratur führt dieses Zeitalter den Namen des goldnen. Nach den langen, blutigen Bürgerkriegen, die Rom im Innern verzehrten und der Republik ein Ende machten, war der Triumvir Octavianus als Sieger über seine Nebenbuhler in der Schlacht von Actium (2. Sept. 31) hervorgegangen und herrschte nunmehr als Cäsar Augustus, gefeiert von den Dichtern, die um seine und seines Freundes, des feingebildeten Mäcenas Gunst buhlten. Im Reich herrschte Friede, und auch nach außen ruheten großentheils die Waffen. Ein Kirchenschriftsteller aus dem fünften Jahrhundert (Orosius) meldet, daß zur Zeit der Geburt Christi der Janustempel geschlossen gewesen, seit sieben Jahrhunderten zum zweitenmal. Gleichzeitige Schriftsteller wissen zwar davon nichts. Im Gegentheil, sie melden von wiederholten kriegerischen Bewegungen, die nach dem Oriente hin stattfanden; doch war der öffentliche Zustand immerhin von der Art, daß ein „ruhiges und stilles Leben zu führen", wie Paulus an Timotheus (1 Tim. 2, 2) es von den Christen verlangt, den Bewohnern des Reiches möglich war, im Vergleich mit frühern Zeiten. — So schienen auch die Zeitumstände geeignet, um jenen allgemeinen Census, jene Reichsschatzung vorzunehmen, der das Evangelium Lucä gedenkt, und um derentwillen Maria mit ihrem Verlobten von Nazareth nach Bethlehem wanderte, wo sie den Heiland der Welt in einem Stalle oder, wie einige der Kirchenväter annehmen, in einer Höhle gebar. — Ueber diese allgemeine Schatzung zur Zeit der Geburt Jesu haben sich nun freilich chronologische und historische Schwierigkeiten erhoben, die sogar ausgebeutet worden sind, um die Glaubwürdigkeit der evangelischen Geschichte, wenigstens in dieser Parthie zu bestreiten. Wir können uns darauf nicht einlassen, und bemerken einstweilen nur so viel, daß neuere Forschungen, die hierüber von rein wissenschaftlicher Seite angestellt worden sind, zu Gunsten des evangelischen Berichtes ausgefallen sind [1]). Auch über das eigentliche Jahr der Geburt Jesu und

[1]) Huschke, über den Census der frühern römischen Kaiserzeit. — Vollkommen erledigt ist damit die Sache freilich noch nicht. — So viel ist

über die Richtigkeit unserer gewöhnlichen Zeitrechnung will ich Sie hier nicht aufhalten. Bekanntlich hat das Zählen der Jahre nach Christi Geburt nicht gleich in der christlichen Zeit begonnen. Man zählte theils nach Erschaffung der Welt, theils nach der Erbauung Roms, theils nach andern Aeren. Erst mit dem sechsten Jahrhundert wurde durch den römischen Abt Dionysius den Kleinen unsere jetzige Zeitrechnung festgestellt, wonach die Geburt Jesu im Jahr 754 nach Erbauung Roms oder im Jahr 4714 nach Erschaffung der Welt fällt. Neuere Untersuchungen haben indessen auf die Vermuthung geführt, daß dieses Jahr etwas zu spät angesetzt und daß Christus (so seltsam das klingen mag) einige Jahre vor Christi Geburt, d. h. einige Jahre vor der von uns üblichen Zeitrechnung geboren sei, wie jetzt Manche annehmen, im Jahr 747 nach Erbauung Roms; doch sind auch darüber die Akten noch nicht geschlossen und Manche haben wieder die Dionysische Rechnung als die richtige erfunden. Noch viel weniger ist es der Wissenschaft gelungen, den eigentlichen Geburtstag des Herrn festzustellen, da wir darüber weder in den Evangelien noch sonst etwas Sicheres finden; denn die Feststellung desselben auf den 25. December, an dem wir unser Weihnachtfest feiern, hat bekanntlich erst in weit späterer Zeit und aus andern Gründen stattgefunden, die wir hier nicht weiter verfolgen können. Die einzigen chronologischen Haltpunkte, die uns das neue Testament selbst giebt, sind einmal die Nachricht bei Lucas, daß eben die Geburt Jesu stattfand zur Zeit jenes römischen Census, und (nach Matthäus) zur Zeit, da Herodes der Große noch lebte, und daß sein öffentliches Auftreten ungefähr im dreißigsten Jahr seines Alters, in das fünfzehnte Regiegierungsjahr des Tiberius fällt. Wie sich das unter sich vereinigen lasse, ist unsere Sache nicht, zu untersuchen.

Weit wichtiger ist es für uns, das Bild des Herrn so in den Vordergrund unserer Geschichtsbetrachtung zu stellen, daß wir daraus einen sichern Schluß ziehen können auf das Wesen und die Bestimmung der Kirche, die nach ihm sich nennt.

---

gewiß, daß die innere Glaubwürdigkeit der evangelischen Berichte nicht abhängig ist von der größern oder geringern Genauigkeit in chronologischen Angaben u. dgl.

Wie ich schon früher bemerkte, so gilt es hier nicht, das Leben Jesu ausführlich zu erzählen. Es gilt vielmehr, uns einen Gesammteindruck seiner historischen Persönlichkeit als des Stifters der Kirche zu verschaffen. Und da müssen wir einen Augenblick vergessen, sowohl was die Kirche über seine Person Dogmatisches ausgesagt, als was unser Glaube persönlich in ihm findet, als dem Gottes- und Menschensohn. Wir müssen uns in rein historischer Verfassung zurückversetzen in die Zeit seines Auftretens, da noch kein Bekenntniß von ihm sich gebildet hatte, da es sich erst allmälig aus der lebendigen Anschauung seiner Persönlichkeit heraus bilden sollte in den Gemüthern der Jünger. Da tritt uns denn zunächst als Vorläufer des Herrn eine andere Gestalt entgegen; es ist der Sohn des Priesters Zacharias, Johannes, der in der strengen Weise eines Elias und der alten Propheten in der Wüste Juda Buße verkündigte und auf diese Buße hin am Jordan taufte. Seine Bußrede bildet einen merkwürdigen Beleg zu dem, was wir in der vorigen Stunde von den Zuständen des Volkes bemerkt haben. Die Axt, sagt er, ist den Bäumen an die Wurzel gelegt, und jeder Baum, der nicht gute Früchte bringt, wird abgehauen und in's Feuer geworfen. Zugleich aber weist er hin auf den Stärkern, der nach ihm kommen wird mit der Wurfschaufel in der Hand, seine Tenne zu fegen, und der nicht mit Wasser, sondern mit Feuer taufen werde. Diesem Höhern, erklärt er offen, sei er nicht werth, die Schuhriemen aufzulösen und wiederum weist er auf ihn hin, als auf das Lamm Gottes, das der Welt Sünde trägt. Wir wissen auch, wie er im Gefühl seiner Unterordnung sich sträubte, den zu taufen, der keiner Reinigung und Sündenvergebung bedürfe und wie er sich nur auf den ausdrücklichen Befehl Jesu selbst diesem Werk unterzog. Um so auffallender mag freilich das spätere Verhalten des Johannes erscheinen, da er, nachdem Jesus bereits aufgetreten, seine Jünger mit der Frage an ihn sendet, ob er der erwartete Messias sei oder ob eines Andern zu warten? Wir kennen die Antwort des Herrn an ihn und sein Zeugniß über ihn. Er weist die Jünger des Johannes an das, was sie gesehen und gehört haben: Die Blinden sehen, die Lahmen gehen, die Aussätzigen werden rein, die Tauben hören, die Todten stehen auf, den Armen wird das Evangelium gepredigt, und selig ist, der

sich **nicht ärgert an mir** (Matth. 11, 1—6). Offenbar galten diese Worte nicht nur den **Jüngern** des Täufers, sie galten ihm selbst. Bei aller Ehrfurcht vor der Person Jesu, scheint Johannes doch irre geworden zu sein an der Art seines Auftretens. Ganz und gar der Mann des alten Prophetenthums, wußte er sich nicht zu finden in die neue Ordnung des göttlichen Reiches. Darum sagt auch Christus die bedeutsamen Worte, die eben so sehr die Anerkennung seiner Würde, als die Schranken derselben in sich fassen: „ich sage euch, unter denen, die von Weibern geboren sind, ist kein größerer Prophet, denn Johannes der Täufer; der Kleinste aber im Reich Gottes ist größer, denn er.“ (Ebend. V. 11.)

So hatte sich denn also noch einmal in Johannes dem Täufer die alte Ordnung des Prophetenthums gleichsam zusammengenommen, um dann für immer der neuen Ordnung der Dinge zu weichen. Die alte Strenge, das rauhe Bußgewand, sie hatten ihre hohe Bedeutung, ihre volle geschichtliche Berechtigung. Die ernste sittliche Erweckung im Volke sollte, auch unter strengen Formen, dem Reiche Gottes Bahn machen. Das Reich selbst aber sollte nicht kommen mit äußern Geberden, sondern durch den Glauben sich erbauen im Inwendigen der Menschen. — Wir haben früher gesagt, es sei mißlich von einer **Stiftung** der Kirche zu reden, insofern man dabei an willkürlich Formulirtes und Statutarisches denkt, und wenn wir daher **Jesum** gleichwohl den Stifter der Kirche nennen, so haben wir wohl darauf zu achten, daß auch hier nicht falsche Nebenbegriffe sich einschleichen. — Die Frage, hat **Jesus** eine Kirche stiften wollen oder nicht? kann verneint und bejaht werden, je nachdem man eben diese Stiftung faßt. Sehen wir auf die Art, wie Jesus auftritt, wie er lehrt und handelt, so steht das alles nicht einer **Stiftung** ähnlich in dem vorhin bezeichneten Sinne. Jesus entwirft, um mich eines modernen Ausdrucks zu bedienen, kein Programm seiner neuen Religionsverfassung. Er stellt weder einen Complex von dogmatischen Lehrsätzen, noch von Cultusvorschriften, noch von einer Kirchenverfassung an die Spitze seines Werkes. Selbst die, welche von einer **Lehre Jesu** reden, haben sich wohl vorzusehen, daß sie damit nicht zu viel sagen; wenigstens darf an ein **Lehrsystem**, an einen zusammenhängenden Lehrvortrag, an eine auch nur von ferne wissenschaft-

liche oder schulgerechte Entwicklung von Lehrsätzen, und wäre es auch nur in Form eines Katechismus, nicht von ferne gedacht werden. Er predigte wie Einer, der Gewalt hat, und nicht wie die Schriftgelehrten (Matth. 7, 29). Er trug Altes und Neues aus seinem Schatze hervor, wie die Gelegenheit es mit sich brachte, immer im nächsten Anschluß an das vorliegende, persönliche Bedürfniß derer, zu denen er redete, immer im Zusammenhange mit den Handlungen, die er verrichtete, nie in abstracter Allgemeinheit. Selbst über seine heilige Person, über sein einziges und eigenthümliches Verhältniß zum Vater stellte er nicht ein fertiges Dogma, nicht eine fixirte Glaubesformel hin. Er giebt sich immer zunächst als den Menschensohn und tritt in menschlicher Weise als Helfer und Retter den Menschen entgegen. Daß er der Sohn Gottes, daß er der erwartete Messias, der Heiland der Welt sei, das sollte als eine vom himmlischen Vater selbst gewirkte Ueberzeugung in den Gemüthern reifen als die Frucht eines Jahre langen Umganges mit ihm. Auch mit seinen Wunderthaten sehen wir ihn sparsam, mitunter sogar zurückhaltend, verfahren; da er sogar bisweilen verbietet, ihrer rühmend zu erwähnen. Eben so wenig, als Christus eine abschließende Glaubens- und Sittenlehre vortrug, eben so wenig ordnete er einen neuen, in bestimmten Formen abgeschlossenen Cultus. Er unterwarf sich als Jude den gottesdienstlichen Ordnungen seines Volkes; er besuchte die Feste und wenn er auch rücksichtlich des Sabbathes, der Fasten, der Waschungen durch ein freieres Verhalten der pharisäischen Gesetzlichkeit Anstoß geben mochte, so schaffte er doch eben so wenig ab, als er Neues einführte. Das einzige Gebet, das er die Jünger auf ihre Bitte lehrte, hatte weit eher den Zweck, sie von dem mechanischen Hersagen der Gebetsformeln zu entwöhnen, als ihnen damit eine neue stehende Formel zu geben. Erst gegen das Ende seines Lebens, ja, erst in der Nacht vor seinem Tode sehen wir ihn die Fußwaschung und ein gemeinschaftliches Gedächtnißmahl seiner Leiden einsetzen, und vor seiner gänzlichen Trennung durch die Himmelfahrt, ordnet er die Taufe an auf den Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. — Vollends eine Kirchenverfassung! Nicht einmal die Grundzüge zu einer solchen giebt er. Ja, das Wort „Kirche" oder das ihm entsprechende

griechische Wort Ecclesia hören wir ihn, nach unseren evangelischen Berichten nur zweimal aussprechen. Das einemal in der feierlichen Rede an seinen Jünger Simon (Matth. 16, 18): Siehe, du bist Petrus, und auf diesen Felsen will ich meine Kirche gründen, und dieser auf den lebendig persönlichen Glauben gebauten Kirche gilt allerdings das Wort, daß die Pforte der Hölle sie nicht überwältigen werde. — Das anderemal braucht er das Wort in einem etwas andern Sinne, da er sagt, daß wenn ein Sünder auf das Zureden Weniger nicht sich bekehren wolle, so solle er der Kirche d. i. der Gemeinde (und ihren Vorstehern) verzeigt werden (Matth. 18, 17). Weit öfter und so zu sagen beständig bedient er sich eines andern Wortes, wenn er von dem redet, was er zu gründen gekommen. Es ist das Reich Gottes, das Reich der Himmel, das mit ihm in die Welt tritt, das in ihm seine Wahrheit, seine Vollendung, seinen lebendigen Mittelpunkt gefunden hat. Auf dieses Reich Gottes beziehen sich großentheils seine Gleichnisse. Er stellt es dar als ein im Kleinen unscheinbar beginnendes, mit dem Reich dieser Welt in einen unversöhnlichen Gegensatz tretendes, das als ein Reich des Lichtes zu kämpfen hat mit dem Reich der Finsterniß und das erst bei seiner Wiederkunft seinen vollen Sieg feiern wird. Bis dahin soll es wie ein Sauerteig die Masse durchgähren, soll wie ein Senfkorn heranwachsen zum Baume, in dessen Zweigen die Vögel des Himmels wohnen. Zu diesem Reich ladet er ein nicht die Hohen, nicht die Mächtigen, nicht die Weisen dieser Welt. Diese verschmähen die Einladung, und somit müssen die Lahmen, die Krüppel an den Zäunen und Straßen herbeigerufen werden zum Gastmahle. Die Ersten werden die Letzten, und die Letzten die Ersten sein. Auch nicht äußere Werke, nicht Ceremonien, nicht feierliche Gelübde der Enthaltsamkeit, sondern ein einfacher Kindersinn, ein demüthiges, bußfertiges, gläubiges, zum Verzeihen und Wohlthun willfähriges Herz, das sind die Bedingungen des Eintrittes in dieses Reich. Selig preist er die Friedfertigen, die Sanftmüthigen, die Barmherzigen, die Armen am Geiste. Vor Allen ruft er die Mühseligen und Beladenen, die unter dem Joche der fremden Satzung oder der eigenen Sünde seufzen und verheißt ihnen Vergebung, Ruhe für ihre Seelen. Er kündigt sich an, als den Arzt der Kranken, als den der gekommen,

das Verwundete zu heilen, als den guten Hirten, der die verlorenen Schafe sucht und die verirrten zurecht leitet; aber dann auch wieder als den Sohn und Bevollmächtigten, der in das Eigenthum des Vaters kommt und denen mit seinem Ansehen entgegen tritt, die wider den König und seine Knechte sich aufgelehnt. Das ist, wie Ihnen allen bekannt, der Inhalt seiner Predigt vom Reiche Gottes; einfach und doch so groß; klar, jedem Kinde faßlich und doch so tief, so ahnungsreich, so unendlich erhaben über alles, was der Menschenverstand dem Menschen zu bieten, was menschliche Kunst in Wort und Ausdruck zu leisten vermag. Eine prophetische Sicherheit, ein Gefühl der höchsten sittlichen Unschuld und Reinheit, der priesterlichen Vollendung und der königlichen Machtvollkommenheit, spricht aus jedem Worte, aus jeder That dieses Menschensohnes, der ein König, ein Prophet, ein Priester der Menschheit und ein Priester Gottes war im höchsten, einzigen Sinne des Wortes. Ohne daß er es uns zu sagen braucht, wir ahnen's, wir fühlen's, hier ist mehr denn Salomo, mehr denn alle menschliche Weisheit; hier ist nicht nur Lehre, hier ist Gnade und Wahrheit in persönlicher Erscheinung; hier ist nicht Buchstabe, sondern Geist und Leben; nicht todte Satzung, sondern lebendige Schöpfung! Nicht die Willkür eines Stifters waltet hier, der etwa aus dem Antrieb edler Gesinnungen oder gar aus kluger Berechnung eine neue Lebensordnung einführt unter seines Gleichen, sondern eine göttliche Nothwendigkeit tritt uns entgegen, wonach der Sohn vollzieht den Willen des Vaters und ausführet, was ihm übertragen und übergeben ist von Ewigkeit und von oben her.

Aus diesem Gesichtspunkte haben wir auch die Anordnungen zu betrachten, die Jesus in Absicht auf die Verbreitung seines Reiches traf. Schon mitten in seiner Wirksamkeit sehen wir ihn zwölf Männer aus dem Volke, die er sich selbst zu Jünger gewählt (Matth. 10), aussenden zu den verlorenen Schafen aus dem Hause Israel. Sie sollen hingehen und predigen: das Himmelreich ist nahe herbei gekommen. Als Arme sollen sie ausziehen, ohne Gold und Silber und Erz in den Gürteln; als die Friedensboten, wie die Schafe unter die Wölfe. Sie sollen sich gefaßt halten auf Schmach und Verfolgung; aber vertrauen auf den Geist des Vaters, der durch sie reden werde. Sie sollen bedenken, daß der Jünger

nicht über den Meister ist; in seinem Auftrag sollen sie reden und versichert sein, daß wer sie aufnimmt, ihn, den Herrn selbst aufnehme. — Es wird uns auch der Erfolg dieser ersten Aussendung berichtet. Sie kamen wieder, heißt es, mit Freuden und sprachen: Herr, es sind uns auch die Teufel unterthan in deinem Namen; worauf ihnen aber Jesus die bedeutsame Antwort gab: nicht darum freuet euch, daß euch die Geister unterthan sind, sondern darüber, daß euere Namen im Himmel geschrieben sind. — Wie wendet er auch hier wieder das auf's Innere, auf's Ewige, auf's Himmlische, was die Jünger auf dem Gebiete der weltlichen Macht, der Wirkung nach außen suchten! — Erst vor seinem letzten Scheiden sendet er, als der Auferstandene, in die himmlische Verklärung Uebergehende, die Jünger aus in alle Welt, um alle Völker zu seiner Jüngerschaft zu führen, indem ihm gegeben sei alle Gewalt im Himmel und auf Erden.

Das ist, wenn wir den dürftigen Ausdruck hier gebrauchen wollen, die Stiftung seiner Kirche. Weitere Anordnungen über die Form dieser Kirche, über ihre gesellige Gliederung finden wir nicht: nicht eine Spur von dem, was an Hierarchie, an eine Ueber- und Unterordnung der Einzelnen untereinander erinnern könnte. Man hat zwar jenes Wort an Petrus: auf diesen Fels will ich meine Kirche gründen, und „ich will dir die Schlüssel des Himmelreichs geben" von einer Bevorzugung dieses Jüngers, von einem Primat verstehen wollen, aber mit Unrecht. Daß Petrus von dem Herrn bei verschiedenen Anläßen ausgezeichnet wurde, ist nicht zu leugnen; aber auch an die übrigen Jünger hat er ähnliche Worte gerichtet, und wir wissen, wie scharf er den Rangstreit unter ihnen selbst gerügt hat. „Die weltlichen Könige, so sprach er (Luc. 22), herrschen und die Gewaltigen heißt man gnädige Herren; ihr aber nicht also; sondern der Größte unter euch soll sein wie der Jüngste und der Vornehmste wie ein Diener." — Indem er den ganzen Weltkreis seinen Jüngern zum Arbeitsfelde anwies mit den Worten: „Die Ernte ist groß, und Wenige sind der Arbeiter, bittet den Herrn, daß er Arbeiter in seine Ernte sende" (Matth. 9, 37), konnte er nicht die Provinzen dieses Reichs an die Einzelnen austheilen, nicht einen Organismus von Gemeinden und ihren Vorstehern, wie er sich später gebildet hat und bilden mußte, zum Voraus festsetzen.

Wie er Zeit und Stunde seines Wiederkommens dem himmlischen Vater anheimstellte, so stellte er ihm auch das Schicksal seiner Kirche anheim, und wie er den Seinen den Geist verhieß, der sie in jede Wahrheit leiten sollte, so mochte er auch hier nicht vorgreifen der ordnenden Thätigkeit dieses Geistes.

So begegnet uns bei aller Entschiedenheit seines Handelns eine weise Zurückhaltung, bei allem Bewußtsein seiner göttlichen Würde und Machtvollkommenheit, eine bewundernswürdige Demuth, eine freiwillige Unterordnung unter den Willen des Vaters; bei aller Festigkeit und Bestimmtheit seines Auftretens eine Weite und eine Freiheit der Form, die über alles beschränkte Satzungswesen in großartiger Weise sich erhebt. Am allerwenigsten hat der Stifter der Kirche ihr einen zeitlichen Schatz, ein Kirchengut hinterlassen. Die Füchse, sprach er, haben Gruben und die Vögel haben Nester, aber des Menschen Sohn hat nicht, da er sein Haupt hinlege (Matth. 8, 20). Auf den Vater, der die Lilien kleidet und die Vögel des Himmels nährt, gab er seinen Jüngern die große Anweisung und lehrte sie, nicht Schätze sammeln, welchen die Diebe nachgraben und welche von Motten und Rost verzehrt werden, sondern vor Allem trachten nach dem Reich Gottes und nach seiner Gerechtigkeit. Und doch hat er ihr das theuerste Vermächtniß hinterlassen, das köstlicher ist als vergängliches Gold und Silber, indem er sich selbst für sein Werk hingab, indem er nicht nur für seine Ueberzeugung starb, wie Sokrates, sondern im Blick auf das sittliche Verderben und die Verschuldung der Welt sich ihr zu eigen schenkte. Freiwillig hat er sein heiliges Leben zum Opfer gebracht für die Sünde, hat sich die Gemeinde mit seinem Blute erkauft auf ewige Zeiten. Durch diesen freiwilligen Kreuzestod, der den Juden ein Aergerniß und den Griechen eine Thorheit war, ist er der Stifter des neuen Bundes geworden. Auf das Kreuz ist die Kirche gebaut, durch das Kreuz hat sie gesiegt und überwunden. Das ist der Stiftungsbrief, den er mit seinem Blute unterzeichnet hat. Und nachdem einmal dieser Bund geschlossen und besiegelt war, da konnte sich der Meister auch nimmer von seinem Werke trennen, wie ein menschlicher Stifter von seinem Werke sich trennt. Wie das Haupt mit dem Leibe, so ist er zusammen gewachsen mit der von ihm erkauften Gemeinde. Darum

hat er nach seiner Auferstehung das große Wort gesprochen zu denen, die an ihn glaubten: Siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende.

Und so hat ihn denn auch der christliche Glaube immer gefaßt, nicht nur als den einmaligen Stifter der Kirche, sondern als den lebendigen Grund, auf den die Kirche sich fortwährend baut, als das Haupt des Leibes, als den Weinstock, aus dem die Reben Saft und Nahrung ziehen, als den Hirten, der über seiner Heerde wacht, als den Bräutigam, dem die Gemeinde als Braut entgegen geführt wird, als den Bischof der Seelen, als den Hohenpriester, der fürbittend und segnend im Heiligthum waltet, als den König und Herrn, dem alle Knie sich beugen und der ausrichten wird das Reich, das ihm der Vater gegeben hat.

Diese Grundzüge der Christologie mußten wir nothwendig auch in rein historischem Interesse voraus schicken, wenn unsere Geschichte der Kirche nicht in der Luft schweben sollte. Wir mußten von Anfang an die Ueberzeugung gewinnen, daß es sich bei dieser Geschichte nicht darum handelt, einen äußerlich gegebenen Anfang nur weiter fortzuspinnen, oder gar erst etwas mit dem Gedanken aus dem zu machen, was zufällig in der Geschichte gegeben war; sondern daß die innere Lebensentwicklung der Kirche nichts anders sein kann, als die Auseinanderlegung und Entfaltung des Lebens, wie es thatsächlich und persönlich in Christo erschienen ist, ein Hineinbilden desselben in die Menschheit unter der Leitung des göttlichen Geistes. Mit andern Worten: das Bild des Herrn, wie es uns aus den Evangelien entgegen leuchtet, bildet nicht nur das Titelblatt zur Kirchengeschichte, sondern das eigentliche Grundthema derselben, von dem jedes Blatt dieser Geschichte zeugt, entweder positiv oder negativ, entweder so, daß es den Stempel des Bildes in größerer oder geringerer Vollkommenheit an sich trägt, oder daß es ihn verleugnet und eben dadurch sich selbst verurtheilt.

Je nachdem wir uns von Christo und seinem Evangelium eine Vorstellung machen, je nachdem gestaltet sich unsere Vorstellung von der Kirche. Jede unhistorische und darum unwahre oder schiefe oder verkümmerte Auffassung von ihm rächt sich auch wieder an der Kirchengeschichte. Der historische Christus aber ist eben der, wie ihn die Evangelien uns geben, nicht der, den sich die

Dogmatik aus der Geschichte abstrahirt hat, eben so wenig als der, den sich unsere Einbildung nach modernen Begriffen zurecht legt. Wir geben zu, und Jeder, der sich genauer mit den Evangelien beschäftigt und die Berichte derselben unter einander vergleicht, um ein getreues historisches Bild sich aus ihnen zusammen zu setzen, wird uns darin beistimmen, daß eben diese evangelischen Berichte manche Schwierigkeiten darbieten und daß manche Frage, die wir gerne an die Geschichte stellten, unbeantwortet, daß auch mancher Zweifel im Einzelnen ungelöst bleiben muß. Aber das darf uns nicht beunruhigen, uns den Blick in den Kern der historischen Wahrheit nicht trüben und verwirren. Es soll sich ja eben nicht handeln um ein in's Einzelne durchgeführtes Bild eines Lebens, das wir doch nicht in den Rahmen der gewöhnlichen Biographie einfassen können, sondern es handelt sich um die Anschauung einer Physiognomie, die mit unverkennbaren Zügen innerer Wahrheit auch aus der unvollkommensten Zeichnung uns anschaut. Ja, es ist schon öfters bemerkt worden, wie gerade die Mangelhaftigkeit der Berichterstattung, die ein unbefangener Bibelleser bei unsern Evangelien theilweise zugeben muß, das Zutrauen in die Wahrhaftigkeit ihrer Aussagen erhöht. Wohl haben wir in der alten Litteratur Geschichtschreiber, die ihre Helden kunstreiche Reden halten lassen, von denen vielleicht nicht ein Wort gerade so gesprochen worden ist, wie sie es melden. Aber die Verfasser unserer Evangelien waren eben keine solche kunstgeübten Historiker. Ihr Mangel an Kunst, ihre theilweise Unbeholfenheit in der Darstellung verbürgt uns die Aechtheit des Diamantes, den sie uns in so schlichter Fassung darbieten, und von allen Hypothesen, die je über die Abfassung der Evangelien aufgestellt worden sind, ist keine unglücklicher als die, welche bewußte schriftstellerische Tendenzen oder gar parteisüchtige Combinationen bei ihnen voraussetzt, deren sie durchaus nicht fähig waren.

Wohl hat jeder der vier Evangelisten uns das Bild Jesu nach seiner Weise dargestellt und es wieder gegeben, wie es in ihm Gestalt gewonnen. Matthäus hat für Juden geschrieben, und so trägt seine Darstellung auch das Gepräge des jüdischen Geschichtschreibers, der die Geschichten des neuen Bundes überall anknüpft an das Alte, und überall die Erfüllung dessen sieht, was dort

geschrieben steht. Für den griechischen Leserkreis schrieb Lucas, und zwar nicht als Augenzeuge, sondern wie er selbst sagt, nachdem er sich von Anbeginn über Alles wohl erkundigt. Mit der Darstellung des einen wie des andern dieser Beiden hat Marcus theilweise Aehnlichkeit: obgleich er manches in eigenthümlicher Kürze giebt, was jene ausführlicher erzählen, und nur wenige Striche von seiner Hand hinzugefügt scheinen. Ob sein Evangelium nur ein Auszug aus Matthäus und Lucas, oder ob es nicht vielmehr früher als diese verfaßt, die gemeinsame Quelle beider sei? muß sich aus den vergleichenden Studien ergeben, die mit neuem Eifer von unsern Theologen getrieben werden. Endlich hat Johannes, der Lieblingsjünger des Herrn, uns am meisten die innern Tiefen des geistigen Lebens Jesu, das Geheimniß seiner gottmenschlichen Persönlichkeit aufgeschlossen und ihn uns dargestellt als den, der von Ewigkeit war und der in Einheit mit dem Vater lebt und wirkt, als das in's Fleisch gekommene Wort, als das in die Finsterniß der Welt eingetretene Licht; als den Weg, die Wahrheit und das Leben. — Aber so verschieden nun auch die Darstellungsweise eines Jeden ist und so verschieden sich der Eindruck modificiren mag, den eine jede dieser Darstellungen auf uns macht: das steht uns fest, erfinden, erdichten ließ sich ein solches Leben nicht. Je reicher, je gewaltiger es war, eine desto größere Verschiedenheit der Auffassung mußte es zulassen, und gewiß lag es mit in den Absichten der Vorsehung, daß wir nicht, um mich eines modernen Vergleiches zu bedienen, ein Daguerotyp erhalten sollten von dem Leben des Herrn im Fleisch, sondern großartige Umrisse seiner Lebenserscheinung, die uns manches zu ahnen, zu fragen, zu rathen und auch da noch zu bewundern übrig lassen, wo der Griffel des Geschichtschreibers mehr angedeutet, als ausgeführt hat. Dieß schließt auch schon die Antwort in sich auf die Frage, die im Interesse der Geschichte schon oft ist aufgeworfen worden: Warum haben wir außer unsern vier Evangelien so wenig Berichte über ein Leben, das doch nicht nur für den engen Kreis seiner nächsten Umgebungen von Bedeutung war, sondern das, um mit einem neuern Schriftsteller zu reden, die Weltgeschichte aus ihren Angeln gehoben hat? Warum schweigt von ihm eben diese Weltgeschichte in ihren bedeutendsten Organen? Wir könnten antworten, eben weil die Weltgeschichte

die Geschichte der Welt, das Reich des Herrn aber nicht von dieser Welt ist. Aber ganz geschwiegen hat die außerbiblische Geschichte doch nicht von Jesu von Nazareth. Freilich hat sie uns zunächst nur das von ihm gemeldet, was der Welt in die Augen fiel, daß er unter Pontius Pilatus gekreuzigt worden und daß er gleichwohl einen Anhang von Gläubigen gewonnen. Diese Thatsache, die Stiftung der Kirche durch den Gekreuzigten, sie wird auch von denen bezeugt, denen dieser Gekreuzigte nur als ein Jude, und diese Kirche nur als eine armselige, jüdische Secte erschien. Auf diese spärlichen und doch gewichtigen Zeugnisse der gleichzeitigen Profangeschichte werden wir nun unsere Aufmerksamkeit eben sowohl zu richten haben, als auch wieder auf die Erzeugnisse einer üppig wuchernden Phantasie, auf die Sagen und Dichtungen, die sich epheuartig um den dürren Stamm des Kreuzes geschlungen, aber das Leben des Herrn mehr verunstaltet, als verherrlicht haben. Der Rest der heutigen Stunde wird jedoch zu dieser Betrachtung nicht mehr ausreichen. Ich erlaube mir daher zum Schlusse Ihnen aus der Schrift eines unserer angesehensten deutschen Theologen: „was setzt die Stiftung der Kirche durch einen Gekreuzigten voraus?" einige Ideen mitzutheilen, in denen Sie die Hauptgedanken unserer heutigen Vorlesung wieder finden und durch die Sie zu weiterm Nachdenken mögen veranlaßt werden.

„Jede Wirkung, sagt Ullmann in der angeführten Schrift, hat eine Ursache, in welcher das, was die Wirkung der That nach aufzeigt, schon der Potenz nach vorhanden sein muß. Eine so einzige Wirkung (wie das Christenthum und die christliche Kirche) wird also nothwendig auch tiefe, außerordentliche Ursachen haben. Die große That kann nur aus einem großen Geiste, der ungemeine Erfolg nur aus einer ungemeinen Kraft gekommen sein. Gesetzt nun, wir hätten die Evangelien nicht, es fehlten uns auch die christlichen Berichte über das Einzelne des Lebens Jesu, wir besäßen das Christenthum nur als ein einfach-großes Factum, wie es uns im Allgemeinen in der Existenz der Kirche und deren Ueberlieferung gegeben ist, ... was würden wir voraussetzen dürfen oder voraussetzen müssen bei derjenigen Gestalt des Christenthums, die wir factisch vorfinden, bei der Einführung desselben unter eine Menschheit, deren eine Hälfte Wunder, die andere Weisheit verlangte, und bei

der Erhaltung der Kirche durch eine Reihe von Jahrhunderten, wo ihr äußerlich und innerlich so unendlich vieles widerstrebt? Zuerst würden wir schon das Einfachste vorauszusetzen haben, daß Jesus, der Stifter der christlichen Kirche, und als solcher eine geistig und sittlich hervorragende Persönlichkeit gewesen sei. Berücksichtigen wir dann aber zugleich die inhaltsreiche Thatsache der Kirchenstiftung und erwägen wir die Bedeutung des Glaubens an Jesum als Erlöser, wie sich derselbe notorisch in der Kirche entwickelt hat, so stellt sich die Sache noch anders. In diesem Glauben liegt ursprünglich und wesentlich dieß, daß Jesus von Nazareth der Sohn Gottes, ein vollkommenes Bild des göttlichen Wesens, ein reiner Ausdruck des göttlichen Geistes, ein Inbegriff der höchsten Wahrheit, Heiligkeit und Güte sei, mit einem Wort, es liegt darin die Anerkennung der göttlichen Dignität Christi und seiner Einheit mit Gott. Zu diesem Glauben mußte Jesus nicht allein durch seine eigenen Aussagen über sich Veranlassung gegeben, sondern er mußte ihn auch durch seine ganze Lebenserscheinung in denen, die sein Werk fortsetzten, unerschütterlich befestigt haben.... Der Eindruck (dieser Lebenserscheinung) in den Gemüthern der Apostel mußte zugleich außerordentlich stark und tiefdringend sein, denn sonst wäre er durch die Anschauung des schmachvollen Leidens und Sterbens überwogen, er wäre durch den Kreuzestod wieder vernichtet worden."

„Eine andere, unentbehrliche Voraussetzung ist die, daß der Gekreuzigte, der so wirkte, eine unüberwindliche, alles besiegende, alles durchdringende Kraft der Liebe in seinem Herzen tragen mußte; denn unverkennbar kam durch das Christenthum ein ganz neues Princip der Gottes- und Bruderliebe in die Menschheit, und so stark und siegend trat dieser Geist hervor, daß man ihn als einen eigenthümlichen Grundzug betrachten und das Christenthum darnach von allen andern Glaubensweisen unterscheiden kann."

„Eine dritte nothwendige Voraussetzung ist, daß in der Lehre des Gekreuzigten ein unzerstörbarer Kern der Wahrheit liegen mußte: denn eine so schmählich erniedrigte und äußerlich überwundene Sache konnte doch nur dann sich erhalten und siegen, wenn sie durch Wahrheit einleuchtete und durch innere Güte sich empfahl.... Aber die Lehre allein, wenn sie auch noch so einfach, erhaben und

wahr, würde es nicht gethan haben; selbst in Verbindung mit dem reinsten Charakter des Stifters hätte eine solche Lehre bei der ersten Gründung des Christenthums nicht alles Widerstreitende zu überwinden vermocht. . . . Sollte vollends ein Gekreuzigter, als der erhabenste Gottesliebling, als Messias und Gottessohn anerkannt werden, so mußte das Göttliche in dem ganzen Werke seines Lebens nicht bloß in Thaten der Liebe, sondern auch in Thaten der Macht, in unleugbaren Wirkungen des göttlichen Beistandes hervorleuchten. . . . Abgesehen von aller historischen Ueberlieferung wäre es schon an sich selbst nicht glaublich, daß der Kreis des Lebens und Wirkens Jesu mit dem Akte der Kreuzigung sich werde geschlossen haben. Das war in der That kein angemessener Schluß für ein messianisches Leben, für das Leben eines Gottgesandten, am wenigsten im Sinne derer, die Jesum zunächst umgaben. . . . Die großen und tief eingreifenden Wirkungen, welche die ersten Freunde Jesu hervorbrachten und die für alle Zeit von ihnen ausgingen, setzen eine innere Festigkeit und vollkräftige Einheit des Sinnes, eine Begeisterung voraus, wodurch jeder Gedanke an vorhandene Zweifel ausgeschlossen wird. — Zu dieser intensiven Macht und Abgeschlossenheit des Glaubens konnten aber die Jünger nur gelangen, wenn für sie das messianische Leben und Wirken Jesu auch einen völlig befriedigenden, alle Dissonanzen auflösenden, ihr innerstes und bestes Lebensbewußtsein kräftig erhebenden Abschluß hatte. Einen solchen Abschluß finden wir im Kreuzestode nicht. Wir werden also zwischen diesen und die so erfolgreiche Thätigkeit der ersten Verkündiger des Evangelium von Christo noch eine Thatsache von einer hohen Bedeutung und Wirksamkeit zwischenein setzen müssen, wodurch der Erscheinung und dem Werke des Erlösers das unverkennbare Siegel göttlicher Bestätigung aufgedrückt, und den Seinigen ein neuer Muth, eine alles besiegende Thatkraft gegeben wurde. Eine solche Thatsache aber, wenn der Eindruck des Todes und zwar des schmachvollen Kreuzestodes dadurch ausgelöscht werden sollte, konnte nur bestehen in einer siegreichen Manifestation des Lebens und fortdauernden Wirkens einer durch den Tod nicht aufgehobenen Gemeinschaft Christi mit den Seinigen."

„Dieß Alles," fährt der geehrte Theologe fort, „enthalten im

Wesentlichen unsere Evangelien, weiter ausgeführt, freilich in Einzelheiten, die wir uns von vorneherein nicht construiren können, aber doch in den Grundzügen so, wie wir es zur historischen Erklärung der Sache bedürfen."

Vierte Vorlesung.

Außerevangelische Berichte über Jesum. (Sueton. Tacitus. Josephus.) — Christliche Mythenbildung. — Die Kindheit Jesu und die Kindheits-Evangelien. — Die Akten des Pilatus und das Evangelium Nicodemi. — Der Briefwechsel mit Abgarus. — Bildnisse von Christo. — Der Brief des Lentulus. — Die ersten Jünger und Apostel des Herrn. — Sagenhaftes über den Apostelkreis und die Einzelnen der zwölf Apostel.

Nach dem, was wir in der vorigen Stunde über die Person des Stifters der Kirche vernommen und worüber wir uns ein für allemal zu verständigen gesucht haben, bleibt uns jetzt noch übrig, die dürftigen Brosamen zu sammeln, die sich über das Leben Jesu bei den Schriftstellern außerhalb des neuen Testamentes finden. Und da werden wir dann gewiesen sowohl an die heidnischen Schriftsteller, als an die jüdischen. Daß die heidnischen, näher die römischen Geschichtschreiber uns beinahe gar nichts von dem Auftreten Christi melden, kann uns nur dann befremden, wenn wir von unserm historischen Gesichtskreise aus die Sache beurtheilen. Wie die physische Welt ganz anders angesehen wurde zu einer Zeit, da die Erde für den Mittelpunkt des Weltalls galt, als jetzt, da wir sie als einen verschwindenden Punkt im Universum zu betrachten gewohnt sind, so war es auch in der moralischen Welt. Für den Römer war das römische Reich seine Welt. Was in einer entlegenen Provinz als religiöse Bewegung vorging, das wurde wenig beachtet. Wissen wir doch, wie selbst Pilatus mitten in dem Strome dieser Bewegung drin, Jesum als Schwärmer bemitleidete, und durch seine Frage: bin ich ein Jude? zu verstehen gab, daß ihn

die innern Religionsstreitigkeiten dieses Volkes wenig berührten. Erst da, wo eine religiöse Bewegung in's politische Leben überzugreifen und also den römischen Staat zu berühren drohte, erst da wurde die Aufmerksamkeit des Römers wach. Erst als die Christen oder die Christianer, wie man sie nannte, anfingen, als eine Partei im Staate bekannt zu werden, erst da wurde gelegentlich auch nach dem Stifter dieser wunderlichen Secte gefragt, und wie verworren darüber die Nachrichten lauteten, beweist uns die Notiz, die uns Sueton giebt, wo er von einem Aufruhr der Juden in Rom unter Kaiser Claudius, in dem Leben dieses Kaisers Meldung thut; ein Aufruhr, in Folge dessen der Kaiser die Juden aus Rom vertrieb. Da sagt er: der Anreger dieses Aufruhrs sei ein gewisser Chrestus gewesen [1]). Ob Sueton mit diesem Chrestus wirklich Christus meinte, ist noch zweifelhaft. Wenn er ihn damit gemeint hat, so zeigt es eben, wie ungenau er berichtet war, denn was hatte Christus, der damals nicht mehr auf Erden wandelte, mit jenem Aufruhr in Rom zu thun? Deutlicher und in ächt historischem Style redet der treffliche Tacitus in einer Stelle seiner römischen Jahrbücher [2]) von Christo. Er erzählt den Brand in Rom unter Nero und meldet, daß der tyrannische Kaiser die Schuld dieses Brandes auf die Christen geworfen. „Der Urheber dieses Namens, fährt er dann fort, ist Christus, der unter der Regierung des Tiberius durch den Procurator Pontius Pilatus hingerichtet worden." Aber das ist auch Alles. Spätere Erwähnungen des Namens Christi bei römischen Schriftstellern, zu einer Zeit, da die Evangelien schon geschrieben und verbreitet waren, haben keine Bedeutung mehr für uns.

Wenn wir nun aber auch begreiflich finden, daß die römischen Schriftsteller so vornehm kalt an dem jüdischen Sectenstifter vorüber gehen, so müßte es uns schon mehr auffallen, wenn der Geschichtschreiber des jüdischen Volkes selbst, der beinahe Christo gleichzeitige Flavius Josephus, uns nichts von ihm meldete. Nun aber findet sich wirklich bei Josephus eine Notiz über Christus. Nachdem er von den Bedrückungen des Pilatus gehandelt, fährt

[1]) Sueton, vita Claudii c. 25: Iudaeos impulsore Chresto assidue tumultuantes Roma expulit.
[2]) Annal. XV, 44.

er im achtzehnten Buch seiner Antiquitäten, dem dritten Kapitel also fort: „Um diese Zeit stand ein gewisser Jesus auf, ein weiser Mann, wenn man ihn anders einen Mann nennen darf; denn er war ein Wunderthäter und ein Lehrer der Menschen, die mit Vergnügen die Wahrheit aufnahmen, und viele Juden, auch viele von den Heiden (Griechen) zog er an sich. Dieser war der Messias (Christus), und auch nachdem Pilatus ihn auf die Anzeige der Vornehmsten unter uns hatte kreuzigen lassen, ließen die nicht von ihm ab, die ihn zuvor geliebt hatten. Er erschien ihnen auch am dritten Tage wieder lebend, indem die göttlichen Propheten dieses und tausend andere Wunderdinge von ihm verkündet hatten. Bis auf diesen Tag hat das Volk der von ihm so genannten Christen nicht aufgehört." — Dieses Zeugniß des Josephus von Christo hat indessen der historischen Kritik mancherlei Anstoß gegeben, obgleich es in allen uns bekannten Handschriften seines Werkes sich findet. Und in der That kann es auffallen, daß ein Jude wie Josephus von dem Herrn also redet, wie nur ein Christ von ihm reden konnte. Er nennt ihn einen Wunderthäter, das möchte noch angehen: aber er nimmt sogar Anstand, ihn einen Mann, einen Menschen zu nennen; er nennt ihn einen Lehrer der Wahrheit, er glaubt an die Thatsache seiner Auferstehung oder doch seines Wiedererscheinens im Leben auf irgend eine Weise, und endlich sieht er in ihm die Weissagungen der Propheten erfüllt. Konnte ein Jude also von Christo reden? hätte er, da er der Wahrheit also die Ehre gab, nicht auch Christ werden sollen? ja hätte er als Jude dieses schreiben dürfen? Diese Zweifel haben Viele bewogen, die Stelle für eingeschoben zu halten, was in so fern möglich wäre, als der Zusammenhang der Erzählung durch sie allerdings unterbrochen erscheint[3]). Andere haben bloß theilweise Verfälschungen des Textes angenommen, so daß möglicher Weise Josephus weniger gesagt, und dann eine christliche Hand später dem Zeugniß nachgeholfen hätte. Das Ursprüngliche würde dann etwa so lauten: „Um diese Zeit stand ein gewisser Jesus auf, ein weiser

---

[3]) Als Grund dagegen läßt sich auch anführen, daß die christlichen Apologeten der ersten Jahrhunderte von dieser Stelle, die ihnen sehr gedient hätte, gar keinen Gebrauch machen. Euseb von Cäsarea (im 4. Jahrh.) erwähnt ihr zuerst, **hist. eccles. I, 11. demonstr. evang. III, 5.**

Mann und Wunderthäter, und viele der Juden und Griechen zog er an sich, und nachdem Pilatus ihn auf die Anzeige der Vornehmen unter uns hatte kreuzigen lassen, ließen die nicht von ihm ab, die ihn zuvor geliebt hatten. Bis auf diesen Tag hat das Volk der nach ihn so genannten Christen nicht aufgehört." Es ist schwierig, wo nicht unmöglich, hierüber ein sicheres Urtheil festzustellen. Daß Josephus Jesum gänzlich sollte mit Stillschweigen übergangen haben, während er später[4]) Johannes den Täufer mit Ehren erwähnt, ist eben so auffallend, als es unwahrscheinlich ist, daß er von Christo also geredet haben soll, wie der gewöhnliche Text seines Werkes ihn reden läßt. — So viel von den dürftigen und zum Theil noch zweifelhaften Berichten der römischen und jüdischen Historiker.

In ein anderes Gebiet gehören die offenbaren Dichtungen, womit das historische Bild Christi frühzeitig übersponnen worden ist, von denen aber die Kirchengeschichte um so weniger Umgang nehmen kann, als ja diese Dichtungen selbst wieder einen nicht unwichtigen Beitrag zu ihr geben. Lernen wir aus ihnen auch nicht Christum kennen nach der Wahrheit, so spiegelt sich doch in ihnen der Geist der Zeit. Ueberhaupt giebt es ja keine geschichtliche Größe, die nicht in das Reich der Dichtung, bald in bewußter, bald in unbewußter Weise hineingezogen worden wäre. Je lückenhafter nun vollends die historischen Berichte über das Leben Jesu waren, desto näher lag der Reiz, diese Lücken auszufüllen; je wunderbarer die geschichtliche Erscheinung an sich selbst war und ihrer Natur nach sein mußte, desto näher lag die Versuchung, das an sich Wunderbare bis in's Phantastische und Mährchenhafte auszubilden; jemehr sich die fromme Phantasie mit Christus beschäftigte, desto reichern Spielraum erhielt sie zu solchen Dichtungen.

Es ist schon oft beklagt worden, daß wir über die Jugendjahre Jesu so wenig wissen. Nur einer der biblischen Evangelisten hat uns eine kurze, aber vielsagende Erzählung hinterlassen von dem Besuche des zwölfjährigen Knaben im Tempel[5]). Wie schön und einfach ist diese Erzählung! Wie bedeutsam das Wort, das der verloren geglaubte Knabe zu seinen Eltern spricht, die ihn im

---

[4]) Antiqu. XV, 5. — [5]) Luc. 2, 41—52.

Tempel unter den Lehrern finden: Wisset ihr nicht, daß ich sein muß in dem, was meines Vaters ist? Eine hohe Ahnung seiner Gottessohnschaft! Und doch dabei die reine, naturgemäße Menschlichkeit so schön bewahrt! Jesus erscheint hier ganz als Knabe, und tritt bei all den Spuren einer höhern Begabung nicht aus der Sphäre des Kindlichen heraus! Er lehret nicht vorlaut im Tempel; er beschränkt sich darauf, die Lehrer zu fragen, die allerdings über die Hoheit seines Geistes sich wundern. Und was das Wichtigste, er bleibt unterthan seinen Eltern, und nach dem menschlichen Gesetz der Entwicklung nimmt er zu wie an Alter, so auch an Weisheit und Verstand, an Gnade bei Gott und den Menschen. — Wie ganz verschieden von diesem Bilde sind die Erzählungen der apokryphischen Kindheitsevangelien, von denen die einen schon im dritten Jahrhundert bekannt waren, während andere noch in spätern Zeiten fabricirt und noch obendrein von Juden und Mahomedanern verunstaltet wurden. Nach diesen Erzählungen geschehen nicht nur eine Menge Wunder am Kinde, sondern auch durch das Kind. Einige dieser Wunder haben wenigstens etwas Sinniges und Zartes, andere dagegen verfallen in's Plumpe und Abenteuerliche der Mährchenwelt[6]). So mögen wir es uns als sinnige Dichtung gefallen lassen, wenn auf der Flucht nach Egypten ein Palmbaum seine Zweige zu Maria herunter neigt, sie und das Kind mit ihrer Frucht zu erquicken und dann an der Wurzel des Baumes ein Quell lebendigen Wassers entspringt, oder wenn aus den ersten Schweißtropfen des Kindes Balsam hervorquillt. Aber schon materieller lauten die Sagen aus dem Knabenalter Jesu. Bekannt ist die Fabel, wonach er Thiergestalten aus Lehm bildet, die dann auf seinen Befehl davon laufen und davon fliegen, und sogar an das Boshafte grenzt sein Wunderthun, wenn er die Knaben, die mit ihm spielen, in Böcklein verwandelt, damit sie ihn als ihren Hirten verehren, oder wenn er rachsüchtig Andere mit Blindheit oder einem plötzlichen Tode schlägt. Ich füge nur noch ein paar Erzählungen bei, die diese „Kindheitsevangelien" von selbst charakterisiren. Eines Tages kommt der Knabe in das Haus eines

---

6) Vgl. Ullmann, Historisches oder Mythisches? u. s. w. Hamb. 1838. Eine poetische Bearbeitung dieser Kindheitssagen hat Verf. dieser Vorlesungen in den Alpenrosen 1850 versucht.

Färbers und sieht die verschiedenen Tücher liegen, die da gefärbt werden sollen. Plötzlich rafft er sie zusammen und wirft sie alle in einen Kessel. Der Färber kommt darüber außer sich. Aber Jesus beruhigt ihn: Ich will einem jeden von den Tüchern die Farbe geben, die du verlangst. Und siehe da! jede Farbe, die der Färber wünscht, tritt auch an dem Tuche hervor, das der Knabe herauszieht. — Da eines Tages Maria durch den Jesusknaben Wasser holen läßt, zerbricht ihm der gefüllte Krug. Nun faßt der Knabe das Wasser in seine Schürze, und bringt es der Mutter ohne einen Tropfen davon zu verlieren. — Seinem Vater ist er behülflich in dem Zimmerhandwerke. Da bestellt Herodes einen Thron, schön und kunstreich, wie der, darauf Salomo gesessen. Allein Joseph kann den Thron nicht zu Stande bringen; er ist zu schmal. Da weiß der Knabe Jesus Rath. Er befiehlt dem Vater, den Thron an dem einen Ende zu fassen, und er faßt ihn an dem andern, und beide ziehen so lange, bis das rechte Maaß erlangt ist. — Als er bei einem Lehrer das ABC lernen soll, will er von dem A nicht zum B übergehen, bis er das A vollkommen ergründet hat und weiß dann über diesen ersten Buchstaben schon so viel Tiefes und Geheimnißvolles zu sagen, daß der Lehrer ob seiner Weisheit erstaunt. — Ich führe diese Geschichten an zur Ehre der Bibel. Wie ganz anders die biblischen Wunder und diese! Da mag es deutlich werden, was bloßer Mythus ist und was auf geschichtlichen Thatsachen ruht. Mit Recht hat man gesagt, es verhalten sich diese Geschichtchen zur Geschichte, wie ein Leierkasten zur Orgel, wie ein Puppenspiel zum Drama, wie der verunglückte Kirchthurm einer Bauernkirche zum gewaltigen Dom. — Wie über die Kindheit Jesu, so sind auch über seine letzten Schicksale fabelhafte Berichte verbreitet worden. Pilatus soll die Akten des Criminalprocesses nach Rom gesandt und Tiberius sogar im Senat darauf angetragen haben, Christum unter die Götter zu versetzen. Das sogenannte Evangelium Nicodemi erzählt nun nach diesen vorgeblichen Akten das Verhör Jesu. Auch da geschehen Dinge, von denen unsere Evangelien nichts wissen. So als Jesus zwischen die Soldaten eintritt, neigen sich die römischen Feldzeichen freiwillig vor ihm, ohne daß die Fahnenträger es verhindern können. Besonders wird die Höllenfahrt Jesu mit grellen Farben

ausgeführt. Die Erzählung darüber wird dem Joseph von Arimathia in den Mund gelegt, der an Annas und Kaiaphas berichtet, wie ihm zwei Männer, Carinus und Leucius, erschienen seien, die Jesus aus der Unterwelt herauf geführt habe, und wie diese ihm den ganzen Vorgang ausführlich beschrieben hätten.

Mehr als diese leeren Phantasiegebilde, bei denen wir uns nicht länger aufhalten wollen, verdient noch eine andere Nachricht beachtet zu werden, die wir bei dem Kirchengeschichtschreiber Euseb finden und die wenigstens den Schein documentirter Geschichte für sich hat. Euseb erwähnt nämlich gleich im ersten Buch seiner Kirchengeschichte[7]) eines Briefwechsels, den Jesus mit dem Fürsten Abgarus (Uchomo) von Edessa geführt haben soll. Die Evangelien wissen von solchen Briefen Jesu nichts. Ueberhaupt wird nie erwähnt, daß Jesus geschrieben habe, außer das einemal im Evangelium Johannes (Cap. 8) bei der Geschichte der Ehebrecherin, da er etwas in den Sand schrieb. Hier hingegen bringt uns Euseb einen Briefwechsel, den er selbst in den Archiven von Edessa gefunden haben will und den er aus dem Syrischen übersetzt, uns griechisch mittheilt. — Abgarus schreibt an Jesum:

„Abgarus, Toparch von Edessa, entbietet Jesu, dem guten Heiland, in der Stadt Jerusalem seinen Gruß. Ich habe von dir und deinen Heilungen gehört, die du ohne Anwendung von Arzneimitteln und Kräutern verrichtest; denn wie die Rede geht, machest du Blinde sehen, Lahme gehen, reinigest die Aussätzigen und treibest unreine Geister und Dämonen aus; auch heilest du solche, die von langwieriger Krankheit gequält sind und weckest die Todten auf. Und da ich nun das Alles von dir gehört habe, so habe ich bei mir gedacht: Eins oder das Andere: entweder, daß du Gott bist, der vom Himmel herabgekommen solches thut oder der Sohn Gottes, indem du solches verrichtest. Deßhalb wende ich mich schriftlich mit der Bitte an dich, du möchtest dich zu mir bemühen und das Uebel, das ich habe, heilen. Auch habe ich gehört, daß die Juden wider dich murren und dich verderben wollen. Ich habe nun eine sehr kleine, aber ansehnliche Stadt, die wird für uns beide groß genug sein." —

---

[7]) Hist. eccles. I, 13.

Nun die Antwort Jesu:

„Abgarus! Selig bist du, der du an mich geglaubt hast, ohne mich zu sehen; denn es stehet von mir geschrieben: die mich gesehen haben, glauben nicht an mich, damit die, welche nicht gesehen haben, glauben und leben [8]). Was nun deine Einladung betrifft, zu dir zu kommen, so muß ich erst alles, weßhalb ich gesandt bin, hier erfüllen, und wenn das erfüllt ist, aufgenommen werden zu dem, der mich gesandt hat. Und dann, wenn ich werde aufgenommen sein, werde ich dir einen meiner Jünger senden, damit er dich von deinem Leiden heile und dir und den deinigen Leben bringe." — Euseb erzählt nun weiter, wie in der That nach der Himmelfahrt Jesu der Apostel Thaddäus durch den Apostel Thomas zu Abgarus gesandt worden sei und ihn geheilt habe. — Daß Euseb diese Briefe wirklich in dem Archiv von Edessa vorgefunden, müssen wir ihm glauben, wenn wir ihn nicht zum Lügner stempeln wollen. Aber wie dieselben in's Archiv gekommen? ist eine andere Frage. Wir haben allen Respekt vor Documenten. Aber wer nur einigermaßen den Ton der evangelischen Erzählung kennt und ein inneres Ohr für denselben hat, und damit diese Geschichte vergleicht, der wird das hinterher Gemachte, um nicht zu sagen, den Betrug mit Händen greifen [9]).

Eine weitere Ausführung der Sage im sechsten Jahrhundert fügt noch bei, Jesus habe dem Abgarus sein Bildniß im Briefe beigelegt. Dieß führt uns auf die Bildnisse von Jesu überhaupt. Daß Jesus irgendwie sein Bild habe verfertigen lassen, müssen wir von vorneherein als unwahrscheinlich abweisen, da die Juden überhaupt gegen das Verfertigen nicht nur göttlicher, sondern auch menschlicher Bilder eingenommen waren, und wenn die Legende den Evangelisten Lucas zu einem Maler macht, so ist es eben auch wieder die Legende. Aber auch nach einer Beschreibung der

---

[8]) Merkwürdig genug kommt diese Stelle nirgends in der Bibel vor. Höchstens erkennt man darin eine Anspielung an Jes. 6 oder 52. oder an Joh. 20, 29.

[9]) Einen absichtlichen Betrug braucht man bei diesen Geschichten nicht vorauszusetzen; es war ein argloses Sichgehenlassen in frommen Phantasien. — Wir finden dazu Analogien in der spätern christlichen Litteratur. Man denke an die beliebten „jüdischen Briefe" von Pfenninger und Aehnliches.

äußern Gestalt Jesu sehen wir uns in den Evangelien vergeblich um. Aus Mißverstand der prophetischen Stelle Jes. 52: „er hatte keine Gestalt noch Schöne", haben sogar die ältern Kirchenlehrer angenommen, Jesus sei leiblich unschön gewesen. Das widerspricht unserm Gefühl. Wir denken ihn uns gerne als den Menschensohn, der auch nach dieser Seite hin den Eindruck des Vollendeten macht, wie denn auch schon die Kirchenlehrer des vierten und fünften Jahrhunderts auf ihn die Psalmstelle anwenden (Ps. 45, 3): „du bist der schönste unter den Menschenkindern." Wir Alle tragen in uns von Jugend auf einen gewissen Typus der Christusgestalt und des Antlitzes Jesu, den auch alle Künstler, vom höchsten bis zum niedersten, mehr oder weniger festgehalten haben. Woher stammt dieser Typus unserer Christusbilder? Die Kunstgeschichte giebt darauf die Antwort, daß eben das genannte Abgarusbild und nächstdem das Bild der heil. Veronica als die göttlichen Musterbilder betrachtet wurden, von denen man diesen Typus ableitete. Die Veronicasage tritt in vielfachen Wendungen auf. Die bekannteste ist diese: Als Jesus zur Kreuzigung ausgeführt wurde, und unter der Last des Kreuzes zusammen sank, eilte eine mitleidige Frau herbei, die ihm mit ihrem Schleier den Schweiß von der Stirn trocknete. In diesem Schleier drückte sich das Angesicht des Herrn ab. Einige leiten sogar von daher den Namen V e r o n i c a, d. h. das wahre Bild (vera εἰκών); doch ist dieß mehr ein sinnreicher Einfall, als eine stichhaltige Erklärung [10]). Immerhin müssen wir annehmen, daß der Typus des Bildes älter war, als die Sage von seiner Entstehung und daß er auf alter Ueberlieferung beruht. Dieser Ueberlieferung begegnen wir auch in schriftlichen Denkmalen späterer Zeit, denen man freilich das Ansehn eines höhern Alterthums zu geben bemüht war. So soll ein gewisser L e n t u l u s, ein Freund des Pilatus, der sich zur Zeit Jesu als römischer Beamter (Praeses Hierosolymitanorum) in Jerusalem befand, an den römischen Senat Folgendes berichtet haben:

„Es ist zu unserer Zeit aufgestanden und ist noch unter uns

---

[10]) Sehr instructiv ist in dieser Hinsicht eine Schrift von Wilhelm G r i m m: die Sage vom Ursprung der Christusbilder. Berlin 1843. 4. mit einer Abbildung.

ein Mann von großer Tugend, genannt Christus Jesus, der von den Heiden ein Prophet der Wahrheit genannt wird und den die Seinigen den Sohn Gottes nennen, indem er Todte erweckt und Kranke heilt. Dieser Mann ist von schlanker Gestalt, ansehnlich, von ehrfurchtgebietender Miene, so daß, wer ihn ansieht, ihn eben sowohl lieben als fürchten muß; ein glänzendes Lockenhaar wallt über seine Schultern, auf dem Haupte gescheitelt, nach der Weise der Nazarener. Er hat eine offene, heitere Stirn, ein Angesicht ohne Runzel und Flecken, das ein Anflug von Röthe verschönert. Nase und Mund sind im schönsten Verhältniß, der Bart von reichem Wuchse, röthlich wie das Haupthaar, nicht lang, aber getheilt; die Augen von unbestimmter Farbe und klar. In seinem Schelten ist er fürchterlich, in seiner Ermahnung sanft und liebenswürdig, heiter, aber stets den Ernst bewahrend. Niemals hat man ihn lachen, öfters weinen gesehen. Er ist groß von Gestalt und von schönem Ebenmaaß der Glieder. Seine Rede ist ernst, sparsam und gemessen. Schön ist er unter den Menschensöhnen."

Dieser Bericht des Lentulus stammt erweislich erst aus dem 12. Jahrhundert, aber die Züge zu dem Bilde finden sich schon in frühern Schriftstellern zerstreut, und immerhin mag ihnen eine ächte geschichtliche Tradition zum Grunde liegen.

So weit über die theils geschichtlichen, theils zweifelhaften, theils endlich offenbar erdichteten Nachrichten über die Person Jesu. Wir kommen einfach darauf zurück, daß wir eben angewiesen sind, uns an das zu halten, was uns in unsern kanonischen Evangelien gegeben ist. Und dieses reicht, wie die vorige Stunde uns gezeigt hat, vollkommen hin, um die Gründung der Kirche zu begreifen. Das Uebrige mag nur dazu dienen, uns zu zeigen, wie übel wir berathen wären, wenn eben diese evangelischen Nachrichten uns fehlten. Wenden wir uns nun von der Geschichte Jesu zu der seiner Jünger und Apostel.

Jesus hatte sich bekanntlich einen weitern und einen engern Kreis von Anhängern gebildet. Jünger (Schüler) im weitesten Sinn heißen Alle die, die seiner Lehre Gehör gaben, die an seinen Namen glaubten und die auch nach dem Hinschiede Jesu von der Erde den ersten Kern bildeten der christlichen Gemeinde. So redet schon Paulus (1 Cor. 15, 6) von mehr als 500 Brüdern, denen

der Herr nach seiner Auferstehung erschienen sei. In einem engern Sinne werden die Siebenzig Jünger des Herrn genannt, und in einem noch engern die Zwölf, die den Namen der Apostel führen. Diese Zwölf sind bekanntlich nach der Angabe des neuen Testamentes (Matth. 10, 1 ff. Marc. 3, 16 ff. Apostelg. 1, 13): Simon, mit dem Zunamen Kephas (Petrus), und sein Bruder Andreas, Söhne des Jona; ferner: Jacobus und Johannes, die Söhne des Zebedäus; sodann: Philippus, Thomas, Bartholomäus, Matthäus, Jacobus der Jüngere, Alphäi Sohn, Thaddäus (Lebbäus, auch Judas, der Bruder des Jacobus), Simon, der Cananit, und der unglückliche Judas Ischariot, an dessen Stelle bald nach der Himmelfahrt Christi, Matthias gewählt wurde. — Ueber die Persönlichkeit dieser Apostel giebt uns das neue Testament mehr oder weniger Aufschluß, jedenfalls nicht so viel, als wir zu haben wünschten. Einiges von ihnen erzählen uns die Evangelien, Anderes finden wir in der von Lucas verfaßten Fortsetzung seines Evangeliums, der man den Namen der Apostelgeschichte gegeben hat, die aber nichts weniger als eine vollständige Geschichte sämmtlicher Apostel enthält. Nur von Einigen erzählt sie uns ein Mehreres, Andere übergeht sie mit Stillschweigen. Nun kann einem aufmerksamen Leser der Evangelien nicht entgehen, daß unter den Zwölfen selbst wieder drei besonders ausgezeichnet erscheinen, nämlich Petrus, Johannes und Jacobus, und zwar der letztere mehr nur um seines Bruders willen, und so erfahren wir auch von diesen das Meiste, während die Andern mehr in den Hintergrund treten oder nur durch einzelne Vorgänge uns bekannt sind, wie Andreas, Philippus, Thomas. — Von Bartholomäus wissen wir weiter nichts, wenn er nicht, wie Viele annehmen, eins ist mit Nathanael; eben so wenig wird uns von Simon, dem Kananiten berichtet.

Es hat daher auch hier die Sage theils die Berichte der Evangelien und der Apostelgeschichte ergänzt, theils, wo diese schweigen, sie zu ersetzen gesucht. Diese Ergänzungen dürfen wir nicht ohne Weiteres von der Hand weisen; es kommt darauf an, die wahre oder doch der Wahrscheinlichkeit nicht entbehrende Sage zu unterscheiden von reinen, grundlosen Dichtungen. So haben sich z. B. über die letzten Schicksale des Petrus, die uns das neue Testament

nicht erzählt, alte Sagen erhalten, die wenigstens der Mühe werth sind, beachtet und geprüft zu werden; eben so über Johannes; während dann die spätere Zeit nicht ermangelt hat, die Gestalten sowohl dieser als der übrigen Apostel mit ähnlichen apokryphischen Mythen zu umspinnen, wie die Gestalt des Herrn selbst. Schon über die Gesammtheit der Zwölfe werden uns Dinge berichtet, denen aller historische Beweis abgeht. So, daß sie zusammen ein geschlossenes Collegium gebildet, daß sie zusammen das apostolische Glaubesbekenntniß verfaßt hätten, wozu jeder der zwölf Apostel einen der zwölf Artikel gegeben, daß sie die Länder, in die sie gehen sollten, unter sich verloost hätten und daß sie sämmtlich unverehlicht geblieben seien. Von dem allen lesen wir im neuen Testament nichts; auch fehlen uns darüber zuverläßige Nachrichten anderswoher. Aus den spätern Lebensnachrichten über die einzelnen Apostel will ich nur einzelne herausheben.

Simon Petrus, Jona's Sohn, der Fischer aus Bethsaida, den Jesus von seinem Netze wegrief, ihn zum Menschenfischer zu machen, ist uns aus der evangelischen Geschichte so bekannt, daß kaum nöthig ist, an die wichtigen Momente zu erinnern, die dort hervortreten, und durch die er sich uns als den raschen, feurigen Mann darstellt, der meist im Namen der übrigen Jünger das Wort nimmt und auch das rechte Wort findet, wo die Andern noch um dasselbe verlegen scheinen. Sein schönes Bekenntniß: „du bist Christus, der Sohn des lebendigen Gottes“ (Matth. 16, 16), sein todesmuthiger Entschluß, dem Herrn zu folgen, seine Verleugnung, seine Reue, seine Begegnung mit dem Herrn am See und die bedeutsamen Worte des Herrn an ihn: „Simon Jona, hast du mich lieb? . . weide meine Schafe, meine Lämmer“ (Joh. 20, 15), wie tief haben sie sich unserm Gedächtniß von Jugend auf eingeprägt! Sein Bild, das Bild des Mannes, mit dem schönen männlichen Kopfe, der im Kampf mit den Wellen die Hand des Herrn ergreift, wie oft hat es uns ergriffen, wenn die Kunst es uns vor Augen stellte! — Wir verfolgen die Spur seiner Tritte noch über das Leben Jesu hinaus. Wie steht er da als der Gottbegeisterte Redner im Namen Aller am heil. Pfingstfeste! (Apostelg. 2, 14 ff.) Aus seinem Munde vernehmen wir zuerst die Predigt von Christo dem Auferstandenen; da sehen wir ihn das Netz auswerfen unter

die versammelte Menge, und bei dreitausend Seelen werden gewonnen für das Messiasreich. In Judäa, in Samarien verkündigt er die Lehre des Auferstandenen (Apostelg. 8, 14 ff.), und durch ein göttliches Gesicht belehrt, nimmt er, obgleich der Apostel der Beschneidung, auch Heiden in die Gemeinschaft auf und führt ihre Sache auch vor den übrigen Aposteln (Apostelg. 10). Scheint er auch, nach den Andeutungen in paulinischen Briefen, auf Augenblicke wieder wankend geworden zu sein in seinen Grundsätzen über das Verfahren gegen die Heiden (bei seinem Auftreten in Antiochien Gal. 2, 11), so wankte er doch nimmer in seinem christlichen Bekenntniß überhaupt. Nicht Kerker und Bande vermochten ihn, abzustehen von der Predigt des Evangeliums von Christo. Seine wunderbare Errettung aus dem Gefängniß zu Jerusalem (Apstg. 12, 4 ff.) ist das letzte, was die Apostelgeschichte des Lucas uns über seine persönlichen Schicksale berichtet. Bloß noch einmal erscheint er auf dem sogenannten Apostelconcil in Jerusalem (Apostelg. 15, 7), um für die freiere Ansicht rücksichtlich der Heiden zu zeugen. Von da an aber sind wir theils an Vermuthungen, theils an einzelne Nachrichten verwiesen, die wir zu benützen und unter einander zu verknüpfen haben, so weit es geht. So bietet uns zunächst einen Anknüpfungspunkt der erste seiner Briefe im neuen Testament, der aus Babylon geschrieben ist und woraus also auf einen Aufenthalt des Apostels daselbst geschlossen werden muß; ohne daß wir jedoch etwas Näheres über seine dortige Wirksamkeit wüßten [11]. Die christliche Tradition, an die wir von nun an allein gewiesen sind, läßt ihn in Pontus, Galatien, Cappadocien, dem proconsularischen Asien, Bithynien und namentlich auch in Rom predigen. Ja, sie begnügt sich nicht mit der einfachen Predigt Petri in Rom. Sie macht ihn zum Gründer und ersten Bischof der Gemeinde selbst, wie sie ihn auch zum Bischof von Antiochien macht. Sie weiß von einer siegreichen Disputation des Apostels in Rom mit

---

[11]) Die älteren und jetzt wieder neuere Ausleger (wie Thiersch) wollen unter Babylon Rom verstehen. — Eine so rein unmotivirte Metapher läßt sich aber in der prosaischen Unterschrift eines Briefes kaum denken. Etwas ganz Anderes ist es mit der Apokalypse, wo allerdings Rom Babel genannt wird. — Freilich ist ein Aufenthalt des Apostels im parthischen Reiche auch ohne weitere historische Haltpunkte; vgl. Schaff, Gesch. d. christl. Kirche. Mercersb. 1851. S. 300, der sich gleichfalls für Rom erklärt.

Simon dem Magier, mit dem er noch (Act. 8) in Samarien zusammengetroffen war. Endlich berichtet sie uns auch den Tod des Apostels in Rom. Bei der neronischen Verfolgung, von der wir später noch ausführlicher reden werden, soll er haben aus Rom fliehen wollen; allein Christus begegnet ihm auf dem Wege. Petrus fragte den Herrn: wohin er wolle. Jesus antwortete: nach Rom, um mich noch einmal kreuzigen zu lassen. — Petrus verstand den Wink. Er ging nach Rom zurück, und ließ sich kreuzigen, und zwar mit zur Erde gekehrtem Haupte, weil er sich nicht für würdig hielt, so zu sterben wie sein Herr und Meister. — Was ist an dieser Tradition Wahres? Das ist eine schwierige Frage, die bis auf den heutigen Tag die Historiker beider Confessionen beschäftigt. Daß die römische Kirche ein Interesse hat, Petrus zum ersten Bischof von Rom und alle Päpste zu seinem Nachfolger zu machen, liegt auf der Hand. Aber zu weit würde man gehen, zu behaupten, die ganze Tradition sei erst zu Gunsten des päpstlichen Systems erfunden worden; sie ist älter als dieses, ja sie reicht in die ersten Jahrhunderte zurück; daher haben auch sehr besonnene protestantische Gelehrte [12]), keinen Anstand genommen, die Anwesenheit Petri in Rom und seinen Märtyrtod daselbst als geschichtliche Thatsache anzunehmen, ohne damit die Annahme eines förmlichen Episcopats zu verbinden und ohne alle die Folgerungen daraus zu ziehen, die der römische Stuhl daraus gezogen hat. Gegentheils haben sich aber auch selbst in der katholischen Kirche wieder kritische Stimmen erhoben, die die ganze Tradition, selbst die von einer Anwesenheit des Petrus in Rom, verwerfen oder sie zweifelhaft machen [13]). So viel ist gewiß, daß weder die Verbreitung des Christenthums in Rom, noch das spätere Ansehen des päpstlichen Stuhles die Anwesenheit des Petrus daselbst zu ihrer nothwendigen Voraussetzung haben; beides läßt sich auch auf anderm Wege erklären, und so mag die Frage für die Kirchengeschichte eine offene Frage bleiben. Was Petrus zur Gründung der Kirche thun sollte, nach der Absicht des Herrn, das hat er ge-

---

[12]) Unter ihnen namentlich Gieseler, nicht so unbedingt Neander.

[13]) So Ellendorf, in der Schrift: Ist Petrus in Rom und Bischof der römischen Kirche gewesen? Darmst. 1841.

than. Er war der „Apostel der Beschneidung". Sein Name war daher von Anfang an von großem Gewicht bei den christlichen Gemeinden, namentlich bei der juden-christlichen Partei, und wir begegnen diesem petrinischen Christenthum mit seinem bestimmten Charakter und seiner Unterscheidung vom paulinischen gleich in den ersten Zeiten der Kirche, ohne daß es nöthig ist, den Gegensatz zwischen beiden sich so weitgehend zu denken, als dieß von gewissen Seiten her geschieht.

Weniger als Petrus, ist sein Bruder Andreas bekannt. In den Evangelien begegnet er uns zwar als einer der vertrautern Jünger des Herrn, aber in der Apostelgeschichte wird seiner nicht erwähnt, und wir verlieren ihn gänzlich aus den Augen. — Erst im Schmucke der Tradition finden wir ihn wieder. Nach ihr soll er in Scythien, in Griechenland, später in Klein-Asien das Evangelium verkündigt haben und zu Paträ in Achaia gekreuzigt worden sein und zwar mittels eines verschrenkten Kreuzes, das darum noch jetzt das Andreaskreuz heißt.

Neben dem Bruderpaare Petrus und Andreas begegnet uns das der Söhne Zebedäi, Jacobus und Johannes, die Jesus Söhne des Donners nannte (Marc. 3, 17), und für die ihre Mutter Salome die Bitte einlegte beim Herrn, er möge sie einst sitzen lassen in seinem Reiche, den Einen zu seiner Rechten, den Andern zu seiner Linken; aber Jesus wies sie hin auf den Kelch der Leiden, auf die Taufe des Todes, die ihm bevorstehe. Das Sitzen aber zur Rechten und zur Linken zu geben, stehe ihm nicht zu, sondern denen es bereitet sei von seinem Vater (Matth. 20, 20 ff.). — An Jacobus, dem Aeltern, erfüllte sich das Wort buchstäblich, daß er mit der Taufe seines Meisters getauft wurde. Von ihm erzählt uns die Apostelgeschichte (C. 12, 2), wie er zu Jerusalem auf Befehl des Königs Herodes Agrippa enthauptet wurde (um's Jahr 43 oder 44 nach Chr.). Um so auffallender ist es, daß ihn die Sage gleichwohl als Apostel in Spanien auftreten läßt, wo sein Leichnam in dem berühmten Wallfahrtsort Compostella liegen soll. — Im neuen Testament wird sein Bild überstrahlt von dem seines Bruders Johannes, des Lieblingsjüngers und Evangelisten. Auch hier wollen wir nicht Bekanntes widerholen. Nur darauf möchten wir aufmerksam machen, wie die

Auszeichnung, die ihm von dem Herrn wiederfährt, wieder eine andere ist, als die des Petrus. Petrus ist der Mann der That, Johannes der Mann des Gemüthes, der innigen Gefühlstiefe; daher sein Verhältniß zu Jesu mehr ein persönliches, ein Liegen an seiner Brust. Ihm wird nicht zunächst der Auftrag, die Kirche zu stützen, zu tragen, zu leiten; sondern an ihn gehet das Wort: siehe das ist deine Mutter; ihm gehört das Vermächtniß des Herzens. Wir würden indessen unrecht thun, uns unter Johannes jene weichliche, schmachtende Seele zu denken, zu der er aus Mißverstand seiner Lehre von der Liebe, gemacht worden ist. Alles deutet bei ihm auf eine kräftige, feurige Natur; sogar auf eine Heftigkeit des Charakters, die aber freilich mit dem Alter und in der Schule des heil. Geistes mehr und mehr gemildert und veredelt wurde. So hat er uns denn in gereiften Jahren, als Johannes Evangelist, nicht sowohl die äußern Thaten Jesu beschrieben und die nach außen gerichteten Reden uns wiedergegeben, als vielmehr hat er, „der Theologe", wie die Kirche ihn nannte, uns die Tiefen der Gottheit erschlossen, die in Christo verborgen waren. Gleichwohl finden wir auch ihn in seinen frühern Jahren nach außen thätig in der Verbreitung des Christenthums. Erst erscheint er in der Apostelgeschichte als Begleiter des Petrus in Judäa und Samarien (Apstg. 3, 1 ff. 8, 14 ff.), dann scheint er sich länger in Jerusalem aufgehalten zu haben. Wohin er von da aus sich gewendet, erfahren wir nicht mehr durch die neutestamentlichen Berichte. Aber die alte und gewiß nicht zu verwerfende Tradition weist ihm in Klein-Asien seinen bleibenden Wohnsitz an, und namentlich scheint er von Ephesus aus (nach Paulus Tode) zur tiefern Begründung des Christenthums in hohem Segen gewirkt zu haben. Die Annahme, daß er auf der Insel Patmos die Apocalypse verfaßte, beruht auf einer bestimmten Angabe in diesem merkwürdigen Buche selbst[14]). Daß er aber unter Domitian oder einem andern römischen Kaiser dahin sei verwiesen worden, beruht auf bloßer Tradition, sowie auch die Angabe, daß er zuvor in Rom in siedendes Oel getaucht worden und unversehrt wieder heraus gekommen sei. Auch den Giftbecher soll er getrunken haben, ohne Schaden zu nehmen. Darauf

[14]) Apoc. 1, 9.

deutet der Becher mit der Schlange, als Symbol des Giftes, in den Abbildungen des Jüngers. — Nach dem einstimmigen Zeugniß der ersten Kirche erreichte Johannes ein hohes Alter. Er lebte bis an das Ende des ersten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung und starb wahrscheinlich in Ephesus. Um ihn hat sich ein ganzer Sagenkreis gebildet, bei dem noch etwas zu verweilen sich lohnt. So soll er in Ephesus einst in einem öffentlichen Bade mit dem Häretiker Cerinth zusammen getroffen sein, sofort aber das Bad verlassen haben, weil er nicht wollte mit einem Ketzer unter einem Dache verweilen, aus Furcht, es möchte einstürzen. — Lieblicher und ganz seiner Gesinnung entsprechend, lautet eine andere Sage, daß er noch in hohem Alter sich durch seine Jünger in die Versammlungen der Gläubigen habe tragen lassen, um ihnen immer und immer wieder das eine Wort zuzurufen: Kindlein liebet euch! Bekannt ist auch, wie ein letztes Wort des Herrn an ihn (Joh. 21, 22), dahin mißverstanden wurde, als sterbe dieser Jünger nicht. Und wirklich glaubten Einige, er sei wie Henoch und Elias ohne Tod in den Himmel entrückt worden. Eine Sage, die Augustin mittheilt, berichtet: Johannes habe sich selbst sein Grab bereiten lassen, und sich dann wie in ein Bett hinein gelegt, um zu sterben. Aber es habe sich der Glaube verbreitet, er sei nicht wirklich gestorben, sondern er schlafe nur. Sein Odem bewege die Erde auf seinem Grabe und treibe immerfort aus der Tiefe einen weißen Staub hervor. — Noch bis im 18. Jahrhundert haben ja sogar geistreiche Männer eine leibliche Wiederkunft dieses Jüngers erwartet. — Eine schöne Erzählung, die zum Beweis seiner Hirtentreue schon von den ältesten Kirchenschriftstellern angeführt wird, kann ich nicht übergehen. Auf einer seiner apostolischen Reisen erblickte Johannes in Smyrna einen Jüngling, der durch seine edle Haltung ihm auffiel. Er übergab diesen Jüngling dem Bischof zu besonderer Aufsicht, und setzte dann seine Reise fort. Als Johannes nach einiger Zeit wieder zu der Gemeinde zurückkehrte, war seine erste Frage nach dem Jünglinge. Der Bischof antwortet betreten: „er ist gestorben", und auf das weitere Eindringen des Apostels, erklärt er sich deutlicher: der Jüngling sei Gott gestorben; er habe die Wege des Herrn verlassen und sei der Anführer einer Räuberbande geworden. Sofort verlangt der Apostel ein Pferd

und ruhet nicht, bis er den Aufenthalt der Räuber erspäht hat. Er wird von ihnen gefangen. „Führt mich zu euerm Hauptmann", spricht er. Als dieser den Johannes erblickt, flieht er erst vor ihm; aber Johannes, sein Alter vergessend, setzt ihm nach und ruft ihm zu: „was fliehest du vor mir, mein Kind! vor mir, deinem Vater, dem Hülflosen, dem Alten! erbarme dich meiner, mein Kind! fürchte dich nicht: noch ist Hoffnung des Lebens für dich vorhanden; ich werde Christo Rechenschaft geben über dich; gern will ich, wenn's sein muß, mein Leben lassen für dich, wie der Herr für uns das seine gelassen hat. O so stehe denn, glaube, Christus hat mich hergesandt!" — Endlich blieb der Jüngling stehen, sah beschämt zur Erde nieder, warf die wilde Rüstung von sich, erklärte unter bittern Thränen seine Reue, und ward von Johannes wieder aufgenommen und der christlichen Gemeinde wiedergegeben. Herder hat diese Legende trefflich bearbeitet [15]).

Nur noch ein Weniges über die übrigen Apostel.

Ueber Philippus aus Bethsaida, der Jesum gleichzeitig mit Petrus und Johannes kennen lernte, wissen wir sehr wenig. Von ihm erzählt uns die Apostelgeschichte nichts; nach einer sehr alten und nicht ganz zu verwerfenden Nachricht soll er das Evangelium in Phrygien verbreitet haben und in hohem Alter zu Hierapolis gestorben sein. Nicht selten hat man ihn mit dem Diaconus Philippus verwechselt, der den Kämmerer aus Mohrenland bekehrte. — Von Bartholomäus haben wir nur den Namen, wenn anders nicht, wie Viele annehmen, der aus Johannes uns bekannte Nathanael, „der ächte Israelite ohne Falsch", eben diesen Namen führte. Dagegen weiß die Legende von ihm zu erzählen, er sei von königlicher Abkunft gewesen, der Sohn eines Königs Ptolemäus und habe auch als Jünger des Herrn sein Purpurgewand getragen. Christus habe ihm geweissagt, er werde einst den Purpurmantel seines Leibes ausziehen müssen, und dieß sei in Erfüllung gegangen, indem er in Armenien, wo er das Evangelium predigte, lebendig sei der Haut entkleidet worden; daher trägt er auch in bildlicher Darstellung ein Messer in der Hand und die abgezogene

---

[15]) Der gerettete Jüngling in den christlichen Legenden. Sämmtliche Werke; zur Literatur und Kunst. III. S. 286. Die kirchliche Erzählung selbst bei Euseb III, 33.

Haut auf dem Arm. Nach einer andern Version soll Bartholomäus in Indien das Evangelium verkündigt haben. — Simon, der Kananite, der auch Zelote (Eiferer) heißt, ist uns gleichfalls unbekannt. Es ist bloße Vermuthung, wenn Einige annehmen, daß es derselbe Mann gewesen sei, auf dessen Hochzeit Jesus sein erstes Wunder verrichtete. Spätere haben ihm in Asien und Afrika einen Wirkungskreis angewiesen. In Persien soll er von heidnischen Priestern zersägt worden sein. — Daß Thomas, dessen augenblicklicher Zweifel an der Auferstehung Christi ihm den Namen des „ungläubigen" gebracht hat, späterhin in Indien das Evangelium verbreitet habe, ist eine Sage, die vielen Glauben in der Kirche bis auf diesen Tag gefunden hat; obgleich sich darüber nichts Gewisses sagen läßt: denn die sogenannten Thomaschristen in Indien sind offenbar spätern Ursprungs. Eine ältere Sage macht ihn zum Evangelisten der Parther.

Matthäus, eine Person mit Levi, Sohn des Alphäus, den Jesus von seiner Zollstätte weg zu sich gerufen (Matth. 9, 9 ff.), ist der Kirche am bekanntesten geworden durch das Evangelium, das seinen Namen trägt. Wo er das Christenthum verbreitet, wissen wir nicht. Die Sage weist nach Aethiopien.

Bei Jacobus dem Jüngern und bei Thaddäus (Judas Lebbäus) entsteht die Frage, ob sie dieselben Personen sind, die uns an andern Orten als Brüder Jesu bezeichnet oder ob sie von ihnen verschieden sind. Leibliche Brüder des Herrn waren diese beiden Apostel jedenfalls nicht, wohl aber Geschwisterkinder von ihm [16]), und so muß man freilich die Bezeichnung von Brüdern in einem weitern Sinn nehmen (von Vettern), wenn man sich nicht entschließen kann, neben diesen Aposteln noch eigentliche Brüder des Herrn eben dieses Namens anzunehmen. Wir lassen die Frage, die die Gelehrten bis auf diesen Tag beschäftigt, unentschieden [17]). Nur bemerken wir, daß der Jacobus, den die

---

[16]) Insofern Alphäus und Kleophas, der Schwager der Maria, als eine und dieselbe Person angenommen werden. Joh. 19, 25. Matth. 10, 3.

[17]) Bekanntlich hat die Scheu, sich die Maria als Mutter leiblicher Söhne zu denken, manche, besonders katholische Theologen, von vorneherein gegen die Annahme von leiblichen Brüdern Jesu eingenommen. Die Untersuchung muß rein historisch, ungetrübt von dogmatischen Voraussetzungen,

Kirche den Bruder des Herrn nennt und der auch den Beinamen des Gerechten führte, längere Zeit Bischof von Jerusalem war und von ihm ist auch wahrscheinlich der Brief Jacobi in unserer Bibel. Dieser Jacobus starb als Märtyrer. Nach Josephus wurde er auf Befehl des Hohenpriesters Ananias gesteinigt: nach einer andern Nachricht, die wir bei den christlichen Kirchenschriftstellern finden, wurde er bei einer Volksbewegung von seinen Feinden auf die Zinne des Tempels gestellt, dort zum Predigen aufgefordert, dann aber, als er Jesum öffentlich als den Weltheiland bekannte, herab gestürzt, und da er nicht vollkommen todt war, vollends mit einer Walkerkeule erschlagen [18]). — Von Judas Thaddäus haben wir schon erwähnt, daß er, der Sage zufolge, an den Toparchen Abgarus von Edessa abgesandt wurde, um ihn im Namen Jesu zu heilen; wir haben aber gesehen, auf wie schwachen Füßen diese Sage steht. Spätere Nachrichten lassen auch ihn den Märtyrtod sterben; nach den Einen soll er gekreuzigt, nach Andern mit Pfeilen erschossen worden sein. — Von Matthias endlich, der bald nach Jesu Himmelfahrt an die Stelle des Judas Ischariot durch das Loos gewählt wurde (Apostelg. 1, 26), wissen wir ebenfalls nichts Sicheres. Erst eine spätere Sage läßt ihn in Aethiopien das Evangelium verkünden und dort den Märtyrtod sterben; vielleicht eine Verwechslung seiner Person mit der des Matthäus (s. oben).

Blicken wir noch einmal auf die Geschichte der zwölf Apostel zurück, so muß uns, wie schon bemerkt, auffallen, wie wenig das Buch, das den Namen „Apostelgeschichte" führt, uns über diese Zwölfe berichtet. Von mehrern schweigt es ganz, und auch die Geschichte der Hauptapostel, der Säulen der Gemeinde, führt es nur bis auf eine gewisse Grenze fort. Dagegen handelt die größere Hälfte des Buches von den Schicksalen und der Thätigkeit eines Mannes, der uns nicht unter den Zwölfen genannt wird und der gleichwohl, nach seinem eigenen Zeugniß „mehr gearbeitet hat als sie Alle" (1 Cor. 15, 10); eines Mannes, der den Namen und die Würde eines Apostels ungescheut für sich in Anspruch nimmt, indem er das Bewußtsein einer unmittelbaren Berufung des Herrn

---

geführt werden. Für unsern Zweck liegt sie außer dem Wege; doch hat die Annahme wirklicher Brüder Jesu vieles für sich.

[18]) Vgl. Hegesippus bei Euseb II, 23. und Josephus XX, 8.

in sich trägt und die schlagendsten Beweise dieser Berufung an den Tag legt. Es ist das auserwählte Rüstzeug des Herrn — der Heidenapostel Paulus, mit dessen Persönlichkeit und dessen Wirksamkeit wir uns genauer vertraut zu machen haben, wenn wir die Verbreitung des Christenthums nach außen, seine Vertiefung nach innen geschichtlich begreifen wollen.

Fünfte Vorlesung.

Die Mutterkirche zu Jerusalem und das Urchristenthum. — Das erste christliche Pfingstfest. — Die Gütergemeinschaft. — Diaconen und Gemeindeverfassung. — Die ersten Verfolgungen. — Der Protomartyr Stephanus. — Philippus. — Petrus und die Heiden. — Paulus. — Seine Reisen und seine Schicksale. — Das paulinische Christenthum.

In unsern beiden ersten Vorlesungen sind wir durch den Vorhof der Heiden und durch den Tempel der Juden flüchtig hindurch gezogen; dann haben wir in den beiden letzten Stunden das Bild des Herrn und seiner zwölf Apostel uns vor Augen gestellt, und sind so bei dem Portal verweilt, das uns in das innere Heiligthum der Kirche und deren Geschichte einführen soll. Wir haben diese Bilder Christi und der Apostel einstweilen nur vereinzelt betrachtet, als heilige Standbilder am Eingang des Tempels, wie sie nicht nur von der Hand der Geschichte hingestellt, sondern wie sie auch durch die christliche Phantasie sind ausgeschmückt, freilich mitunter auch entstellt, mit falschen Farben übertüncht, von wucherndem Unkraut umrankt worden.

Jetzt treten wir in eine weitere Vorhalle, es ist die der apostolischen Kirche. Diese selbst aber zerfällt für uns wieder in zwei Räume, wie das Buch der Apostelgeschichte sie von einander gesondert hat, nämlich in den engern Raum der Mutterkirche zu Jerusalem und ihrer Ausläufer, und in den der Erstlingskirche aus den Heiden. Und indem wir uns in diesen Räumen umsehen, fällt unser Auge abermals auf ein Apostelbild, das nicht in der Reihe jener Zwölfe steht, das gleichsam jene beiden Räume von

einander scheidet oder vielmehr sie unter einander verbindet. Es ist das Bild des Heidenapostels Paulus. Ehe wir zu diesem Bilde aufschauen, müssen wir aber noch einen Augenblick in der ersten Vorhalle verweilen und uns umsehen in der Mutterkirche seit dem Tage der Pfingsten. Hier sind wir einzig gewiesen an die ersten Kapitel der Apostelgeschichte, die wir nicht ausführlich recapituliren, sondern an die wir nur mit wenigen Worten, als an schon Bekanntes, erinnern wollen.

Wir haben schon früher erwähnt, daß wir das erste christliche Pfingstfest betrachten können, als das Geburtsfest der christlichen Kirche. Die wunderbare Begebenheit sind wir nicht berufen, hier näher zu beleuchten. Wir halten uns an das geschichtliche Resultat. Da wird uns denn gesagt, wie, nachdem die dreitausend Seelen sich auf die Predigt Petri hin hatten taufen lassen, sie beständig geblieben seien in der Apostel Lehre, in der Gemeinschaft, im Brotbrechen und im Gebet (Apostelg. 2, 42). Es wird uns ferner berichtet, wie sie alle Dinge unter einander gemein hatten; denn „ihre Güter und Habe verkauften sie und theilten sie aus unter Alle, nachdem Jedermann noth war“ (Vs. 45). Es ist von dieser Gütergemeinschaft auch in neuerer Zeit wieder viel geredet worden. Man hat gezweifelt, ob sie je buchstäblich eingetreten sei. Das Letztere läßt sich nach dem Wortlaute unserer Erzählung kaum leugnen. Aber vergessen wir nicht, es war 1) eine Gemeinschaft der Güter nur unter wenigen Gleichgesinnten, die sich freiwillig, aus innerm Drang der Liebe dazu entschlossen; es ward 2) diese Gütergemeinschaft nicht als ein Recht angesprochen und darum auch nicht als eine Pflicht gefordert; denn als jener unglückliche Ananias etwas von dem erlösten Gelde für sich behalten wollte, da ward nicht dieses Zurückbehalten an sich; sondern nur die Lüge so hart bestraft, die dieses Zurückhalten verheimlichte, die Heuchelei, die sich den Schein der Uneigennützigkeit geben wollte, ohne sie zu besitzen; und 3) dauerte das ganze Verhältniß, wenn es je vollkommen zu Stande kam, nur kurze Zeit; denn wir finden ja bald nachher, daß es, wie überall, so auch in der ersten Christengemeinde zu Jerusalem Arme gab, für die gesorgt werden mußten, und für die sogar eigene Armenpfleger, sieben Diaconen gewählt wurden (Apg. 6). Dieß führt uns auf die erste Gemeindeverfassung

der Christen. Wir haben uns diese so einfach als möglich zu denken. Offenbar schlossen sich die ersten, aus den Juden gläubig gewordenen Christen an das Vorbild der Synagogen an. Ja, sie hatten eigentlich gar nicht die Absicht, die Religion ihrer Väter zu verlassen und eine neue Religion dagegen anzunehmen. So dürfen wir den Uebertritt zum Christenthum uns gar nicht denken. Die ersten Judenchristen waren und blieben Juden nach ihrem ganzen Wesen; sie unterschieden sich von ihren bisherigen Glaubensgenossen nur dadurch, daß sie den Messias, den Jene noch erwarteten, als gekommen betrachteten; daß ihnen Jesus von Nazareth, den Jene gekreuzigt hatten, wirklich als der erschien, der in den Propheten verkündigt und durch Wunder, namentlich das Wunder der Auferstehung bewährt sei. Sie betrachteten sich demnach als die rechten Juden, als das wahre Volk des Heils, das geistliche Israel, das die Zeit des Heils begriffen und das Heil ergriffen habe, während jene sie als eine abtrünnige Secte bezeichneten und sie mit dem verächtlichen Namen der Nazaräer und Galiläer belegten. Natürlich standen die Apostel des Herrn als die Leiter der Gemeinde oben an; später erscheinen auch Aelteste neben ihnen; ein Amt, das aus den Synagogen in die christliche Kirche sich hinüber pflanzte. Was nun aber die vorhin erwähnten Diaconen betrifft, so fand ihre Wahl durch die Gemeinde statt, und ausdrücklich in der Absicht, die Apostel zu erleichtern, und ihnen namentlich die Sorge für die Armen abzunehmen, denn „es taugt nicht", so sprachen die Zwölfe zu der versammelten Menge, „daß wir das Wort unterlassen und zu Tische dienen. Darum sehet unter euch nach sieben Männern, die ein gut Gerücht haben und voll heiligen Geistes und Weisheit sind, welche wir bestellen mögen zu dieser Nothdurft. Wir aber wollen anhalten am Gebet und am Amt des Worts." — Damit ist aber keineswegs gesagt, daß nicht auch die Diaconen außer der ihnen anvertrauten Armenpflege für die weitere Verbreitung des Evangeliums thätig sein konnten. Im Gegentheil finden wir zwei unter den Sieben und zwar die zuerst Genannten, den Stephanus und den Philippus auch nach außen hin als Verkündiger des Heils eine bedeutende Wirksamkeit entfalten; ja, den Einen unter ihnen sehen wir als den ersten Blutzeugen fallen in der Verfolgung der jungen Gemeinde.

Von dieser Verfolgung haben wir nun zu reden. Sie ging zunächst nicht von den Pharisäern, wie man erwarten sollte, sondern von der sadducäischen Secte aus. Dieß hat seinen besondern Grund. Die Sadducäer leugneten die Auferstehung, und so kehrte sich nun auch ihr Haß gegen die Bekenner derselben. Schon als Petrus und Johannes, nachdem sie den Lahmen vor der Thüre des Tempels geheilt, die Predigt von Christo erschallen ließen, wurden sie gefangen gelegt und nur mit der Drohung entlassen, hinfort nicht mehr von diesem Namen zu reden (Apostelg. 3 u. 4). Als sie aber dieser Drohung nicht Folge leisteten, nach dem Grundsatze, daß man Gott mehr gehorchen müsse, als den Menschen, da war es eben die Partei der Sadducäer, die zu vergeblichen Gewaltmaßregeln schritt, während aus der Pharisäersecte Gamaliel das bedeutsame Wort sprach: „Ist der Rath oder das Werk aus Menschen, so wird's untergehen; ist's aber aus Gott, so könnet ihr's nicht dämpfen, auf daß ihr nicht erfunden werdet, als die wider Gott streiten." (Apg. 5, 38. 39.) Ueberdieß trat nun eine Partei von Hellenisten zusammen, die eine eigene Schule in Jerusalem bildeten, und die uns in der Bibel als die Partei der Libertiner, Cyrener und Alexanderer bezeichnet wird (ebend. 6, 9). Diese regten die Volkswuth und den Priesterhaß gegen Stephanus auf, von dem es heißt: „daß er Wunder und große Zeichen gethan unter dem Volk", und daß eben diese Gegner der Weisheit und dem Geiste, daraus er redete, zu widerstehen nicht vermocht hätten. Die mächtige Rede des Stephanus ist bekannt und eben so die Art seines Todes (Apstlg. 7). Frühzeitig ehrte die Kirche das Gedächtniß ihres Protomartyr.

Schon hier zeigte es sich, daß das Blut der Märtyrer eine Aussaat der Kirche ist. Bald nach dem Tode des Stephanus erhob sich eine große Verfolgung über die Gemeinde zu Jerusalem, so daß die Gläubigen nach Judäa und Samarien zerstreut wurden, und eben diese Zerstreuung diente zur Fortpflanzung des Christenthums (Apostelg. 8). In Samarien finden wir den Diaconus Philippus als Evangelisten für dessen Verbreitung thätig; Petrus und Johannes traten später in seine Fußstapfen, indem sie sein Werk ergänzten durch Handauflegung und Mittheilung des heiligen Geistes an die Gläubigen. Ferner bekehrte Philippus auf der Landstraße von Jerusalem nach Gaza jenen Beamten der äthiopi-

schen Königin von Meroe, den er in den Weissagungen des Jesaia vertieft auf seinem Reisewagen fand, und den er, nachdem er ihm bewiesen, daß Jesus der Messias sei, sofort taufte. Wie weit dieser bekehrte Kämmerer selbst wieder zu Verbreitung des Christenthums in seinem Vaterlande Aethiopien beigetragen haben mag, wer will das bestimmen? Nach der spätern Legende soll er auf der Insel Ceylon gepredigt und dort den Märtyrtod erlitten haben. Von Philippus aber berichtet uns die Apostelgeschichte, daß ihn der Geist des Herrn hinweg gerückt und der Kämmerer ihn nicht mehr gesehen habe. Er verkündigte von nun an in den Seestädten Palästina's, in Asdod und der Umgegend die Lehre des Heils, bis er nach Cäsarea kam, wo er seinen bleibenden Aufenthalt fand (Apostelg. 21, 8). Eben diese Seestädte wurden auch von Petrus besucht (Apostelg. 9). Als Petrus in Joppe, bei Simon dem Gerber, seine Wohnung genommen, ward er durch ein göttliches Gesicht belehrt, daß die Scheidewand zwischen Juden und Nichtjuden gefallen sei; und in der Ueberzeugung, daß Gott die Person nicht ansehe, sondern daß in allerlei Volk, wer ihn fürchtet und recht thut, ihm angenehm sei, nahm er in Cäsarea jenen römischen Hauptmann Cornelius, einen bisherigen Proselyten des Thores, in die Gemeinschaft der Christen auf durch die heil. Taufe, die er ihm ertheilte. Mit ihm wurden noch Andere getauft, nachdem der heil. Geist über sie gekommen und ähnliche Wunder, wie am Pfingsttage in ihnen gewirkt hatte (Apostelg. 10). Bald darauf brach unter Herodes Agrippa die Verfolgung der jüdischen Gemeinden ein, in der Jacobus der Aeltere durch das Schwert fiel, Petrus aber durch ein Wunder gerettet ward (Apostelg. 12). Nicht lange, so büßte Herodes für seine Frevel. „Es schlug ihn, heißt es, der Engel des Herrn, darum daß er die Ehre nicht Gott gab." Bei den öffentlichen Kampfspielen, die er zu Cäsarea hatte anstellen und wobei er sich als einen Gott hatte huldigen lassen, überfiel ihn eine furchtbare Krankheit, die den plötzlichen Tod zur Folge hatte. Um eben diese Zeit ungefähr hörte Jerusalem auf, der feste Sitz der Apostel zu sein, und Jacobus der Gerechte oder der Bruder des Herrn trat mit apostolischem Ansehen an die Spitze der Gemeinde.

Und nun mögen wir unsere Blicke auf den Mann richten, der

das Christenthum weit über die Grenzen Palästina's hinaus recht eigentlich in die Welt einführte und so den Anfang machte, zur christlichen Mission unter den Heiden. Bei jener Steinigung des Stephanus wird uns ein Jüngling vorgeführt, Namens Saulus, zu dessen Füßen die Kleider des Verfolgten niedergelegt wurden, und es heißt von ihm: „er hatte Wohlgefallen an seinem (des Stephanus) Tode." Dieser Jüngling war, so weit uns seine frühere Geschichte bekannt ist, aus Tarsus in Cilicien gebürtig und genoß römisches Bürgerrecht. In Jerusalem hatte er sich unter Gamaliel gebildet und gehörte der pharisäischen Secte an. Die mäßigen Grundsätze, die Gamaliel im Synedrium äußerte, waren nicht auf den Schüler übergegangen. Im Gegentheil, er schnaubte, wie es heißt, mit Dräuen und Morden wider die Jünger des Herrn und nachdem er schon zu Verfolgung der Christen in Jerusalem mitgeholfen, und Männer und Weiber in's Gefängniß überantwortet hatte, bat er den Hohenpriester um Briefe nach Damascus an die dortigen Vorsteher der Synagogen, um von diesen sich weitere Vollmachten zur Verfolgung auch der dortigen Christen auszuwirken. Auf dem Wege dahin fand die wunderbare, Ihnen allen bekannte Erscheinung statt (Apostelg. 9, 1 ff.), die eine gänzliche Umkehr seines Wesens zur Folge hatte. In Damascus ward er durch einen dortigen Jünger Ananias von der Blindheit geheilt, mit der er geschlagen worden; es wurden ihm die Hände aufgelegt, er empfing die Taufe und von nun an verkündigte er zu allgemeiner Verwunderung Christum als den Sohn Gottes. Nach einer Aeußerung in seinem Briefe an die Galater (1, 17) machte Paulus von da an einen längern Aufenthalt in Arabien. Die Apostelgeschichte erwähnt dieses Aufenthaltes nicht; aber gewiß benützte Paulus diesen Aufenthalt, um die mächtigen Eindrücke von Damascus in sich zu verarbeiten und sich zu dem Werke zu rüsten, womit er nun bald betraut werden sollte. — Er kehrte dann wieder nach Damascus zurück, und entging den Nachstellungen der Juden durch eine gewaltsame Flucht. Er erschien in Jerusalem, wo ihn Barnabas bei den Aposteln Petrus und Jacobus einführte. Von Tarsus, wohin er sich für einige Zeit zurückgezogen, ging er dann mit Barnabas nach Antiochien, der Hauptstadt Syriens. Hier hatte sich bereits eine Christengemeinde gebildet (Apostelg. 11), die

wir gewissermaßen als die Mutterkirche der Heidenchristen betrachten können; denn während die Christen zu Jerusalem noch immer dem Namen nach Juden waren, so kam hier zuerst die Benennung Christianer (Christen) auf. Wahrscheinlich gaben ihnen die Heiden diesen Namen. Sie selbst nannten sich Brüder oder Gläubige. Eben dieses Antiochien wird nun auch der Ausgangspunkt der Bekehrungsreisen des Apostels. Ihm Schritt für Schritt auf diesen Reisen zu folgen, würde uns zu weit führen. Wir begnügen uns mit einer Uebersicht.

Die erste Reise in Begleitung des Barnabas und eine Zeit lang des Johannes Marcus ging durch Cypern, Pamphilien, Pisidien, Lycaonien. Auf dieser Reise, nicht wie gewöhnlich angenommen wird, gleich von seiner Bekehrung an, führt nun der bisherige Saulus den römischen Namen Paulus (vgl. Apostelg. 13, 9). Zu Perga in Pamphilien hatte sich Johannes Marcus von seinen Begleitern getrennt und sich wieder nach Jerusalem gewendet. Paulus und Barnabas aber predigten in den Städten Antiochien und Pisidien, Iconium, Lystra, Derbe. — In Antiochien erregten die Juden einen Aufruhr wider sie. Gleiches widerfuhr ihnen zu Iconien. In Lystra, da sie einen Lahmen geheilt, wurden sie dagegen von dem Volke für Götter, Barnabas für den Jupiter, Paulus für den Mercur gehalten. Aber wie bald schlug diese Vergötterung, die die Apostel weislich ablehnten, in Verfolgung um! Paulus ward gesteinigt und für todt zur Stadt hinaus geschleift. Von Derbe traten sie ihre Rückreise an, und im syrischen Antiochien wieder angelangt, versammelten sie die Gemeinde und verkündigten, wie viel Gott durch sie verrichtet und wie er den Heiden die Thüre des Glaubens aufgethan. — So weit die erste Missionsreise (Apostelg. 13 u. 14). Bald nach ihrer Ankunft erhob sich eine Spaltung in der Gemeinde. Es waren Judenchristen von Jerusalem hingekommen, welche von den Heidenchristen verlangten, daß auch sie sich müßten durch die Beschneidung in das Judenthum aufnehmen lassen, wenn sie an den Seligkeiten des Christenthums Theil haben wollten. So wurden denn Paulus und Barnabas nach Jerusalem gesandt zu den Aposteln und Aeltesten, um diesen Zwist zu schlichten. Man hat diese Zusammenkunft das Apostelconcil genannt; wobei man aber nicht an die

Förmlichkeiten denken darf, welche die spätern Concilien der Kirche erheischten. Es war eher eine brüderliche Conferenz, auf der denn auch wirklich der Zwiespalt ausgeglichen wurde und zwar zu Gunsten der Heidenchristen. „Es gefällt, so hieß es, dem heil. Geist und uns (eine Formel, die auch bei spätern Concilienbeschlüssen angewendet wurde), euch keine Beschneidung mehr aufzulegen, denn nur daß ihr euch enthaltet vom Götzenopfer, und vom Blut und vom Erstickten und von der Unzucht; von welchen, da ihr euch enthaltet, thut ihr recht“ (Apostelg. 15, 28. 29). Dieser Beschluß wurde durch Paulus und Barnabas und durch zwei ihnen beigegebene Abgeordnete von Jerusalem nach Antiochien gebracht und daselbst mit großer Befriedigung aufgenommen.

Nach diesem Zwischenfalle traten Paulus und Barnabas die zweite Bekehrungsreise unter die Heiden an; doch trennten sich beide schon gleich Anfangs ihrer Reise von einander, indem Barnabas darauf bestand, den Johannes Marcus mit zu nehmen, Paulus aber dieß nicht zugeben wollte. So gingen denn Barnabas und Marcus nach Cypern. Paulus aber wählte sich den Silas, einen der Männer, die ihn von Jerusalem nach Antiochien begleitet hatten, zu seinem Gefährten. Sie besuchten erst die Gemeinden Kleinasiens, und in Lystra nahmen sie noch den Timotheus zu sich, aus Lycaonien gebürtig, den Sohn eines griechischen Vaters und einer jüdischen Mutter, durch die er von Jugend auf in den heiligen Schriften des alten Bundes war unterrichtet worden. Bald nachher gesellte sich wahrscheinlich auch noch Lucas, der Verfasser des Evangeliums und der Apostelgeschichte zu ihnen [1]. Sie durchzogen Phrygien, Galatien und setzten, durch ein göttliches Traumgesicht bewogen, von Troas nach Macedonien, mithin nach Europa über. Da gründete Paulus unter mancherlei Kämpfen die Gemeinden zu Philippi, zu Thessalonich, zu Beröa. In Philippi schloß er sich zunächst an die Synagoge der Juden, die am Flusse Strymon vor der Stadt lag; da gewann er jene Purpurkrämerin Lydia, in deren Haus er sich niederließ. Die Hei-

[1] Man schließt dieß aus dem Umstande, daß Lucas in seiner Apostelgeschichte von Cap. 16 Vers 10 an in der ersten Person der Mehrzahl redet, während er früher die dritte Person gebraucht.

lung einer besessenen Sclavin, die den eigennützigen Absichten ihrer Gebieter schadete, erregte bekanntlich einen Auflauf, in dessen Folge Paulus und Silas gestäupt und in's Gefängniß geworfen wurden. Aber eben diese Gefangenschaft wurde Veranlassung zu einer neuen Bekehrung, zu der des Kerkermeisters, der, erschrocken über das Erdbeben, das die Fesseln der Gefangenen löste, ihnen die Frage vorlegte: „Liebe Herren, was soll ich thun zu meiner Rettung?" worauf er die Antwort erhielt: „Glaube an den Herrn Jesum Christum, so wirst du und dein Haus gerettet (selig)." — Auch in Thessalonich, wo die Apostel in dem Haus eines gewissen Jason einkehrten und gleichfalls in der Synagoge predigten, empörten sich die Juden wider sie. Die eifrigsten unter diesen verfolgten sie sogar bis nach Beröa, wo sie freundliche Aufnahme gefunden hatten, und suchten auch da das Volk wider sie aufzuwiegeln. Paulus ging aber, während er Silas und Timotheus zurückließ, nach Athen. Da sehen wir ihn denn an dem Sitz der alten griechischen Weisheit umher wandeln unter den Götterbildern der Stadt mit wehmüthigen Empfindungen. Da ist es nicht die Volksmasse zunächst, da sind es die Gebildeten, die Epicuräer und Stoiker, die mit der höhnenden Frage bei der Hand sind: „Was will dieser Lotterbube?" — Da hören wir ihn auf dem Areopag den neugierigen Athenern die große Neuigkeit vom Heil in Christo verkündigen. Da ist er den Griechen ein Grieche geworden, damit er alle gewinne. An den Altar des unbekannten Gottes, der ihm unter den Altären der Stadt aufgefallen war, knüpft er weislich an die Lehre von dem Gott, dem sie Alle unwissend dienen, der die Welt gemacht hat und was darinnen ist, den sie Alle suchen, ob sie ihn fühlen und finden möchten und der nicht ferne von einem jeden unter uns ist. Da beruft er sich — nicht auf die Propheten des alten Bundes, wie in den Schulen der Juden — da ruft er einen ihrer Propheten und ihrer Dichter zum Zeugen auf mit den Worten: „in ihm leben, weben und sind wir" und „wir sind göttlichen Geschlechts". Das weckte die Aufmerksamkeit. Aber als er dann überleitete auf das bevorstehende Gericht und die Auferstehung der Todten, da regte sich wieder der alte Spott: sie wollten nichts weiter hören, und Paulus ging von ihnen. „Doch," heißt es, „etliche Männer hingen ihm an und wurden gläubig,

unter welchen war Dionysius aus dem Rath und ein Weib mit Namen Damaris und andere mit ihnen" (Apostelg. 17). Von diesem Dionys, dem Areopagit, meldet uns die heil. Schrift nichts mehr. Nach Euseb stand er der athenischen Gemeinde als christlicher Bischof vor. Schon das klingt sagenhaft. Aber noch weiter hat die dichtende Sage sich der Person des Dionys bemächtigt, indem sie ihn zum Apostel der Gallier und zum Schutzheiligen von Paris gemacht und ihm Schriften mystischen Inhaltes, die erst im sechsten Jahrhundert verfaßt sind, zugeschrieben hat. — Von Athen kam Paulus nach Corinth; von dem Sitze der alten griechischen Weisheit zu dem Sitze des Reichthums, des Wohllebens, der Ueppigkeit. Da fand er einen Landsmann, den Juden Aquila aus Pontus, der mit seinem Weibe Priscilla in der früher erwähnten Verfolgung der Juden unter Claudius aus Rom und Italien war vertrieben worden. Er fand in ihm zugleich einen Berufsgenossen (sie waren beide Zelt- oder Teppichmacher), und nahm bei ihm seine Wohnung. Auch hier schloß er sich zunächst an die Synagoge an, deren Vorsteher Crispus von ihm gewonnen wurde. Die übrigen Juden aber vergalten ihm seine Predigt von Christo nur mit Lästerung, und so zog er sich in das Haus eines Heidenchristen Justus zurück. Ein Jahr und sechs Monden verweilte (nach der Angabe der Apostelgeschichte) Paulus in Corinth. Doch ist es wahrscheinlich, daß er von da aus auch kleinere Reisen in die Umgegend unternommen hat, deren die Apostelgeschichte nicht erwähnt. Unter dem Statthalter von Achaia, Gallio, erregten die Juden einen Aufstand wider Paulus; allein da der Statthalter als weltlicher Beamter sich standhaft weigerte, in die Religionsstreitigkeiten sich zu mengen (ein abermaliges Beispiel von der Indifferenz der Heiden!), so richteten sie nichts aus. Später verabschiedete sich Paulus freiwillig von seinen Corinthern und kam nach Ephesus, dieser durch ihren Dienst der Artemis und durch ihren Welthandel ausgezeichneten Stadt. Er hielt sich dießmal nicht auf, sondern weil er auf das Osterfest in Jerusalem sein wollte, beschleunigte er seine Reise und kehrte über Cäsarea und Jerusalem nach Antiochien zurück (Apostelg. 18, 22).

Diese zweite, von der Apostelgeschichte erwähnte Reise ist die wichtigste des Apostels, in Absicht auf den Umfang seiner apostoli-

schen Wirksamkeit und der Gründung neuer Gemeinden. — Die dritte Reise, die uns die Apostelgeschichte meldet (Apostelg. 18, 23. 21, 15), hatte zunächst den Zweck einer Besuchsreise, indem der Apostel Galatien und Phrygien durchwanderte und die Jünger stärkte. Ob er auch die Gemeinde Colossä in Phrygien besucht hat, läßt sich nicht mit Bestimmtheit ermitteln; wie denn überhaupt der Reisebericht der Apostelgeschichte mehrere Lücken läßt, die wir theils durch Vermuthung, theils durch anderweitige Winke aus den paulinischen Briefen zu ergänzen haben. Die Apostelgeschichte führt nach diesem Aufenthalt in Galatien und Phrygien den Paulus wieder nach Ephesus, wo unterdessen ein alexandrinischer Jude Apollos das Christenthum verkündet hatte, „ein beredter Mann und mächtig in der Schrift". Er scheint indessen doch nur einen unvollständigen Unterricht vom Christenthum erlangt und wieder ertheilt zu haben; denn als Paulus nach Ephesus kam (zur Zeit, da eben Apollos sich nach Corinth gewendet), da fand er wohl christliche Jünger; aber als er sie fragte: „habt ihr den heiligen Geist empfangen?" antworteten sie ihm: „wir haben nie gehört, ob ein heiliger Geist sei." Es stellte sich heraus, daß sie nur die Taufe des Johannes empfangen hatten. Erst jetzt empfingen sie die christliche Taufe und durch Handauflegung den heil. Geist; mit ihm die Gabe des Zungenredens und der Weissagung. Wir werden auf diese Geistesgaben später zurückkommen. —

Drei Monate lang lehrte nun Paulus in der Synagoge von Ephesus. Dann aber zog er sich wegen der Verstockung der Juden in die Schule eines gewissen Tyrannus zurück, wo er noch zwei Jahre verweilte. Von dem guten Erfolg seiner Predigt wird uns erzählt, wie die, welche falsche Beschwörungskünste trieben, weichen mußten, und wie sogar die magischen Bücher, die dergleichen Beschwörungsformeln enthielten, öffentlich verbrannt wurden. „Also mächtig, heißt es, wuchs das Wort des Herrn und nahm überhand" (Apostelg. 19, 20). Bald darauf unternahm Paulus von Ephesus aus eine neue Reise, über deren Umfang wir nicht genau unterrichtet sind. „Er nahm sich vor," heißt es, „nach Macedonien und Achaia zu reisen, und gen Jerusalem zu wandern, und sprach: Nachdem, wenn ich daselbst gewesen bin, muß ich auch Rom sehen." Einstweilen sandte er den Timotheus und Erastus nach Macedonien,

während er selbst eine kleine Weile in Kleinasien verzog. Inzwischen erhob sich in Ephesus selbst eine Bewegung. Bekanntlich war Ephesus der Hauptsitz des Dienstes der Artemis (Diana). Der prachtvolle Tempel, den Herostratus in der Geburtsnacht Alexander des Großen (355 vor Chr.) niedergebrannt hatte, um sich eine traurige Berühmtheit zu verschaffen, war durch die Gesammtheit der jonischen Städte schöner als zuvor wieder aufgebaut worden und gehörte zu den Wundern der alten Welt. Und so hatten denn auch die Gold- und Silberarbeiter einen schönen Verdienst durch das Verfertigen der kleinen Dianenbilder, die an die Verehrer der Gottheit verkauft und auch auf Reisen als Amulet gebraucht wurden. Wurde doch das Bild der Göttin selbst als ein vom Himmel gefallenes betrachtet, das von den frühesten Zeiten an das unveränderte, wahre Bild derselben geblieben sei! Auf einmal stockte nun der Verdienst dieser Silberarbeiter mit dem gesunkenen Glauben an die alte Gottheit und ihre Wunderkräfte. Daher der Aufruhr, an dessen Spitze sich ein gewisser Demetrius gestellt, und das sinnlose Geschrei des Pöbels: „groß ist die Diana der Epheser." Zur Zeit dieses Aufruhrs finden wir Paulus wieder in Ephesus. Die Jünger ließen ihm nicht zu, daß er sich in den Tumult mischte, in dem bereits einige seiner Gefährten waren ergriffen und mißhandelt worden. Der Aufruhr ward durch die Klugheit des ephesinischen Kanzlers gestillt. Paulus selbst aber verabschiedete sich und ging wiederum nach Macedonien und Griechenland, wo er drei Monate verweilte. In Philippi schiffte er sich nach Troas ein und kam über Assus, Mitylene, Chios, bei Samos vorbei nach Milet. Dahin berief er die Aeltesten von Ephesus und nahm Abschied von ihnen in einer herzlichen Ansprache; betete mit ihnen und ward unter Thränen und Segenswünschen entlassen (Apostelg. 20, 17. 38).

Ohne weitern Aufenthalt steuerte er nun Palästina zu. In Cäsarea verweilte er bei dem Evangelisten und Diacon Philippus, und da war es, da ein jüdischer Prophet Agabus auf ihn zutrat und ihm durch Zeichen verkündete, daß er zu Jerusalem werde gebunden und in der Heiden Hände überantwortet werden (Apostelg. 21, 10. 11). Vergebens suchten ihn seine Gefährten von der Reise nach Jerusalem abzuhalten. Der treue Jünger erklärte sich

bereit, sich nicht nur binden zu lassen, sondern auch zu sterben für den Namen seines Herrn. — In Jerusalem fand er gute Aufnahme bei den christlichen Brüdern. Aber bald ward der Haß der Juden gegen ihn rege. Er wurde beschuldigt, Heiden in den Tempel eingeführt und diesen entweiht zu haben. Er selbst ward im Tempel ergriffen und unter dem Volkstumulte in das römische Lager (die Hauptwache der Burg) geführt. Schon wollte ihn der Hauptmann geißeln lassen, als Paulus sich auf sein römisches Bürgerrecht berief und daraufhin losgelassen und vor das hohepriesterliche Verhör gestellt wurde. Hier entzweiten sich die Pharisäer und Sadducäer über ihn wegen der Lehre von der Auferstehung. Eine Anzahl Juden aber legte ein Gelübde ab, weder zu essen, noch zu trinken, bis sie Paulus getödtet hätten. Als der römische Hauptmann von diesem Complot Kunde erhielt, entsandte er ihn unter starker Bedeckung nach Cäsarea an den Statthalter Felix, vor dem er auch mehrere Verhöre bestand. Zwei Jahre vergingen, ohne daß etwas entschieden wurde. Da endlich berief sich Paulus unter dem Nachfolger des Felix, Pontius Festus, auf den römischen Kaiser, als den obersten weltlichen Richter. Nachdem er noch vor Herodes Agrippa II. und dessen Schwester Bernice, die auf Besuch zu Festus gekommen, ein schönes Zeugniß abgelegt und den Agrippa beinahe bewogen hatte, ein Christ zu werden, trat er seine Deportationsreise an. Seine Gefährten, zu denen auch noch Aristarch von Macedonien sich gesellte, waren auch hier mit ihm. Sie erfreuten sich von Seiten des Schiffshauptmannes einer humanen Behandlung. Auf der Fahrt erhob sich ein Sturm, der sie auf die Insel Malta verschlug. Auf einem alexandrinischen Schiffe ward die Reise nach Rom vollendet. Schon in Puteoli fanden Paulus und seine Gefährten christliche Brüder, bei denen sie sieben Tage verweilten. Von den römischen Christen kamen ihm etliche nach Forum Appii und Tres Tabernä entgegen. — In Rom selbst wurde Paulus dem römischen Centurio übergeben; unter der Aufsicht eines Soldaten durfte er übrigens frei umher gehen und auch mit seinen Landsleuten und Glaubensgenossen verkehren. Schon drei Tage nach seiner Ankunft berief er daher auch die Vornehmsten der Juden zu sich, um sie über sein Verhältniß zum Judenthum in's Klare zu setzen. Die Einen glaubten ihm,

die Andern nicht. Zwei Jahre blieb Paulus in seiner Haft auf eigene Kosten und predigte das Reich Gottes und lehrte von dem Herrn Jesu mit aller Freudigkeit unverboten (Vgl. Apostg. 21—28).

Mit diesen Worten schließt die Apostelgeschichte ihren Bericht. Vergebens sehen wir uns in ihr nach weitern Nachrichten über diesen großen Apostel und seine letzten Schicksale um. War das eben die römische Gefangenschaft, aus der ihn nur der Tod befreite, der Märtyrtod? oder wurde er, wie schon im Alterthum von Vielen angenommen wurde [2]), wieder frei gelassen und wirkte er noch eine Zeitlang als Apostel für das Reich des Herrn in verschiedenen Gegenden, namentlich auch in Spanien, bis er dann in eine zweite Gefangenschaft gerieth, auf die sein Todesurtheil folgte? Das sind Fragen, die bis auf den heutigen Tag die gelehrtesten Forscher beschäftigen und auch verschieden sind beantwortet worden. So viel ist gewiß (obgleich uns der Tod des Heidenapostels nicht in der Bibel selbst erzählt, wohl aber in nahe Aussicht gestellt wird), daß er seinen Glauben zu Rom mit dem Tode bezeugt hat. Je nachdem man der einen oder andern Annahme folgt, fällt das Todesjahr des Paulus in's Jahr 64, da die große Christenverfolgung unter Nero ausbrach, oder wenn man eine zweite Gefangenschaft setzt, in's Jahr 67 — jedenfalls noch in die Regierungszeit dieses Kaisers.

Merkwürdig, daß das Leben dieses Apostels weit weniger mit Legenden ausgeschmückt ist, als das eines Petrus, Johannes und Anderer, ja, als das Leben Jesu selbst. Sollte sich dazu weniger

---

[2]) Euseb K.-G. II, 22. Gegen die Annahme einer solchen zweiten Gefangenschaft haben sich in neuerer Zeit die meisten Stimmen der Gelehrten erklärt. Sie würde allerdings über mehrere Schwierigkeiten hinweghelfen, wenn sie constatirt wäre; doch lassen sich diese zur Noth auch auf andere Weise lösen. Wir dürfen eben nicht vergessen, daß die Apostelgeschichte bei all der Ausführlichkeit und lebendigen Anschaulichkeit, womit sie uns einzelne Züge berichtet, höchst lückenhaft in ihrer Berichterstattung ist. So, um nur eines anzuführen, wird uns der Schüler und Gehülfe des Paulus, Titus, den der Apostel nach Creta sandte und an den wir bekanntlich einen Brief im N. T. haben, gar nicht erwähnt. Man ist also immerhin zu Ergänzungen genöthigt, und die Frage ist nur, wie dieselben am geschicktesten können gemacht werden. Mehrere Wege sind schon eingeschlagen und wieder aufgegeben worden; doch wenn auch die Untersuchungen noch kein sicheres Resultat gebracht haben, so haben sie doch schon Manches aufgehellt und zu weitern Forschungen ermuntert.

Veranlassung gezeigt haben, da die Bibel eben von ihm und seiner Wirksamkeit uns ein viel ausgeführteres, anschaulicheres Bild giebt als von allen Uebrigen? — Einer Sage habe ich schon früher erwähnt, daß Paulus mit Seneca, dem Lehrer Nero's, einen Briefwechsel geführt habe. Allein die noch vorhandenen lateinischen Briefe, die dieß beweisen sollen, sind von der Art, daß man ihnen das Erdichtete von Weitem ansieht.

Verweilen wir noch einen Augenblick bei der Persönlichkeit und dem Charakter des Paulus überhaupt und bei seiner eigenthümlichen Auffassung des Christenthums. Wir haben ihn als einen Schüler Gamaliel's bezeichnet, und obgleich er daneben ein Gewerbe trieb, so war er doch ein Gelehrter seiner Zeit und unterschied sich dadurch auf's Bestimmteste von den Aposteln, die zu Jesu Lebzeiten von ihm selbst gewählt wurden. Man darf aber die Vorstellungen von der paulinischen Gelehrsamkeit auch nicht zu hoch spannen. Es ist viel davon die Rede gewesen, ob er klassisch gebildet, ob er in der griechischen und römischen Litteratur bewandert war? Man hat dieß daraus schließen wollen, daß er in seinen Reden und in seinen Schriften Stellen aus griechischen Dichtern anführt. Allein solche abgerissene Stellen konnten ihm bekannt sein, ohne daß er die Schriftsteller brauchte studirt zu haben. Sein griechischer Styl deutet nicht auf eine genauere Bekanntschaft mit den Klassikern [3]). So beschränkte sich denn seine Gelehrsamkeit auf die pharisäisch-jüdische Schriftgelehrsamkeit. Darin aber zeigt er sich vollkommen bewandert, und die Art, wie er das alte Testament auslegt, stimmt ganz zu dieser Art von Bildung. Er hat die Schrift des alten Testaments in seiner Gewalt und ebenso versteht er die Kunst der Beweisführung, die Dialektik, wovon er schlagende Beweise in seinen Schriften ablegt. So weit der natürliche Mensch, der Jude Saulus mit seinem Eifer für das Gesetz. Was er aber als Paulus war, das war er, wie er uns selbst bezeugt, weder durch eigenes Talent, noch durch eigenes Studium geworden, das war er worden durch Gottes Gnade (1 Cor. 15, 10),

---

[3]) In neuerer Zeit hat jedoch Thiersch wieder eine strengere klassische Bildung bei dem Apostel vorausgesetzt; vgl. dessen „Kirche im apost. Zeitalter.“ S. 112. 113., ein Buch, das überhaupt über die Urgeschichte manche neue Gesichtspunkte aufstellt, die mit Ruhe und Unparteilichkeit erwogen zu werden verdienen.

die sich mächtig an ihm erwiesen, die aus ihm einen ganz andern Menschen gemacht hatte, als er zuvor war, und an der er sich von nun an genügen ließ, weil er wohl fühlte, daß sie in den Schwachen mächtig sei.

Dieß führt uns auf seine Bekehrung und die Frucht derselben. Das wunderbare Ereigniß selbst irgendwie natürlich erklären zu wollen, kann uns nicht einfallen. Wohl aber sehen wir uns aufgefordert, den innern Vorgang in der Seele des Mannes so weit uns zu veranschaulichen, als dieß möglich ist. Die Bekehrung macht uns allerdings den Eindruck einer plötzlichen Verwandlung. Noch eben schnaubt derselbe Mann wider die Christen, der in demselben Augenblick besinnungslos zu Boden fällt, und von übernatürlichem Lichte geblendet, sich nach Damascus muß führen lassen, und dort nach wenigen Tagen „als ein auserwähltes Rüstzeug des Herrn" erklärt wird. Allein was so plötzlich in die Erscheinung trat, das hatte wohl auch seine stille Vorbereitung gefunden in der Seele des Apostels. Wer kennt nicht das psychologische Geheimniß, wonach wir gegen das den meisten Haß der Seele aufbieten, das wir schon angefangen haben, im Stillen zu lieben und das wir eben gewaltsam niederzuhalten uns anstrengen! Gewiß waren schon hie und da Regungen in Paulus Seele vorgegangen, die das ihm stille zuflüsterten, was jene Stimme ihm laut zurief: Saul, was verfolgst du mich? Unstreitig hatte jener standhafte Tod des Stephanus einen mächtigen Eindruck auf ihn gemacht, als er die Kleider des Hingerichteten hütete. Was auf dem Wege nach Damascus in ihm arbeitete, das sagt uns die Geschichte nicht, aber das blieb Dem nicht verborgen, der eben diesen Augenblick erwählte, um es zum Entscheid zu führen. Mit einem Worte, so wunderbar die Bekehrung ist (und jede Bekehrung ist ein göttliches Wunder in ihrer Art), so wenig dürfen wir sie uns magisch, d. h. zauberhaft, rein als äußern Vorgang und ohne innere, psychologische Vermittlung denken. Auch war diese Bekehrung, so wenig als auf einen Schlag herbeigeführt, eben so wenig auf einen Schlag vollendet. Schon die ersten Tage in Damascus, da das Augenlicht ihm entzogen war, waren gewiß für den hart Geprüften gesegnete Tage des stillen Nachdenkens, des Gebets, der Einkehr in sich selbst und in Gott. Nehmen wir dann noch dazu den längern

Aufenthalt in Arabien, den uns Paulus selbst meldet, so war auch dieß eine schöne Zeit der innern Befestigung und der Vorbereitung auf seinen heiligen und wichtigen Beruf.

Zusammenhängend mit der Frage über die Bekehrung des Paulus ist die über seinen Unterricht im Christenthum und über seinen Beruf zum Apostel. Wie seine Bekehrung, so führt er ja auch seine Berufung zum Apostel auf einen Akt der göttlichen Gnade zurück. Er wiederholt es zu verschiedenen Malen, daß er nicht von Menschen erwählt, auch nicht von den übrigen Aposteln sei belehrt worden, sondern daß er seinen Unterricht vom Herrn selbst empfangen habe und auch von ihm, und nicht von Menschen zum Apostel sei berufen worden. Er thut dieß mit einer solchen Zuversicht, daß wir nicht anders können, als dieser Aussage glauben. Ueber das Wie? erfahren wir freilich nichts. Aber die ganze Lehre und Predigt des Mannes muß uns selbst den Eindruck machen, daß was er redet, nicht die Frucht mühsamer Combinationen, noch weniger der bloße Abdruck dessen sei, was ihm Andere mitgetheilt haben; sondern allerdings ein unmittelbares Schauen und Ergreifen der Wahrheit, wie sie ihm von dem Herrn und seinem Geist geoffenbart wurden. Bei dieser unbestrittenen Thatsache muß sich die Geschichte begnügen. — Und nun eben diese Predigt des Paulus selbst! Welche Kraft und Entschiedenheit! Welches Leben der Ueberzeugung! Es ist nicht die bloße Verkündigung der geschichtlichen Heilsthatsachen, die uns hier begegnet; alles trägt das Gepräge des Selbsterlebten, des Selbsterfahrenen. Ueberall stellt sich der Apostel hin als den, an welchem die Gnade Gottes in Christo persönlich gearbeitet, persönlich sich verherrlicht, an dem sie sich als in dem Schwachen mächtig erwiesen hat! Wenn schon Johannes diese innern Wirkungen des Christenthums in der Seele des Gläubigen hervorhebt, wenn seine Seele gleichsam der klare Spiegel ist des Lichtes, das in die Welt gekommen, alle Menschen zu erleuchten; so giebt uns Paulus nicht nur diesen einfachen Reflex wieder, er führt uns auch hinein in den Kampf der Gegensätze, in den Widerstreit der Gedanken, die sich unter einander anklagen und entschuldigen; an ihm tritt die Sündentilgende, die vom Fluch des Gesetzes erlösende, die den Menschen zur wahren Freiheit der Kinder Gottes führende Macht des Evangeliums am Bestimm-

testen hervor. Die Rechtfertigung des Sünders vor Gott durch den lebendigen Glauben an den Sohn Gottes und sein für uns gebrachtes Opfer, das ist das eigentliche Grundthema der paulinischen Lehre; das das eigenthümliche Gepräge derselben.

Man hat die Frage aufgeworfen, ob nicht dieses paulinische Christenthum ein anderes sei, als das, das uns Jesus Christus und seine nächsten Apostel selbst gebracht haben? Die Einen haben gesagt, Paulus habe die einfache Lehre Jesu umgewandelt in eine rabbinische Theologie und habe so gewisse dogmatische Vorstellungen in das Christenthum eingeführt, die sich zu der einfachen, auf das Praktische gerichteten Lehrart Jesu verhielten, wie die Theologie zur Religion überhaupt. Was diese als einen Nachtheil des Paulinismus bezeichneten, haben Andere als einen Vortheil desselben hervorgehoben, indem sie sagten, erst Paulus habe aus dem Christenthum etwas gemacht; er habe erst diese einfache Lehre des Zimmermannssohnes und der galiläischen Fischer in eine höhere Sphäre, in die Sphäre des speculativen Gedankens gehoben, und dadurch ihr ein welthistorisches Interesse gegeben. — Allein, wenn wir die paulinische Lehre einfach vergleichen mit der Lehre Jesu und mit der Lehre eines Petrus, Johannes und Jacobus, so wird uns die tiefere Uebereinstimmung mit den Grundlehren des Evangeliums, wie wir sie schon dort finden, nicht entgehen, und wir werden uns wohl hüten, Paulus auf Kosten der Andern zu erheben, oder umgekehrt ihn einer Entstellung der christlichen Lehre zu beschuldigen. Er, der nichts anders wissen wollte, als Jesum Christum den Gekreuzigten (1 Cor. 2, 2), der keinen andern Grund wollte gelegt wissen, als den, der gelegt ist (1 Cor. 3, 11), und der selbst einen Engel vom Himmel dem ewigen Fluch verfallen erklärte, der ein anderes Evangelium bringen würde, als das Evangelium von Christo, das er zu verkündigen sich bewußt war (Gal. 1, 8), er würde sich eben so wohl den falschen Ruhm verbeten, ein neues und besseres Christenthum erfunden, als den Vorwurf, das Evangelium durch die Beimischung seiner Lehrsätze entstellt zu haben. Paulus hat kein anderes Christenthum gebracht, als das Christenthum Jesu und seiner Apostel. Das wird sich Jedem feststellen, der seine Schriften studirt und sie mit den Evangelien und den übrigen neutestamentlichen Schriften vergleicht. Wohl aber wird

dieses vergleichende Studium, uns zu der Ueberzeugung führen, daß Paulus das Evangelium allerdings nicht nur als einen von außen überlieferten Stoff weiter verbreitet, sondern daß er es als eine seligmachende Kraft in sich verarbeitet, und durch eigenes Nachdenken sowohl als durch Uebung und Erfahrung in sein geistiges Eigenthum verwandelt habe. In diesem Sinn dürfen wir von einem paulinischen Christenthum reden, d. h. von einem Christenthum, das sich mit der persönlichen Gemüthsanlage des Apostels, mit seiner geistigen Bildung, mit seinen äußern und innern Erfahrungen zu einem Ganzen von Vorstellungen zusammenschloß, wie es, zu einem solchen Ganzen verarbeitet, uns allerdings sonst nirgends begegnet. Das ist ja eben das Schöne und Große des Christenthums, worauf ich schon bei der Stiftung desselben aufmerksam gemacht habe, daß es nicht ein von vornherein abgeschlossenes System, nicht ein Complex von Dogmen und Sittengeboten ist, den man als einen fertigen Stoff wieder Andern überliefern kann, sondern daß es als ein ewig Lebendiges und Flüssiges in jeder Persönlichkeit wieder seine eigene Gestalt gewinnt, in jeder gleichsam eine neue Geschichte durchlebt und so auch wieder von ihr ein Gepräge zurücknimmt, wie es ihr selbst sein ewiges Gepräge aufdrückt. Und nun eine Persönlichkeit wie die des Apostels Paulus, eine also von Gott erwählte, bereitete, von seinem Geist geführte und erleuchtete Persönlichkeit, hätte sie nur der mechanische Träger, und nicht vielmehr ein organischer Durchgangs- und Vermittlungspunkt des Christenthums werden sollen? Die große Bedeutung des Apostels als des Heidenapostels, hätte sie wirklich nur darin bestanden, das Christenthum dem Raume nach in die Länder der Heiden zu bringen, oder nicht vielmehr auch darin, es den Heiden zugänglich zu machen durch die ganz eigenthümliche, auf sie berechnete Art der Verkündigung? Wenn etwa auch schon gesagt worden ist, Paulus habe das Christenthum aus der jüdischen Befangenheit erst heraus gehoben und es nach freier, eigner Willkür zur Weltreligion umgesetzt, so wird damit zu viel gesagt; ja, es wird der Jünger dann über den Meister erhoben. Aber wenn gesagt wird, Paulus habe bestimmter und energischer als andere Apostel die universelle Bestimmung des Christenthums erkannt, betont, begriffen und demgemäß die Absicht seines göttlichen Meisters selbst

in einer ihm eigens angewiesenen Richtung erfüllt, wie kein Anderer, so ist das ein Urtheil, zu dem die unbefangene Betrachtung seines Lebens und Wirkens uns allerdings berechtigt, ja uns hindrängt. Paulus hat, indem er mit seinem Herrn und Meister und seinen Mitaposteln auf einem Grunde des Heils steht, dennoch wieder seine eigenthümliche Stellung, seine eigenthümliche Mission, seinen eignen, ihm angehörenden Ideenkreis und in sofern allerdings auch seine Sprache, seine Vorstellungs- und Darstellungsweise, seine Philosophie und Theologie. Aber das Alles hat er auch als hätte er es nicht, hat er nicht als das Seine, sondern als das ihm Gegebene, als das ihm Anvertraute und Gewordene. Und so konnte er denn auch von seinen Gemeinden und von seiner Arbeit an ihnen mit einem Bewußtsein reden, das ihm keine Kritik verkümmern darf. Vielmehr wird es die Aufgabe der Geschichte sein, nachdem sie das auserlesene Rüstzeug des Apostels selbst kennen gelernt hat, nun auch über den Kreis seiner Thätigkeit sich eine genauere Ansicht zu verschaffen. Die paulinischen Gemeinden und das Verhältniß des Apostels zu ihnen wird demnach das Erste sein, womit wir uns in der nächsten Stunde zu beschäftigen haben.

Sechste Vorlesung.

Die paulinischen Gemeinden und die Briefe an sie. — Der Brief an die Hebräer. — Die katholischen Briefe. — Die sieben Gemeinden der Apocalypse. — Sagen über Verbreitung des Christenthums durch apostolische Männer. — Statistische Rundschau über die christliche Kirche der drei ersten Jahrhunderte. — Christenverfolgungen im römischen Reich unter Nero. — Die Zerstörung Jerusalems.

Wir sind in der letzten Stunde dem Apostel Paulus auf seinen Reisen gefolgt, ohne jedoch bei den Gemeinden selbst, die er gestiftet, zu verweilen, und das persönliche Verhältniß des Apostels zu ihnen genauer zu betrachten. Unsere Aufgabe kann nun freilich nicht sein, die Geschichte jeder dieser Gemeinden in's Einzelne zu verfolgen. Die Kirchengeschichte kann nur die Kirche Christi als Gesammtheit in's Auge fassen. Allein wir haben früher gezeigt, wie diese Kirche Christi nicht so plötzlich als Kirche in die Welt trat. Erst aus den einzelnen Gemeinden hat sich die Kirche gebildet. Und darum muß für uns das Gemeindeleben der ersten Christen doch wieder das sein, woran wir uns halten, weil sich aus ihm erst das Kirchenleben gebildet hat. Die Quellen, an die wir hier fast ausschließlich gewiesen sind, sind nicht sowohl die Apostelgeschichte, als vielmehr die Briefe, die der Apostel Paulus an diese Gemeinden oder auch an seine Schüler, die Vorsteher dieser Gemeinden waren, geschrieben hat. Auch diese Briefe können wir jetzt nicht mit dem Auge des Schriftforschers betrachten. So manches von ihrem tiefen Lehrinhalt müssen wir bei Seite lassen und nur das aus ihnen herausheben, was auf das Gemeindeverhältniß Licht

wirft und die Physiognomie dieser Gemeinden uns erkennen läßt. Wir besitzen bekanntlich 13 Briefe des Apostels in unserm Bibelbuche (Kanon), wenn wir nämlich den Brief an die Hebräer nicht mitzählen, der auch nicht unter seinem Namen erscheint. Diese 13 Briefe sind uns aber doch nicht nach der Zeitfolge mitgetheilt, und es ist daher nothwendig, daß wir sie geschichtlich in ihre Zeit einreihen, wenn wir sie ganz verstehen wollen. So weit nun unsre Kunde reicht, sind sie nach folgender Ordnung entstanden: zuerst die beiden Briefe an die Thessalonicher von dem ersten Aufenthalt in Corinth aus geschrieben; sodann von Ephesus aus der Brief an die Galater und der erste Brief an die Corinther; demnächst von Macedonien aus der zweite Brief an die Corinther, und dann von einem spätern Aufenthalt in Corinth aus der Brief an die Christen zu Rom. Die übrigen Briefe, mit Ausnahme des ersten Briefs an den Timotheus und an Titus sind alle, wie ihr Inhalt zeigt, aus der Gefangenschaft geschrieben; so der Brief an die Epheser, an die Philipper, an die Colosser, an Philemon und der zweite Brief an den Timotheus. Ob die erstern aus einer frühern, der zweite Brief an den Timotheus aber aus einer spätern Gefangenschaft, das lassen wir hier dahingestellt, da es für unsern Zweck von keinem weitern Belang ist. Uns gilt es hauptsächlich, uns ein Bild zu verschaffen von dem Zustande jener Gemeinden und dem Verhältniß des Apostels zu ihnen. Und da werden wir finden, daß diese Zustände bei aller Einheit des Bekenntnisses sehr verschieden waren und daß auch der Ton der Briefe nach dieser Verschiedenheit sich richtet. So sehen wir aus den beiden Briefen an die Thessalonicher, daß in jener Gemeinde viele Gemüther beunruhigt waren wegen der zu erwartenden Zukunft des Herrn, und Paulus sah sich genöthigt, hierüber die nöthigen Belehrungen zu geben und die Gemeinde ebensowohl vor Vorwitz und Müssiggang, als vor Trostlosigkeit zu warnen. Aus dem Brief an die Galater sehen wir, wie es jüdischen Irrlehrern gelungen war, die noch junge und unbefestigte Gemeinde wieder unter das Joch der jüdischen Satzungen gefangen zu nehmen, und der Apostel wandte Alles auf, sie wieder zur rechten Freiheit in Christo zurückzuführen. Daß er dabei selbst des Petrus nicht schonte, der aus Menschenfurcht seine bessere Ueberzeugung unterdrückte, ist nur ein

Beweis von seiner Freimüthigkeit und Unabhängigkeit; zugleich auch ein Beweis davon, daß die Apostel, auch nach Empfang des heil. Geistes am Pfingstfeste, nicht über alle Schwankungen des Glaubens erhaben waren. Aber von allen Gemeinden, an die wir Briefe der Apostel haben, erhalten wir von keiner ein so anschauliches und in Einzelheiten gegliedertes Bild, als von der Gemeinde zu Corinth. Da sehen wir, wie diese Gemeinde schon frühzeitig in Parteiungen zerfallen war, indem die eine sich an Paulus, die andere sich an Kephas (Petrus), wieder andere an Apollos anschlossen und eine vierte Partei sich zusammenthat, die sich die Christuspartei nannte. Und wie sehr hatte der Apostel zu kämpfen gegen diesen Parteigeist, indem er darauf hinwies, daß Christus nicht getheilt, und daß auch ihrer Keiner auf Paulus oder Apollos getauft sei. Wie demüthig redet er da von seiner Arbeit und doch wie entschieden von seiner Stellung zu den übrigen Lehrern. — Wir erfahren ferner, daß der sittliche Zustand der corinthischen Gemeinde keineswegs ein musterhafter war, wie man sich ihn wohl bei einer christlichen Gemeinde der Urzeit denken möchte. Wir hören von Ausschweifungen, „wie sie selbst bei den Heiden nicht vorkommen" (1. Cor. 5, 1), von ärgerlichen Prozessen, von Absonderung der Reichen bei den gemeinschaftlichen Liebesmahlen und von Entweihung des h. Mahles selbst. Dabei thun wir aber auch Blicke in die gottesdienstlichen Einrichtungen der Gemeinde, wir werden bekannt mit ihrer Art zu beten, zu weissagen; es treten uns merkwürdige Aeußerungen der Geistesgaben entgegen in dem s. g. Zungenreden, das einen gehobenen Seelenzustand voraussetzte, von dem wir uns kaum einen richtigen Begriff machen können, und in der Weissagung, die mehr aus einer verständigen Schriftauslegung zu bestehen schien, wie sie auch noch unsere Kirche bedarf. Ueberall sehen wir da den Apostel belehrend, zurechtleitend eingreifen. Wir begegnen schon den Anfängen einer christlichen Kirchenzucht und einer Verbindung der Gemeinden untereinander durch Reisen, durch Sendbriefe, durch Betreibung von Liebessteuern. Und auch von den persönlichen Schicksalen des Apostels, von den Gefahren, die er um des Evangeliums willen ausgestanden, bietet der zweite Brief an die Corinther uns manche Ergänzung zu dem, was die Apostelgeschichte erzählt. Wir erfahren da, wie

er unter anderm mit den Thieren gekämpft, wie er auf dem Meere Schiffbruch gelitten u. a. m. Wie in der Gemeinde von Thessalonich, so waren auch in der von Corinth Streitigkeiten, Zweifel und Zerwürfnisse entstanden über die letzten Dinge, namentlich über die Auferstehung der Todten. Da entwickelt denn Paulus in großartigen Zügen seine Ansichten hierüber, die er nicht nur als persönliche Ansichten, sondern als Offenbarung mittheilt. Wie geistig und erhaben behandelt er seinen Gegenstand! wie großartig erscheint der Zusammenhang zwischen Christus dem Auferstandenen und der Gemeinde, von der er das Haupt und der Erstling ist: wie ferne von allem krassen Materialismus seine Ideen über den einstigen Auferstehungsleib! — Den innersten Kern seiner Theologie aber, die Lehre von der Rechtfertigung, sehen wir ihn entwickeln in seinem Brief an die römischen Christen. Er hatte diesen Brief, wie schon bemerkt, von Corinth aus geschrieben, noch ehe er persönlich mit der Gemeinde zu Rom bekannt war.

Wie sich diese Gemeinde in Rom gebildet? läßt sich nicht in Namen und Zahlen angeben. Es ist schon früher erwähnt worden, daß die Sage den Apostel Petrus dahin kommen läßt, und wenn wir auch diese Sage nicht als grundlos verwerfen, so sind wir doch keineswegs berechtigt, Petrus ohne weiters als den Stifter der Gemeinde von Rom zu bezeichnen. Wir wissen aber, daß seit Pompejus Juden in Rom wohnten; auch auf dem ersten christlichen Pfingstfeste waren Juden und Judengenossen aus Rom gegenwärtig und konnten die ersten christlichen Eindrücke mit nach Hause genommen haben. Auch der Bewegung unter Claudius und der Vertreibung der Juden aus Rom haben wir erwähnt. Aquila und Priscilla gehörten zu jenen Vertriebenen, kehrten aber bald, und zwar als Christen, wieder dahin zurück. Wir haben uns diese erste christliche Gemeinde in Rom nicht als sehr bedeutend zu denken in weltlichem Sinne (Vornehme und Reiche gehörten nicht zu ihr); doch mußte sie in den Augen des Apostels bedeutend genug sein, um ihn zur Abfassung eines so inhaltreichen Briefes an sie zu bewegen. Sie scheint aus Juden- und Heidenchristen bestanden zu haben; denn Paulus nimmt in seinem Brief auf beide Rücksicht, indem er zeigt, wie weder Juden noch Heiden einen rechtmäßigen Anspruch haben auf die Gnade Gottes, sondern wie Gott

alles beschlossen unter dem Unglauben, damit er sich aller erbarme; und so vergleicht er denn die Heiden dem wilden Oelbaum, dem die edlern Zweige des Judenthums aufgepfropft worden, eine kirchenhistorisches Bild, das uns immer vor Augen stehen sollte, wenn wir die Verhältnisse des Judenthums zum Heidenthum und beider zum Christenthum richtig beurtheilen wollen.

Nun die Gemeinden, an die Paulus aus der Gefangenschaft schrieb. Da ist uns Colossä in Phrygien wichtig. Hier hatte eine eigenthümliche Irrlehre überhandgenommen. Die Phrygier waren von jeher empfänglich für extravagante Religionsvorstellungen und Religionsübungen. Schon in der heidnischen Zeit hatte dort der Dienst der Göttermutter (Cybele) zu schwärmerischem Unwesen geführt. — Und so scheinen auch jetzt unter dem Namen der Philosophie allerlei unfruchtbare Speculationen über die Natur der Engel u. dergl. an die Stelle des einfachen Christenthums getreten zu sein, verbunden mit selbsterwählten Kasteiungen in Absicht auf Speise und Trank oder auf bestimmte Feiertage, Neumonde und Sabbathe. Daher warnt der Apostel: „Lasset auch niemand das Ziel verrücken, der nach eigner Wahl einhergehet in Demuth und Geistlichkeit der Engel, deß er nie keines gesehen hat, und ist ohne Sache aufgeblasen in seinem fleischlichen Sinn." (Col. 2, 18 ff.) Und so weist er sie auf Christum, als das Haupt der Gemeinde, als den, in welchem allein alle Schätze der Weisheit und der Erkenntniß verborgen liegen. — In diesem Colossä lebte auch jener Christ Philemon, an den wir einen kleinen Brief des Apostels haben, der uns zeigt, in welchem innigen, freundschaftlichen Verhältniß Paulus zu diesem Manne stand, den erst die spätere Sage zum Bischof von Colossä gemacht hat. Bald nach Empfang dieses Briefes traf übrigens die Stadt Colossä ein trauriges Schicksal. Sie wurde im fünften Regierungsjahr des Nero (62) durch ein Erdbeben verschüttet. —

Von den verschiedenen Gemeinden scheint dem Apostel keine so sehr am Herzen gelegen zu haben, als die Gemeinde zu Philippi, in Macedonien. Er nennt sie (wie übrigens auch die Gemeinde zu Thessalonich, 1 Theff. 2, 19) seine Freude, seine Krone (Phil. 4, 1). Er rechnet es ihr zum Vorzug an, daß er von ihr Liebesgaben empfängt (Phil. 4, 15) und rühmt es an ihren Gliedern,

daß sie ihm allezeit gehorsam gewesen. Gleichwohl scheinen auch hier falsche Apostel Eingang gefunden zu haben, vor denen Paulus in starken Ausdrücken (Phil. 3, 2) zu warnen für gut fand. — Weniger persönliche Beziehungen treten dagegen an dem Brief an die Epheser hervor, der seinem Inhalte nach manches mit dem Brief an die Colosser gemein hat. Man hat sich dieß auf verschiedene Weise erklärt, was uns aber hier nicht aufhalten kann. Daß Paulus sonst gerade zu dieser Gemeinde in einem engern Verhältniß stand, daß er sich sogar längere Zeit (zwei Jahre) bei ihr aufhielt und noch auf seiner Heimreise sich von ihren Aeltesten in Milet verabschiedete, haben wir schon früher erwähnt. Bei seinem Abgange hatte Paulus seinen Schüler Timotheus daselbst gelassen, an den auch die beiden Hirtenbriefe im neuen Testament gerichtet sind. Auch den Tychicus ordnete er dahin ab. (Ephes. 6, 21.)

So ward durch die paulinische Thätigkeit, verbunden mit der glücklichen Lage der Stadt, Ephesus der Mittelpunkt des Christenthums in Kleinasien, und als dann später nach dem Tode des Paulus der greise Johannes seine letzten Tage daselbst zubrachte, wie eine frühere Stunde uns gezeigt hat, so mußte das Ansehen dieser beiden großen Apostel zusammenwirken, um dieser Metropole eine geschichtliche Bedeutung zu geben, die der von Jerusalem und Antiochien gleich kam. — Aus dem Brief an Titus lernen wir endlich auch noch die Verhältnisse der Kretensischen Gemeinden kennen. Die Apostelgeschichte bringt zwar Paulus mit der Insel Kreta (dem heutigen Candia) nur in flüchtige Berührung (Apostelg. 27, 7); den Titus nennt sie uns gar nicht; doch wäre möglich, daß Paulus schon früher von Corinth oder Ephesus aus einen Besuch daselbst gemacht und die Gemeinde gestiftet haben könnte; wenn wir nicht einen spätern Zeitraum, unter Voraussetzung einer zweiten Gefangenschaft Pauli, dafür in Anspruch nehmen dürfen. Aus dem Briefe an Titus sehen wir, daß dieser schon auf des Apostels Geheiß eine gewisse Gemeindeorganisation auf der Insel einführte, indem er von Stadt zu Stadt Aelteste verordnete. Auch da fehlte es nicht an Kampf mit allerlei Widersachern und an Solchen, die Fabeln und Menschengebote an die Stelle der Wahrheit zu setzen sich bemühten, so daß Paulus sich veranlaßt sah, an den Spruch

eines griechischen Dichters zu erinnern, der die Kreter Lügner, böse Thiere und faule Bäuche nennt.

So weit über die Gemeinden, an welche Paulus Briefe gerichtet hat. Es fragt sich, besitzen wir alle Briefe des Paulus? Diese Frage muß aus den eigenen Briefen des Apostels verneint werden: denn im Brief an die Colosser beruft sich Paulus an einen Brief an die Laodicäer (Col. 4, 16), den wir nicht mehr haben, es wäre denn, daß der Brief an die Epheser seine Stelle verträte. Eben so ist nicht unwahrscheinlich, daß er auch an die Corinther einen frühern Brief geschrieben hat, der nicht mehr vorhanden ist (1 Cor. 5, 9). Dem sei wie ihm wolle, schon aus diesen Briefen, so weit sie uns sind erhalten worden, ergiebt sich, wenn auch ein nicht vollständiges, doch sehr willkommenes Bild von dem Zustande der Gemeinden im apostolischen Zeitalter. Nun aber sind uns außer den paulinischen noch andere Briefe apostolischer Männer in unserm Bibelkanon aufbewahrt, aus denen sich noch einige weitere Züge zur Vervollständigung des Bildes der ersten Kirche entnehmen lassen. Der Brief an die Hebräer, über dessen Abfassung von Alters her die Meinungen getheilt waren, indem die Einen ihn dem Apostel Paulus zuschrieben, Andere einem seiner Schüler oder Gehülfen (man hat auf Lucas, auf Barnabas, auf Apollos gerathen), muß zu einer Zeit an die Judenchristen in Jerusalem geschrieben worden sein, als die Apostel bereits daselbst theils ausgestorben waren, theils ihre Sitze verlassen hatten (vgl. Hebr. 2, 3). Er zeigt, wie die alte Religionsverfassung, die in dem Tempeldienst ihren Mittelpunkt hatte, nunmehr ihre Bedeutung verloren habe und wie das, was nur als Vorbild und Schatten gedient, in Christo erfüllt sei. Es deutet der Brief ferner auf eine Zeit, da der Gemeinde die schwersten Prüfungen und Verfolgungen noch bevorstanden und deshalb sucht er ihr Muth und Glauben einzuflößen, indem er sie aufschauen lehrt auf den, der allenthalben versucht ward, auf den Anfänger und Vollender des Glaubens, Christum (Hebr. 12). Auf eben solche drangvolle Zeiten weisen auch die Briefe hin, die wir unter dem Namen der katholischen Briefe besitzen. So ist der erste Brief des Petrus gerichtet an die Christen in Pontus, Galatien, Cappadocien, Asien und Bithynien, der des Jacobus an die hin und her zerstreuten

Gemeinden (die Christen in der Diaspora). Auch in diesen Briefen, so wie in dem zweiten Brief Petri und dem Brief Judä wird vielfach geklagt, theils über Mißbräuche in den Gemeinden selbst, theils über Irrlehrer, Betrüger und Verführer aller Art. Was die innern Mißbräuche betrifft, so sehen wir aus dem Brief Jacobi, daß die Reichen und Angesehenen in den Versammlungen schon jetzt anfingen, sich über die ärmern Brüder zu erheben und von ihren weichen und guten Sitzen herab auf sie herunter zu blicken (Jac. 2, 2 ff.), daß auch viel leeres und faules Geschwätz die Gemüther bethörte, daher die Warnung, daß nicht jeder sich unterwinde Lehrer zu sein und daß man die Zunge möge im Zaum halten (Jac. 2, 26. vgl. Cap. 3). Auch geht aus dem dogmatischen Theile des Briefes hervor, daß die paulinische Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben gröblich mißverstanden wurde, so daß es nöthig schien, diesem Mißverstand gegenüber die guten Werke wieder einzuschärfen, ohne die der Glaube todt ist. (Jac. 2, 14 ff.) [1])

Endlich haben wir noch in dem letzten Buch der Bibel, in der Offenbarung Johannis sieben merkwürdige Sendschreiben an sieben Gemeinden der Christenheit, unter denen wir einige schon genannt haben. Nur mit kurzen, aber charakteristischen Zügen wird uns hier die Physiognomie dieser Gemeinden gezeichnet und ihr Gutes, wie ihr Schlimmes hervor gehoben. Es sind die Gemeinden zu Ephesus, zu Smyrna, zu Pergamus, zu Thyatira, zu Sardes, zu Philadelphia und zu Laodicäa. An der Gemeinde zu Ephesus wird gerühmt ihre Arbeit und Geduld, aber getadelt, daß sie die erste Liebe verlassen habe. Sie soll gedenken, wovon sie gefallen und Buße thun (Offenb. 2, 1—7). Auch an Smyrna wird die in Trübsal bewiesene Geduld hervor gehoben; sie wird ermuntert, getreu zu bleiben bis in den Tod, damit sie die Krone des Lebens empfange (Vs. 8—11). Ein ähnliches Lob ergeht an Pergamus; doch wird sie vor dem Einfluß gewisser Irrlehrer gewarnt (11—18), eben so Thyatira, Sardes, Philadelphia

[1]) Daß in dem Briefe Jacobi gar keine Rücksicht auf die paulinische Lehre genommen sei, ist doch wohl schwer anzunehmen. Vgl. Vers 23—25. Siehe übrigens Neander, Paulus und Jacobus, die Einheit der evangelischen Christen in verschiedenen Formen (vom Jahr 1822), in dessen kleinen Gelegenheitsschriften. Berlin 1829. S. 1 ff.

(2, 18. 3, 13). Am schärfsten wird an der Gemeinde zu Laodicäa ihre Lauheit und Sicherheit gerügt: „Ich weiß deine Werke, daß du weder kalt noch warm bist. Ach, daß du kalt oder warm wärest, weil du aber lau bist und weder kalt, noch warm, werde ich dich ausspeien aus meinem Munde. Du sprichst: ich bin reich und habe gar satt und bedarf nichts, und weißt nicht, daß du bist jämmerlich und arm und blind und bloß. Ich rathe dir, daß du Gold von mir kaufest, das mit Feuer durchläutert ist, daß du reich werdest und weiße Kleider anziehest und salbest deine Augen mit Augensalbe, daß du sehen mögest. Welche ich lieb habe, die strafe und züchtige ich. So sei nun fleißig und thue Buße. Siehe, ich stehe vor der Thür und klopfe an. So jemand meine Stimme hören wird und die Thüre aufthun, zu dem werde ich eingehen und das Abendmahl mit ihm halten und er mit mir. Wer überwindet, dem will ich geben mit mir auf meinem Stuhl zu sitzen, wie ich überwunden habe und bin gesessen mit meinem Vater auf seinem Stuhl.“ (Offenb. 3, 14—21.)

Mit diesen feierlichen Worten, wie sie der Seher als Worte des Geistes an die Gemeinden vernahm, schließen wir unsere Betrachtung über die Gemeinden des neutestamentlichen Bereiches. Wir schauen noch einmal auf zu diesen Leuchtthürmen, zu diesen Feuersäulen des christlichen Geistes, von denen eben dieser Geist seine Lichtstrahlen aussandte in die umherliegende Nacht des Heidenthums. Wie es nun dem Schiffer geht, wenn er den Hafen verläßt, das Ufer mehr und mehr aus den Augen verliert und auf der offenen See sich nach Richtpunkten umsehen muß, so weit eben seine Hülfsmittel reichen, so ergeht es dem Kirchenhistoriker, wenn er die Urkunden der neutestamentlichen Offenbarung hinter sich hat und nun über die weitere Ausbreitung des Christenthums auf dem Erdball Rechenschaft geben soll.

Eine Missionsgeschichte der ersten Zeit giebt es für uns nicht. Die paulinischen Reisen, die wir in der vorigen Stunde betrachtet haben, sind die einzige zusammenhängende Berichterstattung über die Verbreitung des Christenthums in der ersten Zeit. Alles was wir noch sonst haben, verliert sich theils in das Dunkel der Sage oder beschränkt sich auf vereinzelte Spuren, denen wir wohl nachgehen können, ohne daß es uns vergönnt wäre, den Weg

nachzuweisen, den das Christenthum nach den verschiedenen Gegenden unserer Erde genommen hat. Sie erinnern sich, daß die Sage jedem der Zwölfe sein eigenes Missionsgebiet angewiesen hat; aber wer auf diese Sagen bauen wollte, der würde sich in die Nacht der Abenteuer verlieren; denn nun müßte er auch das noch mit in den Kauf nehmen, was von den angeblichen Schülern des Apostels, was von einem Eucharius, Valerius und Maternus als Schülern des Petrus, von einem heil. Crescens als Schüler des Paulus erzählt wird, die nach der Legende schon im ersten Jahrhundert das Christenthum in unsere Gegenden würden gebracht haben. Die Eitelkeit gewisser Kirchen und Bischofsitze hat sich in solchen Sagen gefallen, um sich den Ruhm des Alterthums bei der unwissenden Menge zu sichern. Aber auch gewisse Aeußerungen der frühern Kirchenväter (z. B. Irenäus und Tertullian), aus denen eine schon sehr weite Verbreitung des Christenthums im zweiten Jahrhundert hervorzugehen scheint, dürfen wir nicht gar zu wörtlich nehmen, da sie offenbar von rhetorischer Uebertreibung nicht immer frei zu sprechen sind und uns auch solche Völker als christliche nennen, von denen sie selbst nur ungenaue Vorstellungen hatten. — Gehen wir also mit Vorsicht den Spuren nach, so treffen wir zunächst auf eine alte, nicht alles Grundes der Wahrscheinlichkeit ermangelnde Sage, daß Johannes Marcus, der frühere Begleiter des Paulus und Barnabas, das Christenthum in Alexandrien verkündet habe; indessen läßt sich auch ohne diese Annahme sehr wohl erklären, daß in diese wichtige Stadt Aegyptens, in der viele Juden wohnten, frühzeitig auch die Kunde vom Christenthum Eingang erhielt. War doch jener Apollos, der Mitarbeiter des Paulus, ein alexandrinisch gebildeter Jude. Das Christenthum in Alexandrien mußte bald eine eigenthümliche Richtung und Färbung annehmen bei der dort herrschenden hellenischen Bildung und bei dem Hange zu philosophischer Speculation. Wir werden dort später eine blühende Schule der Christen finden, aus der große Kirchenlichter hervorgegangen sind. — Auch weiter nach Oberägypten hin verbreitete sich das Christenthum im zweiten Jahrhundert. Ein Lehrer der alexandrinischen Schule Pantänus soll im Morgenlande bis nach Indien hin die Lehre des Heils getragen haben; doch ist nicht zu vergessen, daß der Name „Indien“ von den alten

Schriftstellern sehr unbestimmt gebraucht wird. Nach Aethiopien mochte jener von Philippus bekehrte Beamte, wie schon früher bemerkt, die erste Kunde von Christo gebracht haben. Was Paulus selbst bei seinem Aufenthalt in Arabien für die Verbreitung des Christenthums gethan, wird uns nicht gesagt. Er scheint die Zeit mehr zu stiller Vorbereitung benützt zu haben. Doch kam gewiß frühzeitig von Syrien aus das Christenthum dahin und im dritten Jahrhundert finden wir arabische Gemeinden mit Bischöfen, wie z. B. die Gemeinde von Bostra. In Mesopotamien erscheint nach der Mitte des zweiten Jahrhunderts der christliche Fürst Abgarus Bar Manu, ein Nachkomme jenes Abgarus, der an Christus den früher erwähnten Brief soll geschrieben haben. Ist auch der Briefwechsel fabelhaft, so ist dagegen Thatsache, daß im zweiten Jahrhundert das Christenthum in Edessa blühte, und von da aus mag es sich dann weiter nach Armenien, nach Persien verbreitet haben; doch freilich nur unvollkommen, so daß es sich leicht mit der parsischen Religion vermischte, eine Mischung, aus der wir später den Manichäismus werden hervorgehen sehen. Frühzeitig muß auch von Rom aus die Kunde des Evangeliums nach dem proconsularischen Afrika gekommen sein. Im zweiten Jahrhundert finden wir diese nordafrikanische Kirche mit ihrem Sitze zu Karthago schon fest gegründet. Aus ihr werden wir scharf markirte Charaktere, wie einen Tertullian und Cyprian, hervortreten sehen. Auch längs der Nordküste in der Cyrenaica und Tripolitana war das Christenthum zerstreut. — Von Kleinasien aus sehen wir es nach Gallien übersiedeln. Wenn wir von der Sage absehen, die bald den Dionys vom Areopag, bald einen Schüler des Petrus, Crescens, zum Apostel der Gallier macht, so finden wir thatsächlich im zweiten Jahrhundert blühende Gemeinden an den Ufern der Rhone, zu Lugdunum (Lyon) und Vienne. Daß die Legende das Christenthum durch Jacobus den Aeltern nach Spanien bringen läßt, haben wir früher erwähnt. Wir mußten diese Sage als reine Dichtung abweisen. Dagegen ist schon ernster die Frage, ob Paulus daselbst gewesen? Daß er sich vorgenommen, dahin zu gehen, erhellt aus seinen Briefen (Röm. 16, 24. 28); aber ob er je dazu gekommen, diesen Vorsatz auszuführen, ist eine andere Frage. Wir haben darüber nur noch eine Notiz in einem

Brief des römischen Bischofs Clemens (aus dem ersten Jahrhundert) an die Gemeinde zu Corinth, wo von Paulus gesagt wird, er sei mit der Verkündigung des Evangeliums bis an die Grenze des Westens vorgedrungen. Das hat man nun schon in den alten Zeiten von Spanien verstanden, von den sogenannten Säulen des Hercules. Und eben dieser Annahme zu Gunsten hat man sich auch jene früher erwähnte zweite Gefangenschaft des Paulus gefallen lassen, damit Zeit zu dieser Reise gewonnen würde. Andere haben dagegen jene Worte des Clemens anders gefaßt; nicht von der westlichen Grenze Europa's, sondern von dem weitesten Ende der paulinischen Reisen nach dem Westen zu, mithin von Rom selbst, was mit dem Bericht der Apostelgeschichte vollkommen übereinstimmt. — Die englische Hoch-Kirche hat sogar die Stelle auf England (Britannien) bezogen, um ihren apostolischen Ursprung damit zu begründen. — Wie früh nun das Christenthum nach Britannien gekommen, ist schwer zu bestimmen. Am einfachsten ist die Annahme, daß es an die dortigen Küsten von Kleinasien aus eingewandert ist. — Fragen wir endlich nach den Spuren des Christenthums in unsern nächsten Umgebungen, so kommt freilich auch hier die gefällige Sage mit ihren heiligen Namen zu Hülfe. Allein die Geschichte weiß von einer Verbreitung des Christenthums in den ersten drei Jahrhunderten in unsern Gegenden nichts. Nur einige Spuren finden wir am Niederrhein, und zwar auf dem linken Rheinufer (Germania cisrhenana). Ein germanisches, vollends ein helvetisches Christenthum bildete sich aber erst in den folgenden Zeiten.

Fassen wir das Bisherige zusammen, so zerfällt die alte Kirche im Ganzen in zwei große Hälften, die morgen- und in die abendländische Kirche. Zur erstern rechnen wir außer Syrien und Palästina Kleinasien, Macedonien, Griechenland, Aegypten und was dann noch weiterhin im Orient sich hinein erstreckt; zur letztern Italien, Nordafrika, Gallien und als die letzten (zum Theil unsichern) Ausläufer Spanien und Brittannien. — Die Halt- und Stützpunkte sind zu suchen in Jerusalem und Cäsarea, in Antiochien, in Ephesus, in Alexandrien, in Rom, in Karthago; alle umschlungen von dem römischen Reichsverbande. Und so hängen denn auch die äußern Schicksale dieser Gemeinden ab von der wechselnden Stimmung der römischen Regie-

rung, sowohl der Kaiser, als ihrer Beamten in den Provinzen. Anfänglich kümmerte sich die Regierung wenig um sie. Sie erinnern sich, wie Gallio in Corinth die Klage der Juden über Paulus und seine Gefährten als eine nicht in sein Ressort fallende Klage zurückwies. Man betrachtete, wie schon bemerkt, die Christen als jüdische Secte, und dieselbe Verachtung, die gegen die Juden im Schwange war, traf auch sie. Gelegentlich konnte aber diese Verachtung in Haß umschlagen, der sich dann um so ungehinderter Luft machte. Davon haben wir das erste schauderhafte Beispiel unter dem römischen Kaiser Nero. Auch er ließ in den ersten Jahren seiner Regierung die Christen gewähren; wie er denn überhaupt erst später seine wilde mit Wollust gepaarte Grausamkeit in ihrer ganzen Scheußlichkeit hervortreten ließ. Nachdem er bereits seinen Halbbruder Britannicus und seine Mutter Agrippina aus dem Weg geräumt hatte, denen bald noch andere Opfer, wie die seiner Lehrer Burrhus und Seneca folgten, gerieth er im Jahr 64 auf den Einfall, einen großen Theil der Stadt Rom den Flammen Preis zu geben, wie die Einen sagen, um sich an dem großartigen Schauspiele zu weiden (es sollte seiner wilden Phantasie den Brand Troja's vergegenwärtigen, wozu er die Gesänge der Ilias declamirte), nach Andern geschah es, um auf der Brandstätte neue Bauten, namentlich einen prachtvollen Kaiserpallast aufzuführen. Sechs Tage und sieben Nächte dauerte der verheerende Brand, wobei die schönsten Denkmäler der Kunst zu Grunde gingen. Nicht zufrieden mit dieser Schandthat, schob Nero die Schuld derselben auf die Christen, auf diese „abergläubische und verderbliche Secte", wie sie von den damaligen Geschichtschreibern bezeichnet wird. Mit der ausgesuchtesten Grausamkeit wurden dieselben hingerichtet, theils an's Kreuz geschlagen, theils in die Häute wilder Thiere eingenäht und die Hunde auf sie gehetzt, theils in Pechsäcke gestoßen und so verbrannt, um als Fackeln in den Gärten des Kaisers zu leuchten. So verhaßt auch die Christen im Ganzen beim römischen Volke waren, so erregte dieses Verfahren doch Mitleiden mit ihnen, weil, wie Tacitus sagt, sie nicht dem gemeinen Wohl, sondern nur der Wuth eines Einzelnen geopfert wurden [2]). Die Zahl der Opfer

[2]) Tat. Annal. XV, 44. .... tamquam non utilitate publica, sed in saevitiam unius absumerentur.

wird uns nicht genannt. Eben so wenig ist sicher, wie weit die Verfolgung sich auch über Rom hinaus erstreckt und wie lange sie gedauert habe. Daß Petrus und Paulus in ihr das Leben ließen, beruht, wie früher gesagt, auf alten, nicht zu verwerfenden Zeugnissen. Noch zeigt man in Rom die Stätte ihrer Hinrichtung [3]), und ihrer Grabstätte daselbst erwähnt schon das Alterthum [4]). Der Eindruck der Verfolgung war so schrecklich bei den Christen, daß sie auch nach Nero's Tode, der im Jahr 68 erfolgte, nicht an denselben glauben wollten, sondern annahmen, er werde wieder kommen als der Antichrist. Bekanntlich werden auch gewisse Stellen der Apocalypse auf ihn bezogen.

Unter den schnell sich ablösenden Nachfolgern Nero's, Galba Otto, Vitellius genossen die Christen Ruhe. Dagegen brach unter Vespasian der jüdische Krieg aus, dessen Folge die Zerstörung Jerusalems unter Titus war. Die Geschichte dieses Kriegs und namentlich der Belagerung Jerusalems gehört zunächst nicht in die christliche Kirchengeschichte. Streng genommen hätten wir davon nur das zu berühren, was die Schicksale der Christen daselbst betrifft. Indessen steht die ganze Begebenheit doch wieder so sehr im Zusammenhange mit den Weissagungen des Herrn über diese Stadt, mit all den auch den Christen heiligen Erinnerungen, die an diese Stadt Gottes sich knüpfen, daß ein kurzes Verweilen bei den Hauptscenen des Krieges sich wohl rechtfertigen läßt.

Der Hang zu Empörungen im jüdischen Volke hatte schon wenige Jahre nach Christi Geburt unter jenem Judas von Gamala und dann unter Theudas sich Luft gemacht, und eben dieser unglückselige Hang dauerte auch nach dem Tode Jesu fort. Vergebens hatten seine Augen über Jerusalem geweint; vergebens hatte er die denkwürdigen Worte gesprochen: „Jerusalem, Jerusalem, die du tödtest die Propheten und steinigst die zu dir gesandt sind, wie oft habe ich deine Kinder versammeln wollen, wie eine Henne versammelt ihre Küchlein unter ihre Flügel, und ihr habt nicht gewollt.“ (Matth. 23, 37.) „Wenn du es wüßtest, so würdest du

---

3) S. Gelzers protestantische Briefe aus Südfrankreich und Italien. S. 140. Ebenda über die Kirche: **Domine, quo vadis.** S. 138.

4) Euseb Kirchengesch. **II, 25.**

auch bedenken zu deiner Zeit, was zu deinem Frieden dienet, aber nun ist's vor deinen Augen verborgen." (Luc. 19, 42.) Nur zu bald ging in Erfüllung das Wort, „daß die Feinde werden kommen, eine Wagenburg zu schlagen um die Stadt, sie zu belagern und allen Orten zu ängsten, sie zu schleifen und keinen Stein auf dem andern zu lassen." (Luc. 19, 43. 44. Matth. 24, 2 ff.)

Es waren besonders die Bedrückungen des römischen Statthalters Gessius Florus, welche die Juden dahin trieben, daß sie schon im 12. Jahre der Regierung Nero's, also im sechs und sechzigsten der christlichen Zeitrechnung, die Waffen ergriffen und unter der Anführung eines gewissen Manahem die Burg Antonia erstürmten und die römische Besatzung daselbst tödteten. Ein gleiches Schicksal traf auch noch die Besatzung anderer Burgen der Stadt. Dagegen fielen die heidnischen Einwohner von Cäsarea über die dortigen Juden her, deren sie zu Tausenden hinmordeten. Ein ähnliches Blutbad wurde unter den Juden zu Alexandrien angerichtet. Um den Tod ihrer Brüder in Cäsarea zu rächen, schaarten sich Haufen von Juden zusammen, und machten Einfälle in das syrische Gebiet, verheerten mehrere Städte und mordeten die Einwohner. Da rückte der Statthalter von Syrien, Cestius Gallus, mit einem Kriegsherr wider die Empörer an. Er entriß ihnen ihre Eroberungen wieder, drang in Palästina ein, warf sich vor Jerusalem, und nachdem er schon des nördlichen Theiles der Stadt sich bemächtigt hatte, hob er die Belagerung wieder auf. — Das war nur das Vorspiel zum Kriege. Die in Jerusalem wohnenden Christen benützten die Zwischenzeit, um nach dem kleinen Pella, jenseits des Jordan zu flüchten. Und nun erst, „nach Entfernung dieser Heiligen und Gerechten", wie Euseb sich ausdrückt, „brach die Rache des Himmels aus über die gottlose Stadt." [5])

Auf Befehl Nero's sammelte der Feldherr Vespasian ein Kriegsheer von mehr als 60,000 Mann, brach in Galiläa ein und nahm mehrere Städte. Im Winter bereitete Vespasian die Belagerung Jerusalems vor, die im Frühling 68 beginnen sollte. Die Stadt befand sich in der größten Aufregung. Die sogenannten Zeloten, die blinden Eiferer, schürten das Feuer des Hasses.

---

[5]) Euseb Kirchengesch. III, 5.

Eine Räuberbande und in ihrem Gefolge ein ganzes Heer von 20,000 Mann Idumäern, ertrotzte den Einlaß in die Stadt und übte Erpressungen und Gewaltthaten aller Art. In Verbindung mit den Zeloten ermordeten sie über 8000 der friedliebenden Einwohner, unter ihnen auch die Hohenpriester. — Vespasian, der durch Ueberläufer von dem Zustande der Stadt unterrichtet war, wollte sie ihrem eigenen Schicksal überlassen und beschränkte sich darauf, Judäa und Idumäa von den Streifparthien zu säubern und einige der festen Städte in seine Gewalt zu bekommen. Als er nun endlich gegen Jerusalem heranzog, ward er zum römischen Kaiser erwählt und überließ seinem Sohn Titus die Belagerung der Stadt. Im April des Jahres 70 nahm sie ihren Anfang. Es war gerade die Zeit der Ostern, da sich viel Volks in Jerusalem aufhielt, so daß mit Inbegriff dieser Fremden (freilich übertrieben) die Zahl der Einwohner bis nahe an drei Millionen soll betragen haben[6]). Diese Anhäufung von Menschen trug wesentlich zur Vergrößerung des Elends bei, indem dadurch der Mangel an Lebensmitteln sehr bald empfindlich wurde. Die Stadt selbst hatte Titus ohne bedeutenden Widerstand in seine Gewalt erhalten. Aber die Burg Antonia und der Tempelberg waren noch unbesiegt. Der jüdische Geschichtschreiber Flavius Josephus, der erst die Festung Jotapata vertheidigt hatte, befand sich nunmehr in der Gefangenschaft des Eroberers, der ihn milde behandelte. Ihn ordnete Titus als Unterhändler an seine Mitbürger ab, um sie zur Uebergabe zu bewegen. Allein umsonst. Der Mangel an Lebensmitteln steigerte sich zur furchtbaren Hungersnoth. Viele gaben ihr ganzes Vermögen für ein Maaß Getreide. Andere drangen mit Gewalt in die Häuser und raubten das Vorhandene. Wie Schattenbilder wankten die Menschen umher. Wer ein gesundes Aussehen hatte, kam in Verdacht, im Besitze von Lebensmitteln zu sein; ihm drohte der Tod, wenn er nichts geben konnte oder nichts geben wollte. Den gierigen Thieren gleich fielen die Hungernden über den Bissen,

---

[6]) Josephus, de bello judaico VI, 9. nennt 270 Myriaden, also 2,700,000 Menschen, ohne die Aussätzigen u.s.w., die nicht mitgezählt wurden. Tacitus dagegen will nur von 600,000 gehört haben. Hist. V, 13: Multitudinem obsessorum omnis aetatis virile ac muliebre secus, sexcenta millia fuisse accepimus. Ein gar bedeutender Unterschied!

den sie im Munde des Andern gewahr wurden. Weiber rissen den Männern, Kinder den Vätern, selbst Mütter ihren Kindern das Essen aus dem Munde. Wo sich noch Getreide fand, ward es ungemahlen in rohen Körnern verzehrt. In Ermanglung des Kornes dienten Wurzeln und Kräuter zur Nahrung, die des Nachts auf den Feldern von denen gesammelt wurden, die sich heimlich aus der Stadt zu schleichen wußten. Kamen sie mit dieser dürftigen Beute zurück, so liefen sie Gefahr, daß sie ihnen wieder gewaltsam von denen entrissen wurde, die hungernd in der Stadt zurück geblieben waren. Oder es traf sie ein noch kläglicheres Schicksal, indem sie den Belagerern in die Hände fielen und an's Kreuz geschlagen wurden. Zu Hunderten wurden täglich auf diese Weise hingerichtet, so daß es zuletzt an Holz für die Kreuze gebrach. Und dennoch blieben beim Anblick all dieses Jammers die Herzen der Obern ungebrochen. Simon, das Haupt der Zeloten, und Johannes von Gischala (Giskala), der Oberste der Banditen, leiteten die Vertheidigung; jeder raubte und mordete für sich und seinen Anhang. „Sie tranken einander", sagt Josephus, „das Blut der Bürger zu, und theilten unter sich die Leichen." Die Noth stieg auf's Höchste. Zum Hunger gesellte sich die Pest, da die Leichen der Verhungerten nicht begraben werden konnten, sondern nur über die Mauern in die Gräben geworfen wurden. Endlich wurden auch die unnatürlichsten Speisen nicht verschmäht. Das Leder der Schuhe, der Gürtel, der Schildriemen ward verzehrt; aus dem Kehricht ward Nahrung hervorgesucht und mit Gold bezahlt; selbst Goldstücke wurden von den Verzweifelnden verschlungen. Die gräßlichste That, die Josephus nur mit Schaudern uns meldet, ist nur zu bekannt, als daß sie verschwiegen, aber auch zu barbarisch, als daß sie mit ihren Einzelnheiten erzählt werden dürfte: eine Mutter schlachtete ihr eigenes Kind, um es zu verspeisen. — Nur mit dem tiefsten Gefühl des Mitleids hatte der edelmüthige Titus schon lange diesem unsäglichen Jammer zugesehen. Da keine Vorstellungen halfen, so suchte er durch eine gewaltsame Eroberung dem unnatürlichen Hinmorden des Volkes ein Ziel zu setzen. Er ließ neue Wälle aufthürmen, und nach vielen Anstrengungen gewann er die Burg Antonia. Aber noch hielt sich die Burg Zion. Titus wollte den Tempel und die Stadt schonen.

Noch zweimal wurden durch Josephus Friedensanträge gemacht, aber wiederholt verworfen. Und so kam es denn endlich zum Sturm. Als die Belagerungswerkzeuge gegen die festen Mauern des Tempels nichts vermochten, ward Feuer in den Tempelhof gelegt. Die Juden wehrten sich durch Herabwerfen von Steinen und zogen sich zuletzt in das Innere des Tempels zurück. Auch dahin verfolgte sie der Feind. Ein römischer Soldat warf einen Feuerbrand in das Heiligthum. Vergebens suchte Titus dem Brande Einhalt zu thun. Seine Leute, die selbst durch Schläge sich nicht vom Sengen und Brennen abhalten ließen, drangen mit den Waffen in der Hand über die Leichen der Erschlagenen bis in die Nähe des Allerheiligsten vor. Mit ehrfurchtsvollem Schauer trat der Eroberer in dasselbe ein. Der reiche Schatz fiel in seine Hände; mit ihm auch die Gesetzesrolle, der goldene, siebenarmige Leuchter, der Tisch der Schaubrote, der Rauchaltar, die purpurnen Vorhänge und die übrigen Kostbarkeiten, die später dazu dienten, den Triumphzug des Eroberers zu verherrlichen. — Noch hatte sich ein Rest der dem Feuer und Schwert Entgangenen in den obern Theil der Stadt geflüchtet, wo sie sich, Johann von Gischala an der Spitze, in der Burg des Herodes verschanzten. Auch diese ward von den Römern erstürmt. Wer am Leben geblieben, ward gefangen genommen. Die Alten und Schwachen wurden getödtet, die schönsten der Jünglinge für den Triumphzug aufgespart; andere als Sclaven verkauft oder bei Thiergefechten als Kämpfer vorgeführt. Auch die beiden Hauptanführer der Empörung traf die verdiente Rache. Johann von Gischala ward zu lebenslänglicher Gefangenschaft verurtheilt, Simon für den Triumph aufbewahrt und hinterher vom Leben zum Tode gebracht. Sechs Monate hatte die schreckliche Belagerung gedauert. Die Zahl der Opfer läßt sich kaum berechnen. Nach Josephus, der es freilich mit den Zahlen nicht genau nimmt, war es über eine Million, die theils durch das Schwert, theils durch Hunger und Pestilenz vernichtet wurden. Titus selbst erklärte den traurigen Krieg als einen, den er nur mit Gottes Hülfe also habe führen und vollenden können. Zur Bewachung der zerstörten Stadt ließ er eine Legion seines Heeres zurück. Mit einem andern Theil desselben durchzog er Judäa und Syrien und im Anfange des Jahres 72 zog er triumphirend in

Rom ein. Erst im Jahr 74 war Judäa völlig beruhigt; obgleich, wie wir später sehen werden, nur auf kurze Zeit. Die Folgen der Zerstörung Jerusalems waren auch für das Schicksal der Christen nicht gleichgültig, wie die nächste Stunde uns zeigen wird.

Siebente Vorlesung.

Weitere Schicksale der Christen im römischen Reich. — Domitian und Nerva. — Schluß des apostolischen Zeitalters. — Die apostolischen Väter. (Clemens von Rom.) — Trajan und Plinius. — Der Tod des Ignatius. Seine Briefe. — Schicksale der Christen unter Hadrian. — Der Tod Symeons. — Bar Cochba und das Judenthum.

Das schwere Gericht, das mit der Zerstörung Jerusalems über das jüdische Land ergangen, war, wie ich zum Schlusse der vorigen Stunde bemerkt habe, auch für die Christen von großer Bedeutung. Allervorderst diente es ihnen zur Stärkung ihres Glaubens; sie sahen darin eine merkwürdige Erfüllung der Weissagungen ihres Herrn und Meisters. Sodann aber diente das Ereigniß dazu, die Scheidung zwischen Juden und Christen nun auch äußerlich zu vollziehen. Durch den Sturz von Jerusalem hatte das Judenchristenthum eine mächtige Stütze verloren. In dem dürftigen Pella und der Umgegend konnte es sich nur sehr kümmerlich erhalten; den angesehensten Städten der Heidenwelt gegenüber, in der das Christenthum seine frischen Wurzeln schlug, trat es bald in das Dunkel einer jüdischen Secte zurück. Eine Zeitlang wurden indessen die Christen auch jetzt noch von den Römern als Juden behandelt. So wurde der den Juden seit der Eroberung des Landes auferlegte Leibzoll auch von den Christen gefordert und oft mit Härte eingetrieben. Dazu kam, daß die Lehre vom Messias und seinem himmlischen Reich leicht dahin mißverstanden werden konnte, als nährten auch die Christen politische Hoffnungen und revolutionäre Gelüste. So geschah es, daß der Nachfolger des Titus,

der argwöhnische Domitian, in Palästina Nachforschungen anstellen ließ, ob sich daselbst noch Davidische Nachkommen befänden, was übrigens auch schon Vespasian gethan hatte [1]). Nun waren wirklich noch Anverwandte Jesu, nämlich die Enkel jenes Judas vorhanden, der ein Bruder des Herrn genannt wurde. Der Kaiser ließ sie vor sich führen; es waren schlichte Landleute. Auf die Frage, ob sie von Davids Geschlecht seien, antworteten sie mit Ja. Nach ihrem Vermögen befragt, gestanden sie, daß sie im Ganzen nur 9000 Denarien besäßen, wovon jedem die Hälfte gehöre. Dieß hätten sie aber nicht in baarem Geld, sondern in einem Grundstück, daß sich auf 39 Morgen Landes belaufe. Dieses Grundstück bearbeiteten sie selbst, und zum Beweis davon wiesen sie auf die harten Schwielen ihrer Hände. Als sie darauf über Christum und sein Reich befragt wurden, antworteten sie, es sei dieß kein irdisches Reich, sondern ein himmlisches, das am Ende der Welt sich aufthun werde, wenn der Herr kommen werde, zu richten die Lebendigen und die Todten, und einem Jeden zu vergelten nach seinen Werken. Da entließ sie der Kaiser. So erzählt den Vorgang der älteste Kirchengeschichtschreiber Hegesipp bei Euseb [2]). — Daß Domitian von Manchen als der Kaiser genannt wird, der den Johannes nach Patmos verwiesen, haben wir bereits erwähnt. Eine eigentliche Christenverfolgung finden wir unter seiner Regierung nicht, wohl aber ließ er einzelne Christen hinrichten. So einen Flavius Clemens und seine Gemahlin Domitilla und noch Andere, wie es heißt, um ihrer Gottlosigkeit (ihres Atheismus) willen; wahrscheinlich weil sie die Götter nicht mehr anbeten wollten. Unter dem milden Nerva genossen die Christen vollkommene Ruhe; aber wie seine Regierung, so dauerte auch diese Ruhe nur kurze Zeit.

Mit dem Tode Nerva's und dem Regierungsantritte Trajans schließt sich denn auch der Abschnitt der Geschichte, den man gemeiniglich das apostolische Zeitalter nennt. Verweilen wir dabei noch einen Augenblick.

Schon bei der Zerstörung Jerusalems waren wohl die wenigsten der unmittelbaren Jünger Jesu noch am Leben. Am längsten

---

[1]) Euseb Kirchengesch. III, 12.
[2]) a. a. O. III, 20.

vertrat Johannes das Geschlecht der Apostel. Aber auch er ging, wahrscheinlich zu Anfang der Regierung Trajans zu seiner Ruhe ein, und ein neues Geschlecht der Christen trat in die Lücken derer ein, die in seliger Erwartung des Herrn und seines Reiches entschlafen waren. — In die Fußstapfen der Apostel traten ihre Schüler, und unter diesen ragen die Männer hervor, die man die apostolischen Väter nennt. Zu diesen sogenannten apostolischen Vätern zählt die Kirche Clemens, Barnabas, Hermas, Ignatius, Polykarp und Papias. Mit Ausnahme des letztern haben wir von Allen noch schriftliche Denkmäler oder wenigstens Schriften, die ihren Namen tragen. Aber wie groß ist der Abstand dieser Werke von den apostolischen, namentlich von den geistesfrischen und geisteseigenthümlichen paulinischen Schriften! Es ist uns, als ob wir aus der frischen Alpenluft hinunter uns ließen in die gewohnten Niederungen des Landes. Wir wollen uns nicht bei diesen Schriften aufhalten, nicht bei dem Brief, der dem Barnabas, dem Begleiter des Paulus zugeschrieben wird und der in Typen und Allegorien sich ergeht[3]), die uns schwerlich zusagen würden, auch nicht bei dem visionären Buche des Hermas, das den Namen des Hirten führt, und das trotz seiner Seltsamkeiten bei der Kirche in großem Ansehen stand[4]). — Nur einer dieser Männer mag uns näher ansprechen, es ist der Bischof Clemens von Rom. Ueber sein Leben wissen wir zwar sehr wenig[5]). In seinem Brief an die Philipper (4, 3) nennt uns Paulus einen Clemens als Mitarbeiter, dem er das Zeugniß giebt, „er sei eingeschrieben im Buche des Lebens". Ob dieser Clemens derselbe ist, den wir nachmals als Aeltesten oder Bischof in Rom finden, läßt sich nicht bestimmen. Eben so wenig läßt sich genau ermitteln, wie sich die Bischöfe der römischen Kirche gefolgt sind. Schon die petrinische Grundlage dieses Bisthums ist, wie wir gesehen haben, vielfach durch die

---

[3]) Ob diese Epistel des Barnabas wirklich von dem Begleiter des Paulus herrühre, darüber sind die Meinungen der Gelehrten noch heute getheilt. So viel ist gewiß, daß die spielende Art der Allegorie, die sich von der im Hebräischen hervortretenden Behandlung des A. T. bedeutend unterscheidet, sich kaum als Werk eines apostolischen Mannes begreifen läßt; vgl. Neander (Kirchengesch. I, 3. 1100—1102) und Thiersch apostol. Zeitalter, S. 334. 35.

[4]) Thiersch S. 350. 51.

[5]) Vgl. meinen Aufsatz in Piper's evang. Kalender 1852.

Kritik erschüttert worden, und über die nächste sogenannte Nachfolge des Petrus, Linus, Cletus, Anacletus schwanken die Angaben hin und her. Dadurch kommt auch eine Unsicherheit in die Zeitbestimmung des Clemens, den die Einen noch vor der Zerstörung Jerusalems, die Andern in die ersten Regierungsjahre des Trajan setzen. Eine, freilich ganz unverbürgte Sage läßt ihn sogar von Trajan nach dem taurischen Chersones verbannt werden und dort den Märtyrtod sterben. Auch von den übrigen Schicksalen und Thaten des Mannes wissen wir wenig. Was ihn hingegen für die Kirchengeschichte wichtig macht, ist sein Brief, den er von Rom aus an die Gemeinde zu Corinth geschrieben hat, und der bei der ersten Kirche in großem Ansehen stand, so daß er sogar unter die heiligen Schriften gezählt und in den Versammlungen vorgelesen wurde. Aus diesem Briefe, der zu dem Besten gehört, was wir aus der Litteratur der apostolischen Väter haben, können wir uns ein Bild von der corinthischen Gemeinde machen, wie sie wenige Jahrzehnte nach Paulus sich darstellte. Wir sehen daraus, daß die Streitigkeiten, die schon der große Apostel zu schlichten bemüht war, noch fortdauerten oder vielmehr in veränderter Gestalt empor gekommen waren. Der väterliche Ton, in dem Clemens die Streitenden zur Einheit ermahnt, ist überaus wohlthuend und ganz der Gesinnung des großen Apostels würdig, den er sich zum Vorbild genommen hatte. Clemens weist hin auf die große Ordnung und Harmonie in der Schöpfung, auf die Beispiele der heil. Geschichte, vor allem auf das Beispiel Christi selbst. Auch den Trost der Auferstehung, von dem schon Paulus in seinem Brief gehandelt, sucht Clemens auf's Neue in seinen Lesern zu beleben, und er sieht in der äußern Natur, im Wechsel der Jahres- und Tageszeiten ein sprechendes Sinnbild davon. Selbst der Wundervogel Phönix in Arabien, der sich selbst verbrennt und aus seiner eigenen Asche verjüngt emporsteigt, ist ihm ein solches Sinnbild. Manches in seiner Beweisart mag uns fremdartig berühren, und auch bei ihm werden wir den vorhin berührten Abstand wahrnehmen zwischen apostolischer und nachapostolischer Production; nichts desto weniger werden wir begreifen, wie die Kirche bei der Verehrung des Mannes dazu kam, diesen Brief so hoch in Ehren zu halten. — Außer diesem ersten Brief des Clemens an die Corinther hat man noch

einen zweiten, der aber eher das Bruchstück einer alten christlichen Homilie, und wohl auch nicht von Clemens verfaßt ist. Von den erwiesen falschen Schriften, die man diesem Kirchenlehrer unterschoben hat, den sogenannten Clementinen, werden wir später zu reden haben.

Wir nehmen jetzt den Faden der allgemeinen Geschichte wieder auf, die uns die Schicksale der Kirche im Großen und Ganzen darstellen soll.

Die neunzehnjährige Regierung des Trajan (98—117) wird bekanntlich als eine der besten und ruhmwürdigsten geschildert, welche die römische Kaiserzeit aufzuweisen hat. Trajan hat sich den Beinamen des „Besten", den Ruhm des größten Cäsaren, eines „Vaters des Vaterlandes" errungen. Unter ihm hob sich das Reich, für dessen innere Angelegenheiten er auf's Eifrigste besorgt war. Der äußere Wohlstand, die Rechtspflege fanden an ihm ihren weisen Ordner und kräftigen Beschützer. Seinen siegreichen Feldzügen, wodurch er das römische Reich über den Euphrat erweiterte und die er bis nach Indien auszudehnen beabsichtigte, können wir hier nicht folgen. Wir haben es mit seiner Stellung zum Christenthum und zu der sich heranbildenden christlichen Kirche zu thun. Ein Mann, dessen Wahlspruch war, so zu herrschen, wie er wünschte beherrscht zu werden, und der täglich seines dem Senat gethanenen Eides eingedenk war, „niemals etwas zu unternehmen, das dem Leben oder der Ehre rechtschaffener Leute nachtheilig sein könnte," ein Solcher kann doch wohl nicht zu ungerechten Verfolgungen der Christen die Hand geboten haben? Mit Wissen freilich nicht. Aber es ist ein eigenes Verhängniß, dem wir in der Geschichte des Christenthums und seiner Stellung zu den römischen Kaisern begegnen, daß oft gerade die Edlern und Bessern dieser Kaiser, wie ein Trajan, ein Marc Aurel, ein Diocletian, unter den Verfolgern des Christenthums genannt werden, während manche der schlechtern, wie ein Caracalla, dieselben unangefochten ließen. Wir dürfen aber nicht vergessen, daß der römische Kaiser vor allen Dingen den Staat und das Wohl des Staates im Auge hatte und daß je mehr er dieses Wohl bedachte, er um so strenger gegen alles verfahren mußte, was ihm dieses Wohl zu gefährden schien. Mit dem römischen Staatsleben hielt Trajan

alles sonderbündische Wesen, alles Bilden von Gemeinschaften unverträglich, die unabhängig vom Staat sich selbst regieren wollten. Er erließ Verbote gegen alle geheimen Gesellschaften und Verbindungen, weil er in ihnen den Heerd der Revolutionen erblickte. Selbst eine Gesellschaft von Handwerkern, die sich zusammengethan hatten, um bei Feuersgefahr schleunige Hülfe zu leisten, mußte sich wieder auflösen, weil auch sie in diese Kategorie der verbotenen Gemeinschaften fiel[6]). Nun war es natürlich, daß die Zusammenkünfte der Christen im römischen Reich von den Statthaltern der Provinzen als solche geheime Verbindungen betrachtet und so nach dem Gesetze bestraft wurden. Mancher mochte dabei seine Befugniß überschreiten, und nicht alle waren wohl so gewissenhaft, wie der Statthalter in Bithynien, Plinius der Jüngere, der Neffe des berühmten Naturforschers, der, unschlüssig was er thun sollte, sich Verhaltungsbefehle von Trajan ausbat. Wir haben noch den höchst merkwürdigen Brief desselben an den Kaiser, sowie auch die Rückantwort Trajans an Plinius. Der erstere lautet so[7]):

„In allen zweifelhaften Fällen pflege ich, Herr! an dich zu berichten; denn wer kann besser mich leiten, wo ich zögere, mich unterrichten, wo ich irre? Den (gerichtlichen) Untersuchungen über die Christen habe ich nie beigewohnt, daher weiß ich nicht, was man an ihnen und wie weit man sie zu strafen pflegt. Auch bin ich nicht in geringer Verlegenheit, ob man nicht einen Unterschied des Alters bei ihnen machen soll, oder ob die von zarter Jugend gleichmäßig wie die von kräftigem Alter zu behandeln seien; ob der Reue Vergebung zu gewähren sei und ob es ehmaligen Christen nicht zugutkommen soll, wenn sie aufhören es zu sein? ob schon der Name allein, wenn auch keine Verbrechen dran haften, oder ob nur die mit dem Namen zusammenhängenden Verbrechen strafbar seien? Inzwischen habe ich bei denen, die mir als Christen verzeigt wurden, folgendes Verfahren beobachtet. Ich habe sie gefragt, ob sie Christen seien. Wenn sie bekannten, so habe ich sie zum zweiten- und drittenmal gefragt und ihnen mit der Todesstrafe gedroht; beharrten sie darauf, so habe ich sie zum Tode bringen

---

6) Plinii Epp. X, 42. 43.
7) Ebend. 97. 98.

lassen; denn worin auch immer ihr Verbrechen mochte bestanden haben, das war mir ausgemacht, daß ihr Eigensinn und ihr unbeugsamer Starrsinn in allewege geahndet werden müsse. Andere von eben diesen Wahnsinnigen habe ich, weil sie römische Bürger waren, zur Deportation nach Rom bezeichnet. Da im Verlauf dieses Prozesses, wie das zu geschehen pflegt, das Verbrechen sich weiter ausbreitete, so haben sich auch nachgerade verschiedene Arten desselben gezeigt. Es wurde eine anonyme Klagschrift vorgelegt, worauf viele Namen von Personen standen, die leugneten, daß sie Christen seien oder gewesen seien. Als diese nach meinem Vorgang die Götter anriefen, und deinem Bildniß, das ich zu diesem Behuf nebst den Götterbildern herbeischaffen ließ, Wein und Weihrauch opferten, und überdieß Christo fluchten, wozu die sich nie sollen zwingen lassen, die wirklich Christen sind, so glaubte ich sie entlassen zu sollen. Andere, die von einem Angeber waren verzeigt worden, sagten, sie seien Christen und leugneten es nachher wieder ab; sie seien es zwar gewesen, aber sie seien wieder zurückgetreten, einige vor drei, andere vor mehr, einer sogar vor zwanzig Jahren schon. Diese alle beteten dein Bild und die Bilder der Götter an und verwünschten Christum. Sie gestanden aber, ihr größtes Verbrechen oder ihr größter Irrthum habe darin bestanden, daß sie an einem bestimmten Tag vor Sonnenaufgang zusammengekommen und ein Lied auf Christus als auf einen Gott wechselsweise gesungen hätten; sodann hätten sie sich durch einen Eid (sacramentum) verbunden, nicht zu irgend einer Uebelthat, sondern daß sie keinen Diebstahl, keinen Raub, keinen Ehebruch begehen, ihr Wort nicht brechen und anvertrautes Gut nicht verleugnen wollten, wenn es von ihnen zurückgefordert würde. Darnach wären sie gewöhnlich auseinander gegangen, bald aber wieder zusammen gekommen, um gewöhnliche und unschuldige Speisen zu genießen. Das hätten sie aber auf meine Verordnung hin unterlassen, in welchem ich dein Verbot der geheimen Verbindungen kund machte. Um so nothwendiger hielt ich, von zwei Mägden, welche Dienerinnen (ministrae) genannt wurden, durch die Folter zu erfahren, was Wahres an der Sache sei. Aber ich habe nichts gefunden, als einen verkehrten, ausschweifenden Aberglauben. Deßhalb habe ich die Untersuchung aufgeschoben und mich bei dir Raths

zu erholen beflissen; denn die Sache schien mir allerdings der Ueberlegung werth, besonders wegen der Menge derer, die dabei in Gefahr kommen. Denn Viele, von jedem Alter, von jedem Stand und Geschlecht kommen in diese Gefahr oder werden noch drein kommen, denn nicht nur in die Städte, sondern auch in Flecken und Dörfer hat sich die Ansteckung dieses Aberglaubens verbreitet, von der es jedoch den Anschein hat, daß ihr könne Einhalt gethan und mit Heilmitteln begegnet werden. Wenigstens ist es Thatsache, daß die beinahe verlassenen Tempel wieder anfangen besucht zu werden, daß die längst unterlassenen Ceremonien wieder gefeiert und hie und da auch wieder Opferthiere verkauft werden, die bis dahin selten einen Käufer gefunden hatten. Hieraus läßt sich leicht abnehmen, welche Menge von Menschen noch gebessert werden könne, wenn man ihnen Gelegenheit dazu giebt." —

Trajan schrieb zurück: „Du hast, mein Lieber, in Ansehung der Christen, die bei dir verklagt wurden, den rechten Weg eingeschlagen; denn es läßt sich darüber nichts im Allgemeinen, was in allen Fällen maaßgebend wäre, bestimmen. Aufsuchen soll man sie nicht; wenn sie aber angeklagt und überwiesen werden, soll man sie strafen; doch so, daß wenn einer leugnet, er sei Christ gewesen und das durch die That beweist, indem er unsere Götter anbetet, er der Reue wegen Verzeihung erlangt, auch wenn noch ein Verdacht aus früherer Zeit her auf ihm lasten sollte. Namenlose Klagschriften aber dürfen bei keinem Criminalprozeß etwas gelten; denn das giebt ein schlechtes Beispiel und ist unserm Jahrhundert (d. h. unserer Regierungszeit und Regierungsmaxime) unangemessen."

Diese beiden Briefe geben uns zu verschiedenen Bemerkungen Anlaß. Wir sehen daraus für's Erste, wie die Hochgestellten und Gebildeten unter den Heiden über das Christenthum dachten. Es ist ihnen trauriger Aberglaube, verderbliche Schwärmerei. Beide, sowohl Plinius, als Trajan bemitleideten die Christen; ihr menschliches Gefühl sträubte sich gegen alle Gewaltthat; aber beide waren zu sehr Römer, zu sehr in den Ansichten der Staatsreligion befangen, als daß sie nicht gleichwohl die Christen schon als Christen für strafbar hielten. So scheut sich Plinius nicht, gegen schwache Frauen die Folter anzuwenden und redet davon mit einer Objecti=

vität, die uns an einem sonst so humanen Manne befremden muß. Was das Benehmen Trajans betrifft, so ist dieß verschieden beurtheilt worden. Man hat es als ein sehr kluges gerühmt, und gewiß macht es seinem Herzen Ehre, daß er sowohl die förmlichen Nachstellungen verbot, als daß er anonyme Klagschriften von der Hand wies. Allein gerecht und consequent war die Maaßregel auf keinen Fall. Es war eben eine halbe Maaßregel, die es nach beiden Seiten gut machen wollte; weßhalb schon der Kirchenlehrer Tertullian, freilich in declamatorischem Eifer ausruft [8]): o welch ein durch Verlegenheit verworrenes Urtheil! (o sententiam necessitate confusam!), er will nicht, daß man ihnen nachspüre als Unschuldigen, und doch will er sie bestraft wissen als Schuldige! Er schont und wüthet zugleich; er sieht durch die Finger und ahndet! Warum giebst du dir solche Blöße? Wenn du verdammest, warum sprichst du nicht auch frei? u. s. w.

Aber auch noch in anderer Beziehung ist der Brief des Plinius wichtig, indem er uns Blicke thun läßt in den Zustand der Christen zu seiner Zeit, d. i. zu Ende des ersten Jahrhunderts. Also, das ging aus den Bekenntnissen, die ihm gemacht wurden, hervor, daß die Christen an einem bestimmten Tage (stato die) zusammenkamen. Offenbar war dieß der Sonntag. Wie bald der Sonntag überhaupt bei den Christen gefeiert wurde, ist nicht so leicht zu ermitteln. Die Judenchristen schlossen sich vorerst an den Sabbath an und feierten diesen auch als Christen fort. Eine förmliche Verlegung des Sabbaths auf den Sonntag wird uns nirgends gemeldet. Wir können zwar im neuen Testament Spuren der christlichen Sonntagsfeier entdecken, in sofern von Versammlungen der Christen an diesem Tage, als dem Tag nach dem Sabbath die Rede ist (Apostelg. 20, 7); doch ist damit nicht gesagt, daß dieser Tag ausschließlich der Versammlungstag gewesen, noch weniger, daß er durch irgend einen Beschluß an die Stelle des Sabbaths getreten sei [9]). In der Apocalypse kommt der Ausdruck „Tag des Herrn" allerdings vor. An diesem „Tag des Herrn" empfing der Seher seine Offenbarung, und dort muß der Ausdruck wohl als ein damals schon üblicher vom Sonntag ver-

[8]) Apologeticus II.

[9]) So wenigstens muß ich mir mit Neander u. A. noch immer die

standen werden [10]), wie denn auch der status dies in unserm Briefe. Wir lesen ferner, daß die Christen ein Lied wechselsweise (secum invicem) auf Christum sangen als auf einen Gott. Daraus nehmen wir also ab, daß Christus von den Seinigen göttlich verehrt, daß Lieder, in Form von Gebeten an ihn gerichtet wurden, und wahrscheinlich waren dieß Wechselgesänge, wie denn auch solche um eben diese Zeit Ignatius in Antiochien soll eingeführt haben. Sodann sehen wir, daß die Versammlungen eine praktisch-sittliche Tendenz hatten; man ermahnte sich gegenseitig zur Redlichkeit, zur Treue, zur Keuschheit. Wenn dann weiter gesagt wird, die Christen seien zusammengekommen, um gewöhnliche und unschuldige Speisen zu genießen [11]), so geht dieß offenbar auf die sogenannten Liebesmahle (Agapen), wie wir sie schon zu des Apostels Zeiten in Corinth finden und wie sie noch längere Zeit mit dem Genusse des heil. Abendmahls verbunden blieben. Ausdrücklich bekannten jene Christen, es sei eine gewöhnliche und unschuldige Speise gewesen. Dieß mußten sie thun, weil sich unter andern das Gerücht verbreitet hatte, die Christen schlachteten ein Kind, dessen Blut sie tränken und dessen Fleisch sie äßen, oder sie hielten thyestische Mahlzeiten. Wir werden auf die verschiedenen Beschuldigungen, die gegen die Christen erhoben wurden, später zurückkommen. Endlich sagt uns Plinius, er habe die Geständnisse aus zwei Mägden durch die Folter erpreßt, welche Dienerinnen genannt wurden. Höchst wahrscheinlich waren diese Dienerinnen — Diaconissen; Frauen, denen die Kranken- und Armenpflege vertraut

---

Stelle erklären, trotz der dagegen erhobenen Einwendung von Hengstenberg in seiner gelehrten und belehrenden Schrift über den Tag des Herrn. Berlin 1852. — Aus 1 Cor. 16, 2 kann vollends nicht für das Vorhandensein der Sonntagsfeier geschlossen werden. Der Apostel fordert die Christen in Corinth auf, je am ersten Sabbather, d. h. am ersten Wochentag etwas für die betreffende Steuer bei Seite zu legen, damit nicht die Collecte erst geschehen müsse, wenn er komme. Der erste Wochen-(Werk-)tag eignete sich dazu am besten; ähnlich könnte etwa jetzt bei Kreuzersammlungen in christlichen Kreisen der Montag als der schicklichste bezeichnet werden. An eine Liebessteuer, die in der gottesdienstlichen Versammlung wäre aufgehoben worden, zu denken, wehrt das παρ' ἑαυτῷ (bei sich selbst).

10) Freilich ließe sich eben daraus eine Instanz gegen eine allzufrühe Abfassung der Apocalypse erheben. — Weitere Spuren der Sonntagsfeier finden sich außer dem N. T. im Brief des Barnabas (c. 15) und in der später anzuführenden Stelle bei Justin dem Märtyrer.

11) Ad capiendum cibum, promiscuum tamen et innoxium.

war und die wir als Gehülfinnen der Diaconen auch schon im neuen Testament erwähnt finden. So wird uns die Phöbe als Diaconissin zu Kenchrea bei Corinth genannt (Röm. 16; 1). Ob unter den Wittwen, von denen Paulus an Timotheus schreibt (1 Tim. 5, 9), auch Diaconissen zu verstehen seien, mag unentschieden bleiben; so viel geht aus unserm Brief, zusammengehalten mit den neutestamentlichen Stellen, mit großer Wahrscheinlichkeit hervor, daß dieses Institut der Diaconissen, das auch in neuerer Zeit sich vielseitiger Gunst zu erfreuen hat, ein alt-christliches Institut ist. — So weit über diesen Briefwechsel des Trajan mit Plinius.

Unter den Opfern, die in der Verfolgung fielen und zwar unmittelbar auf Trajans eigenen Befehl, wird uns ein Mann der alten Kirche genannt, den wir zu den früher genannten apostolischen Vätern, d. h. zu den unmittelbaren Schülern der Apostel zählen, der heil. Ignatius. Seine Kindheit soll noch in die Lebenszeit Jesu zurückgereicht haben. Ja, die Sage macht ihn zu dem Kinde, das Jesus in die Mitte der Jünger stellte, um ihnen die kindliche Demuth zu empfehlen. Er war, wie man gewöhnlich annimmt, ein Schüler des Johannes und Bischof der Gemeinde in Antiochien. Unter anderm soll er, wie eben bemerkt, den Wechselgesang daselbst eingeführt haben. In welchem hohen Ansehen er bei der Gemeinde stand, geht aus seinem Beinamen „Theophorus“ (der Gottesträger) hervor. Gegen vierzig Jahre mochte er seinem Amte vorgestanden sein, als der Kaiser im Jahr 115 (nach Andern schon früher) nach Antiochien kam. Es war auf seinem Feldzug wider die Parther. Da wurde ihm Ignatius vorgeführt und als Christ verklagt. Aus den, freilich nicht über allen Zweifel erhabenen Akten des Verhörs ergab sich folgendes Zwiegespräch [12]: T. Bist du es, der als ein böser Dämon unserm Befehl zu trotzen wagt und andere zu ihrem eigenen Unglück verführt? J. Niemand nennt den Theophorus einen bösen Dämon; denn von den Knechten Gottes weichen die Dämonen fern. Ich weiß nur, daß ich ihnen verhaßt bin, und darum nennst du mich einen bösen Dämon; denn ich bekenne, daß Christus mein König

---

[12]) Bei Cotelerius II, p. 174.

ist, und so mache ich ihre Anschläge zunichte. T. Und wer ist Theophorus? J. Der Christum in seiner Brust trägt. T. Und meinst du, wir haben nicht auch Götter in unserer Brust, die uns beistehen wider die Feinde? J. Wenn du die heidnischen Dämonen Götter nennst, so irrst du: denn Einer ist Gott, der Himmel und Erde gemacht hat und das Meer und alles was darinnen ist, und einer sein eingeborner Sohn, Jesus Christus, dessen Freundschaft ich erlangt habe. T. Du meinst den, der von Pontius Pilatus gekreuzigt ist? J. Eben den, der die Sünde und ihren Urheber gekreuzigt hat und der alle dämonische Bosheit denen unter die Füße gethan hat, die ihn im Herzen tragen. T. Du trägst also Christum im Herzen? J. So ist es; denn es stehet geschrieben, ich werde in ihnen wohnen und mit ihnen wandeln. Darauf sprach Trajan das Urtheil: Den Ignatius, der ausgesagt hat, daß er in sich den Gekreuzigten trage, verurtheile ich, daß er gebunden von den Soldaten nach der Hauptstadt Rom geführt und dort zum Schauspiel des Volkes den wilden Thieren zur Speise vorgeworfen werde. Ignatius hörte das Urtheil ruhig an und rief in freudigem Entzücken: „Ich danke dir, Herr! daß du mich nach deiner vollkommenen Liebe so hoch gewürdigt hast, gleich deinem Apostel Paulus Ketten und Bande zu tragen." — Er ließ sich willig fesseln, und indem er für die Kirche betete und sie mit Thränen dem Herrn befahl, ward er, sagen die Märtyrerakten, als ein auserlesenes Schlachtschaf, als der guten Heerde Führer, von den wildesten Soldaten nach Rom geführt, um den Thieren vorgeworfen zu werden.

So ward Ignatius in Begleit von zehn Soldaten nach Seleucien gebracht, wo sie sich mit ihm einschifften. In Smyrna traf er mit dem dortigen Bischof Polykarp, gleichfalls einem Schüler des Johannes zusammen; auch fanden sich Abgeordnete verschiedener kleinasiatischer Gemeinden ein. Ignatius empfahl sich ihrer Liebe und Fürbitte. Dann gelangte er nach Troas und durch Macedonien, wo er unter anderm die Gemeinde zu Philippi besuchte, nach Rom. Dahin waren ihm einige der antiochenischen Christen vorausgeeilt; auch viele andere Brüder fanden sich ein, um ihn zu sehen, zu hören und für ihn zu beten. Er selbst warf sich mit den Brüdern zum Gebet auf die Kniee nieder und flehte Gott um Erbarmen

für die verfolgte Kirche an. Nun ward er in's Amphitheater geführt, um den wilden Thieren vorgeworfen zu werden. Er verglich sich mit einem Korn, das durch die Zähne der Thiere zermalmt und gleichsam gemahlen werden soll, um als ein reines Brot Gottes erfunden zu werden. — Und so ward er, wie es heißt, von den Thieren bis auf die härtesten Knochen aufgezehrt. Noch besitzen wir sieben Briefe des Ignatius, die er von seiner Reise aus an sechs verschiedene Gemeinden und an Polycarp geschrieben haben soll. Die Gemeinden, an welche die Briefe gerichtet wurden, sind: Ephesus, Magnesia, Tralles, Philadelphia, Smyrna und Rom. — Es sind diese Briefe noch vorhanden, aber in zwei verschiedenen Gestalten, in einer größern und in einer kleinern Redaction. Die meisten Kritiker halten die kleinere Redaction für die ächte und ursprüngliche; allein auch gegen diese ist vieles eingewendet worden, und auch die neuesten Untersuchungen über diesen Gegenstand [13]), die auf Veranlassung neu entdeckter Handschriften, einige dieser Briefe angestellt worden sind, haben noch zu keinem sichern Resultat geführt. Ist doch die ganze Begebenheit in Zweifel gezogen worden. Man hat auf das Unwahrscheinliche aufmerksam gemacht, daß Trajan einen Schwärmer, für den er Ignatius hielt, mit so vielen Umständen nach Rom habe transportiren lassen, während die Hinrichtung in Antiochien nicht nur einfacher, sondern für die dortigen Christen noch eindrücklicher und abschreckender gewesen wäre. Allein dagegen ist wieder bemerkt worden [14]), der Kaiser möge ihn eben darum nach Rom gesandt haben, um durch den Anblick der Hinrichtung den Fanatismus der antiochenischen Christen nicht zu reizen, auch weil er hoffte, daß die Reise seinen Eifer noch abkühlen und ihn auf andere Gesinnungen bringen sollte, oder endlich, um durch den Anblick des Leidenden unterwegs die Christen zu schrecken. Wie dem auch sei, Ignatius lebt im Andenken der Christenheit als einer der ersten Märtyrer und die ihm zugeschriebenen Briefe sind jedenfalls wichtige Denkmäler der ältesten kirchlichen Denkweise. Nicht nur spricht sich in ihnen ein eines Jüngers Christi würdiger Sinn aus, ein

---

[13]) Cureton, Bunsen und die Gegenschriften von Baur und andern.

[14]) So von Gieseler in seiner Kirchengeschichte.

Sinn der Demuth, der Geduld, der Ergebung; sondern es werden in ihnen auch schon irrthümliche Richtungen bekämpft, die um diese Zeit in der Kirche hervortraten und die die Vorläufer zu ganzen, weitverzweigten häretischen Systemen wurden. So bekämpft Ignatius das starre Halten an den jüdischen Satzungen. „Das Christenthum", sagt er, „hat nicht an das Judenthum geglaubt, sondern das Judenthum an das Christenthum." Besonders aber setzt er sich denen entgegen, welche aus Mißverstand der Lehre von der höhern Natur Christi ihm die wahre Menschheit absprachen und behaupteten, er habe, statt eines wirklichen menschlichen Körpers einen bloßen Scheinkörper besessen, die sogenannten Doketen. „Verstopfet eure Ohren," schreibt er, „vor jedem, der euch etwas anders lehren wird, als Jesus, der aus dem Geschlechte Davids von Maria wahrhaftig geboren, wahrhaftig lebend und leidend, wahrhaftig gekreuzigt und gestorben, wahrhaftig auferstanden ist von den Todten. So er nur scheinbar gelitten, wie einige ungöttliche Menschen behaupten, so haben auch sie nur ein Scheinleben." — Noch in einer andern Beziehung endlich sind die Ignazischen Briefe wichtig. Ueberall wird in ihnen die Einheit der Kirche hervorgehoben, gegenüber der Zerklüftung und Zersplitterung, die durch die Häresien einzubrechen drohte. Sie haben in der That einen katholischen Charakter, wenn man eben, nach der ächten Kirchensprache, unter dem Katholischen dieses Halten an der Einheit, dieses Bewußtsein der Zusammengehörigkeit Aller unter einem Haupt versteht. Dieser katholische Charakter hat allerdings auch schon einen hierarchischen Beigeschmack, in sofern Ignatius diese Einheit der Kirche repräsentirt sieht im Bischof. — Als die Apostel noch lebten, waren sie, wie wir gesehen haben, die natürlichen Leiter der Gemeinde und in einem gewissen Sinne allerdings die sichtbaren Stellvertreter Christi. Nun finden wir zwar schon in der apostolischen Zeit Bischöfe und Aelteste; aber diese beiden Aemter sind dort noch nicht geschieden. Dieselben Personen werden bisweilen Aelteste, bisweilen Bischöfe genannt [15]). Die Ausdrücke waren gleichbedeutend. Eben der Aelteste sollte auch

[15]) Vgl. Apostelg. 20, 17. mit V. 28., Tit. 1, 5. 7., Phil. 1, 1., 1 Tim. 3, 1. vgl. mit V. 8. 1 Petr. 5, 2. 3.

der treue Hirt und Aufseher der Gemeinde, der ἐπίσκοπος oder Bischof sein. — Nach dem Tode der Apostel aber konnte es nicht ausbleiben, daß unter den Aeltesten selbst wieder einige durch Würde und Ansehen hervorragten und daß diese gewissermaßen wieder als die Nachfolger und Stellvertreter der Apostel verehrt wurden. So löste sich die bischöfliche Würde allmälig los von der einfachen Presbyterwürde, wuchs über sie hinaus und stellte sich dar als den Mittelpunkt des kirchlichen Lebens, um welchen sich dasselbe gruppirte. Diese zur bischöflichen Aristokratie hinstrebende Anschauungsweise finden wir nun schon in den Briefen des Ignatius und zwar tritt sie sehr stark hervor. Den Bischof ehren, heißt dem Ignatius so viel als Christum selber ehren; zu ihm sollen die Gläubigen aufschauen, wie die Apostel zu Christus. „Wir sollen," sagt er, „den Haushalter aufnehmen, wie den Hausvater, der ihn sendet; wer ihn ehret, der ehret den, wer ihn verachtet, verachtet den, der ihn gesandt hat." — Eben diese streng hierarchischen Stellen, die allerdings schon einen ganz andern Ton anschlagen, als die apostolischen Vermahnungen im neuen Testament, sind Vielen in diesen Briefen anstößig geworden, und man hat wohl zum Theil aus diesem Grunde auch ihre Aechtheit bezweifelt und sie als das Product einer spätern Zeit angesehen, in welcher die Hierarchie sich schon weiter entwickelt hatte. Und auch wir möchten die Aechtheit aller Ignazischen Aussprüche nicht ohne Weiteres verantworten. Dagegen dürfen wir aber auch nicht vergessen, daß das, was wir jetzt hierarchisch nennen, damals nothwendig war, wenn nicht die Kirche auseinander fallen sollte. Zu einer Zeit, da die Schriften der Apostel noch nicht gesammelt, noch viel weniger in Jedermanns Händen waren, da alles an der reinen Bewahrung der Tradition lag, durften der jungen Gemeinde solche Autoritätsmänner wie die Bischöfe, nicht fehlen. Eine demokratische Verfassung der Kirche war gar nicht möglich, sie mußte aristokratisch sein, und selbst auf die Gefahr des Mißbrauches hin, der an diese Aristokratie sich hing, mußte diese Stufe in der Entwicklung des kirchlichen Lebens erstiegen werden. Wann dieses geschehen und in welchem Maaß es geschehen, darüber mag gestritten werden. Nur kann das, daß diese Stufe sich schon zu Ende dieses Jahrhunderts ankündigt, keinen hinreichenden Grund zur Verwerfung der Ignazischen Briefe über-

haupt bilden, wenn nicht noch andere Gründe hinzukommen. So viel müssen wir aber von vorne herein zugeben, daß ja nicht alles, was uns aus dieser Zeit unter dem Namen apostolischer Schüler geboten wird, unbesehen darf angenommen werden. Es wäre freilich schön und lieblich, wenn die Kirchengeschichte keine andere Aufgabe hätte, als das ihr überlieferte Material zu einem schönen Kunstwerke zu verarbeiten, an dem sich unser Auge mit dem sichern Bewußtsein: „so ist es geschehen", erbauen könnte. Allein diesen ungestörten Genuß gestattet uns die reine Liebe zur Wahrheit nicht. Das historische Material bedarf noch gar sehr der Prüfung und Sichtung, und es wäre unredlich, die Einsprache der Kritik ohne Weiteres zu unterdrücken, nur um den schönen Eindruck sich nicht verderben zu lassen. Diese Knoten zu lösen ist freilich unsere Sache nicht; ich hielt es eben für meine Pflicht, auf den Stand der Dinge hinzuweisen. Wir fahren in unserer Erzählung fort.

Auf Trajan folgte sein Großneffe Aelius Hadrianus (117 bis 138). Trajans Befehle gegen die geheimen Gesellschaften dauerten fort, und auch jetzt machten die Statthalter, je nach den Umständen und ihrer eigenen Gemüthsart, bald einen strengern, bald einen minder strengen Gebrauch davon. Viele wurden auch durch das Geschrei des Pöbels zu Gewaltthätigkeiten hingerissen, namentlich ward bei öffentlichen Festlichkeiten das Gelüste nach Thierkämpfen rege. „Werft die Christen den Löwen vor!" (Christianos ad leones!) mit diesem wilden Rufe bestürmte die aufgeregte Menge die Obern, und diese gaben ihnen die unglücklichen Opfer preis. Doch nicht Alle fügten sich diesem blutdürstigen Verlangen. Einer der kleinasiatischen Proconsulen, Serenius Granianus, wandte sich schriftlich an den Kaiser, und stellte ihm das Unbillige vor, die Christen, ohne daß sie eines Verbrechens beschuldigt seien, dem Tode zu weihen. Hadrian ging auf dieses Gesuch ein, und befahl dem Nachfolger des Granianus, Minucius Fundanus, nur dann die Christen zur Strafe zu ziehen, wenn sie eines wirklichen Verbrechens überwiesen würden [16]). „Wo aber Einer," fährt der Kaiser fort, „den Andern bloß aus Verleumdung anklagt, da, beim Herkules! sorge dafür, daß er für seine Bosheit auf's Empfindlichste gestraft werde."

---

[16]) Euseb Kirchengesch. IV, 9.

Uebrigens hatte Hadrian selbst nur sehr unklare und verworrene Vorstellungen vom Christenthum; er scheint es mit andern Culten verwechselt zu haben, die um eben diese Zeit im römischen Reich Eingang fanden, wie mit dem Serapisdienst in Egypten [17]); daher die Angabe eines spätern römischen Schriftstellers, Hadrian habe Christo einen Tempel errichten und ihn unter die Götter versetzen wollen [18]), schwerlich Glauben verdient. Zu dieser Sage hat wahrscheinlich der Umstand Veranlassung gegeben, daß Hadrian an verschiedenen Orten des Reiches Tempel errichten ließ, ohne Bildsäule eines Gottes. Wahrscheinlich gedachte er später sein eigenes Bild hinein zu stellen, und nur Mißverstand konnte ihm später die Absicht unterlegen, Christum in denselben zu verehren.

Noch wichtiger als für die Schicksale der Christen war aber die Regierung Hadrians für die weitern Schicksale der Juden, mit denen jedoch auch jetzt noch die der Christen theilweise verflochten erscheinen.

Nach der Zerstörung von Jerusalem unter Titus waren die nach Pella geflüchteten Christen zum Theil wieder auf die alten Trümmer der gefallenen Mutterstadt zurückgekehrt; mit ihnen auch der greise Symeon, einer der Anverwandten Jesu, der nunmehr als Bischof der Christengemeinde daselbst vorstand, und der im Jahr 107 als ein Greis von 120 Jahren den Kreuzestod starb, indem ihn die Juden bei dem römischen Statthalter als einen staatsgefährlichen Sprossen des Hauses Davids verklagt hatten. Dieselben Juden, die den Zunder der Empörung in ihrem eigenen Volke immer wieder anfachten! Wie sollten sie es auch ertragen, daß die heilige Stätte von den Unheiligen entweiht, daß sogar der Name Jerusalem aus der Zahl der Städte getilgt war! Auf ihren Trümmern hatte sich eine neue Stadt erhoben, in der Heiden und Christen ihr Wesen trieben, während an der Stätte des Tempels, da einst Jehovah verehrt worden, dem Jupiter göttliche Ehre erwiesen ward. Lange gährte der Aufruhr im Stillen. Eine Reise, die Hadrian im Jahr 130 in den Orient machte, hinderte noch

---

17) Vgl. den Brief Hadrians an seinen Schwager Servianus bei Flavius Vopiscus, in vita Saturnini c. 2. — Illi qui Serapin colunt, Christiani sunt, et devoti sunt Serapi, qui se Christi episcopos dicunt.

18) Ael. Lampridius, Vita Alex. Sever. c. 43.

eine Zeitlang dessen Ausbruch. Kaum aber hatte er sich entfernt, so brach er auf's Heftigste los. Jene Worte Bileams: „Ein Stern wird aufgehen aus Jakob und ein Scepter aus Israel aufkommen und wird zerschmettern die Fürsten der Moabiter und zerstören alle Kinder Seth," (4 Mos. 24, 17) fanden auch jetzt noch einen mächtigen Wiederhall in der Brust eines Schwärmers, der sich den Sohn des Sterns, Bar Cochba nannte. Zu Bither (Bethera), einer Festung des jüdischen Landes, unweit Jerusalem, ließ er sich zum König salben, und die ihm nicht huldigen wollten, namentlich die Christen im Lande, verfolgte er auf's Blut. Er überfiel mit einer bewaffneten Macht Jerusalem, zerstörte den heidnischen Tempel und ließ Münzen prägen, die auf der einen Seite seinen Namen, auf der andern die Inschrift: „Freiheit Jerusalems" trugen. Als der römische Statthalter Tinnius Rufus zu schwach war, Widerstand zu leisten, so wurde der tüchtigste Feldherr des Kaisers, Julius Severus mit einer Verstärkung aus Britannien herbeigerufen, der erst mit weiser Vorsicht, ohne sich in Schlachten einzulassen, den Aufruhr zu dämpfen begann. Die Juden warfen sich auf Bither, entschlossen zum äußersten Kampf. Nachdem Severus das Land einzeln erobert, erhielt er auch diese letzte Veste in seine Gewalt. So ward nach einem dreijährigen blutigen Kriege der Aufruhr im Jahr 135 getilgt, in welchem nach der gewöhnlichen Angabe 580,000 Juden ihr Leben verloren. Fünfzig feste Schlösser wurden zerstört, 985 Städte und Dörfer in eine Wüste verwandelt. — Bar Cochba, den das enttäuschte Volk nun den „Sohn der Lüge", Bar Cosiba, nannte, war in der Schlacht umgekommen; sein Haupt ward in's römische Lager gebracht. Der Rabbi Akiba, der auch mit in die Verschwörung verwickelt war, wurde unter grausamen Martern hingerichtet, die er mit der größten Standhaftigkeit trug. Andere der Mitschuldigen wurden theils zu Sclaven verkauft, theils in die Steinbrüche Egyptens abgeführt. Ueber die Stätte, da der Tempel gestanden, ließ Hadrian den Pflug gehen und den Boden mit Salz bestreuen. Die Stadt Jerusalem aber wurde dem Kaiser und dem Jupiter Capitolinus zu Ehren wieder aufgebaut, Aelia Capitolina genannt und mit heidnischen Colonisten bevölkert. Kein Jude durfte im Umkreis von mehrern Stunden der Stadt sich nähern, und um das Maaß des Hohnes

voll zu machen, ward über dem Stadtthor gen Bethlehem ein marmornes Schwein angebracht. Der Uebertritt zum Judenthum ward bei Todesstrafe verboten[18]).

Mit dieser zweiten Eroberung Jerusalems durch die Hand der Römer löste sich das letzte Band, das noch die Juden äußerlich zusammen gehalten hatte. Von da an erscheinen sie als das aus der Heimath vertriebene, unstäte und flüchtige Volk, wie es bis auf den heutigen Tag sich uns darstellt, ein Zeugniß des göttlichen Gerichtes, wie des göttlichen Erbarmens, ein Volk, dessen Geschichte noch nicht beendet ist und das augenscheinlich aufbewahrt ist, um dereinst zur Vollendung des Reiches Gottes in seiner Weise verwendet zu werden.

Aber auch für die Geschichte des Christenthums war dieses Schicksal der Juden ein entscheidender Wendepunkt. Wollten die Christen auch jetzt noch in Jerusalem (Aelia Capitolina) bleiben, so mußten sie noch entschiedener, noch auffälliger vom Judenthum sich lossagen, als es bisher geschehen war. Nur so konnten sie auf Duldung von Seiten der Heiden Anspruch machen. So trat denn auch wirklich das erstemal ein Heidenchrist, Marcus, an die Spitze der dortigen Gemeinde[19]). Das Judenchristenthum, das bis anhin noch immer seine Vertreter im jüdischen Lande gefunden hatte, hörte damit auf, als solches zu existiren; und die freiere Form, für die Paulus gekämpft hatte, trug den endlichen Sieg davon.

Dieß führt uns auf die innern Verhältnisse des Christenthums zur Zeit Hadrians, namentlich auf den Gegensatz des Juden- und Heidenchristenthums, wie er in den häretischen Gestaltungen des Ebionismus und des Gnosticismus hervortrat.

---

[18]) Vgl. Jost, Geschichte des israelitischen Volkes II, S. 109 ff.
[19]) Euseb Kirchengesch. IV, 6.

Achte Vorlesung.

Häretische Richtungen in der Christenheit. — Ebioniten und Nazarener. — Cerinth. — Der Gnosticismus. — Basilides. — Valentinus. — Die Ophiten. — Andere Gnostiker. — Marcion.

Es ist eine altkirchliche Sage, daß bis auf Hadrian die Kirche in Absicht auf die Lehre ihre jungfräuliche Reinheit bewahrt habe, daß sie von keiner Ketzerei sei befleckt worden. Erst um die Zeit, mit der wir uns in der letzten Stunde beschäftigt haben, erst mit dem Beginn des zweiten Jahrhunderts der christlichen Geschichte, habe auch die Irrlehre sich hervorgethan [1]). Streng buchstäblich darf man das wohl nicht nehmen; denn schon Paulus hatte ja zu kämpfen theils mit denen, die sich den jüdischen Satzungen hingaben, theils mit denen, welche aus Mißverstand der christlichen Freiheit, diese mißbrauchten, wie denn auch er schon einer falschen Philosophie, einer falschen Gnosis oder der „falschberühmten Kunst" entgegen trat. Eben so warnten auch die andern Apostel vor Irrlehrern. Aber das ist gewiß, daß erst im zweiten Jahrhundert die häretischen Parteien sich sondern, und unter bestimmten Namen in bestimmten Gestaltungen hervortreten, gegen welche dann die Kirche, als die rechtgläubige, als die katholische Kirche sich um so kräftiger verwahren mußte, wenn sie nicht nach der einen oder andern Seite hin ihre Eigenthümlichkeit aufgeben und selbst eine Beute des Häretischen werden wollte. Das Christenthum

[1]) Hegesip bei Euseb Kirchengesch. III, 32.

wurzelte, wie wir gesehen haben, auf dem Judenthum; aber keineswegs war es nur eine Wiederholung oder nur eine Erneuerung des Judenthums. Das Judenthum sollte im Christenthum aufgehen, seiner höhern Idee nach. Darauf hatte schon Ignatius hingewiesen, in der Stelle, die ich in der letzten Stunde aus seinen Briefen mitgetheilt habe. Nachdem die Weissagung der Propheten in Christo erfüllt war, konnte das Gesetz nicht mehr neben dem Evangelium bestehen als ein Besonderes, sondern das Evangelium war die Verklärung des Gesetzes, indem es den göttlichen Inhalt desselben in sich schloß, aber unter der Form eines Gesetzes der Freiheit, nicht mehr als Buchstabe, sondern als Geist. Wollte nun dennoch neben dem freien Evangelium der Gnade und des Geistes ein jüdisches Gesetzeschristenthum sich geltend machen, so konnte dieß auf die Dauer nicht bestehen; es mußte entweder von selbst weichen, oder wo es sich gegen die Freiheit des Evangeliums erhob, als eine unberechtigte Erscheinung, oder doch wenigstens als ein Anachronismus bekämpft werden, als eine Erscheinung, die sich überlebt hatte. Das die eine Seite des Kampfes. Aber auch die andere Seite müssen wir in's Auge fassen. Paulus hatte, als der Heidenapostel, das Christenthum allerdings losgelöst von den Banden des Gesetzes; gleichwohl aber hatte er den tiefern geschichtlichen Zusammenhang des Christenthums mit dem Judenthum niemals übersehen und in seinem Brief an die Römer hatte er es deutlich ausgesprochen, daß die Zweige des guten Baumes auf den wilden Oelbaum seien gepfropft worden. Wollte nun das Heidenchristenthum, in falsch verstandener Unabhängigkeit vom Judenthum, sich über allen historischen Zusammenhang mit demselben hinwegsetzen, wollte es sich im Anschluß an die heidnische Philosophie und Mythologie als eine rein idealistische, poetisch-philosophische Religion aufbauen, ohne die historische Grundlage, die in der Heilsanstalt des alten Bundes gegeben ist, so konnte auch dieses unhistorische, dieses gesetzeswidrige und gesetzstürmende Verfahren nicht geduldet werden. — Das Christenthum mußte also dastehen, fest auf seinen eigenen Lebenswurzeln; es durfte sich weder in's Judenthum zurückdrängen, noch in die Wildniß des Heidenthums hineinreißen lassen. Es mußte abwehren das Eine, wie das Andere. Nun aber sehen wir, daß zu Anfang

des zweiten Jahrhunderts die beiden entgegenstehenden Pole des Juden- und Heidenchristenthums in bestimmter Weise ihre Spitzen hervorkehren. Dieß geschieht einerseits bei den judaisirenden Ebioniten, anderseits bei den heidnisch gesinnten oder doch heidnisch gefärbten Gnostikern. Von diesen beiden merkwürdigen Erscheinungen des Ebionismus und Gnosticismus werden wir nun in dieser Stunde zu handeln haben. Ich muß für diesen Gegenstand Ihre Nachsicht besonders in Anspruch nehmen, da es höchst schwierig ist, ihn für das allgemeine Verständniß so zuzurichten, daß nicht immer noch ein Anstrich von wissenschaftlich-abstracter Behandlungsweise dran hängen bleibt. Und doch läßt sich die Sache nicht mit Stillschweigen übergehen. Die Treue gegen die Geschichte fordert, daß wir uns von diesen sich theils abstoßenden, theils wieder sich in gewissen Punkten begegnenden und durchkreuzenden Anschauungsweisen eine möglichst klare Vorstellung zu bilden suchen. Wir wollen es der gelehrten Forschung überlassen, die Geschichte dieser Parteien bis in ihre Uranfänge zu verfolgen und die oft unmerklichen Uebergänge aus der einen Form in die andere nachzuweisen. Für die Betrachtung des Großen und Ganzen mag es hinreichen, das festzuhalten, daß die beiden Hauptrichtungen, wogegen die junge Kirche zu kämpfen und deren sie sich zu erwehren hatte, die falschen Einflüsse jüdischer und die falschen Einflüsse heidnischer Denkweise waren. Reden wir zuerst von den jüdischen Einflüssen. Das Christenthum war aus dem Judenthum hervorgegangen, und als eine jüdische Secte wurde es im Anfang auch von den Heiden betrachtet. Die verächtliche Benennung Galiläer oder auch Nazarener kam allen Christen gemeinschaftlich zu. Noch zu Nero's Zeit haben wir gesehen, wurden sie als jüdische Secte verfolgt. Nachdem aber das Christenthum sich auch äußerlich vom Judenthum abgelöst hatte, wozu, wie wir gesehen, schon die Zerstörung Jerusalems und dann der jüdische Krieg unter Hadrian beitrug, blieb die Benennung Nazarener für die übrig, die den frühern Standpunkt des Judenchristenthums ferner einhielten, und welche also auch als Christen noch immer das jüdische Gesetz als ein göttliches beobachteten. Es ist immer das Schicksal einer sich abschließenden, an der Bewegung der Zeit keinen Antheil nehmenden Partei, daß sie nach und nach verküm-

mert und vertrocknet und daß sie, ehe sie sich's versieht und wider ihren Willen zur Secte wird. So scheint es den Nazarenern ergangen zu sein, die uns erst als rechtgläubige, bloß etwas gesetzesängstliche und in ihrer Freiheit beschränkte Christen erscheinen, später aber von der größern katholischen Kirche als häretisch bezeichnet und häufig mit einer andern Partei zusammen geworfen wurden, die unter dem Namen der Ebioniten erscheint. Wer sind diese Ebioniten? Früher hat man sie auf einen Stifter, Namens Ebion zurückgeführt; allein richtiger ist wohl die Ableitung dieses Namens von dem hebräischen Worte: Ebion (arm); also: die Armen. Nach den Einen hießen sie so von ihrer wirklichen leiblichen Armuth. Den Stamm bildeten die aus Jerusalem nach Pella geflüchteten Judenchristen, die gewiß auch äußerlich in dürftigen Umständen lebten. Andere, wie schon der Kirchenlehrer Origenes, bezogen diese Benennung mit einer geistreichen, witzigen Wendung auf ihre geistige Armuth, auf die Armseligkeit und Dürftigkeit ihrer Lehre. Als der Stifter der Partei wird bald nach der Zeit der Zerstörung Jerusalems unter Titus ein gewisser Thebuthis genannt, der, weil er nicht Bischof geworden, die alten Judenchristen zum Abfall von der reinen Lehre verführt habe. So viel ist gewiß, daß die Ebioniten in den wesentlichen Grundlehren des Glaubens sich von der gemeinsamen Lehre der Christen trennten, und daß sie dem jüdischen Glauben näher standen als dem christlichen. Einmal hielten sie strenge auf dem mosaischen Gesetze und machten dieses für alle Christen verbindlich. Dann aber lehrten sie auch von Jesu, er sei ein Sohn Josephs und der Maria, mithin nicht der Sohn Gottes von Ewigkeit gewesen. Nichts desto weniger war ihnen Jesus Christus ein Wesen höherer Art; auch sie verehrten in ihm den Messias der Nation, den Sohn Davids, und Origenes vergleicht sie daher dem Blinden im Evangelium, der obwohl blind, dennoch zum Herrn rief: Sohn Davids, erbarme dich meiner! (Marc. 10, 47). — Einige unter ihnen nahmen auch an, erst bei der Taufe am Jordan habe sich der Logos oder die göttliche Natur, der himmlische Christus auf den Menschen Jesus herabgesenkt und sich da mit ihm verbunden, eine Vorstellung, die wir auch bei dem Judenchristen Cerinth, angeblich einem Zeitgenossen des Apostels Johannes, und bei einigen

Gnostikern finden. Ueberhaupt blieben sich die Ebioniten nicht zu allen Zeiten gleich; manche nahmen zu ihrem Judaismus auch noch gnostische Elemente in sich auf und lehrten verschiedene Menschwerdungen (Incarnationen) Gottes in Adam, in Enoch, in Noah, in Abraham, Isaak, Jakob und zuletzt in Jesus. Diese gnostischen Ebioniten, deren Meinungen besonders in den fälschlichen, dem römischen Clemens zugeschriebenen Schriften (Clementinen) hervor treten [2]), hat man in neuerer Zeit von den vulgären ungefähr in ähnlicher Weise unterschieden, wie sich der vulgäre Rationalismus des vorigen Jahrhunderts zu dem speculativen Rationalismus unserer Zeit verhält.

Den eigentlich speculativen Rationalismus der alten Zeit stellen uns aber, freilich unter sehr wunderlichen und phantastischen Gestalten, die sogenannten Gnostiker dar, die in mehrfacher Beziehung den directen Gegensatz zu den Ebioniten bilden, wenn sie auch wieder in einzelnen Resultaten mit ihnen zusammen treffen. — Was heißt Gnostiker? — Gnostiker kommt von Gnosis, und Gnosis heißt Erkenntniß. Die Gnostiker wären sonach die Erkennenden, die Wissenden, die Denkenden, die Philosophirenden und Speculirenden unter den Christen. In dieser Bezeichnung läge also an und für sich nichts Tadelndes. Das Christenthum will ja Erkenntniß; es verlangt nicht einen blinden Glauben; sondern einen Glauben, der sich der Gründe, warum er glaubt, bewußt ist. Es schließt auch ein tieferes wissenschaftliches Denken über die Gründe des Glaubens nicht aus; im Gegentheil lag von Anfang an in den geheimnißvollen Lehren des Christenthums eine Aufforderung, in dieses Geheimniß forschend einzudringen. Wie sollte nicht gleich der Eingang des Evangelium Johannes: im Anfang war das Wort und das Wort war bei Gott und Gott war das Wort; dasselbige war im Anfang bei Gott; alle Dinge sind durch dasselbige gemacht u. s. w., — wie sollte nicht dieser großartige, mysteriöse Anfang die begabtern Geister gereizt haben, sich in dieses Geheimniß zu vertiefen? Wir haben ja auch früher gesehen, wie

---

2) In der neuern Zeit sind diese pseudoclementinischen Schriften ein besonderer Gegenstand gelehrter Untersuchung geworden; man hat darauf auch allerlei Hypothesen rücksichtlich des Urchristenthums gebaut, in die wir hier so wenig uns einlassen können, als in die Untersuchungen selbst.

schon die Juden in Alexandrien, berührt von der griechischen Philosophie, zu religiösen Speculationen über Gott und die Weltschöpfung, über den Logos und die Engelwelt, über den Ursprung der Sünde und des Bösen hingetrieben wurden, und nun mußte diese Richtung unter den Christen um so mehr hervortreten, als eben hier die Predigt ertönte: das ewige Wort sei eingegangen in die Beschränkung der endlichen Welt, es sei Fleisch geworden! So gewiß auch diese Wahrheit in erster Linie als eine Heilswahrheit mit dem gläubigen Gemüth mußte aufgefaßt werden, so gewiß sie sittlich belebend auf Gesinnung und Wandel der Christen wirken mußte, so konnte doch der speculative Trieb, der sich dieser und ähnlicher Wahrheiten bemächtigte und der gerne den Grund des Geheimnisses denkend ergründete, nicht gewaltsam zurückgedrängt werden; es kam nur darauf an, ihm die rechte Richtung zu geben und ihn vor Ausartungen zu bewahren. Man unterschied daher auch in der ersten christlichen Zeit zwischen einer wahren und einer falschen Gnosis. Vor der letztern, vor dem „Gezänke der falsch berühmten Kunst", wie Luther übersetzt, hatte schon Paulus den Timotheus gewarnt (1 Tim. 6, 20), und gegen sie richtete sich denn auch der Eifer der Kirchenlehrer, wie eines Irenäus und Anderer. Die falsche Gnosis aber zeigt sich auf dem Gebiete des Christenthums als eine falsche und unberechtigte in doppelter Weise, sowohl nach ihrer Form als nach ihrem Inhalt. Nach ihrer Form, in sofern sie die wissenschaftliche Erkenntniß der göttlichen Dinge, die doch nur eine Verständigung über den Glauben sein soll, vom Glauben losreißt und die Geheimnisse desselben dadurch profanirt, daß sie sie zu bloßen Gegenständen der Neugierde, höchstens der Wißbegierde und der philosophischen Forschung macht. Dadurch entsteht nothwendig auf der einen Seite ungeistliches Gezänke und unerbauliche Rechthaberei, und auf der andern Seite bildet sich leicht ein Hochmuth aus, der in seinem Wissensstolze auf die Menge der Gläubigen als Unwissende, Uneingeweihte herabsieht und ihres einfachen kindlichen Glaubens spottet oder ihn doch vornehm bemitleidet. Demuth und Liebe, diese beiden christlichen Cardinal-Tugenden sind mit einer solchen falschen hochfahrenden Gnosis durchaus unverträglich. — Aber eben deßhalb muß eine derartige Religion der Wissenden, wie wir die Gnosis übersetzen möch-

ten, nicht nur nach ihrer Form, sondern auch nach ihrem Inhalte sich als eine falsche und unberechtigte herausstellen. Es liegt in der Natur der religiösen, namentlich der christlichen Wahrheit, daß sie nur von einem demüthigen und liebenden Sinne in ihrem innersten Wesen erkannt wird. Das hat schon Paulus ausgesprochen, wenn er sagt: wenn ich alle Geheimnisse wüßte und alle Erkenntniß und hätte allen Glauben, also, daß ich Berge versetzte, und hätte die Liebe nicht, so wäre ich nichts (1 Cor. 13, 2); womit er offenbar auch sagen will, daß auch eine solche Erkenntniß nicht die rechte und im Grunde keine wahre Erkenntniß sei. Es entsteht dann eine Religion, die den Schein des gottseligen Wesens hat, aber dessen Kraft verleugnet. Als bloße Weltweisheit mag sie immerhin gewisse geniale Griffe thun in das Gebiet der Wahrheit, aber da sie nicht aus der Wahrheit ist, so wird sie nie Gottesweisheit werden; sie wird bei allen Geheimnissen, die sie zu ergründen glaubt, das eine Grundgeheimniß, das Geheimniß der Gottseligkeit nicht erkennen. Das eigentliche Vaterland, die Heimath der Religion wird ihr immer fremd bleiben; sie wird tausend Irrfahrten um das Land herum machen, aber es nie erreichen; und so werden auch alle ihre Aussagen über Religion und religiöse Verhältnisse immer etwas Schiefes, Halbwahres, mit kräftigen Irrthümern Gemischtes enthalten. Je höher sie zu stehen glaubt über der Menge der Gläubigen, desto weiter wird sie sich auch verirren von dem gemeinsamen Grund des Glaubens, und wenn sie auch dieselben Worte gebraucht, wie die Gläubigen, dieselben Redensarten einmengt, die bei diesen gelten, so wird sich bald zeigen, daß diese Worte und Redensarten in ihrem Munde eine andere Geltung, eine andere Betonung haben, und daß sie entweder über den Inhalt ihres eigenen Glaubens in Selbsttäuschung begriffen ist oder in bewußter Zweizüngigkeit Andere zum Besten hat.

Dieß die falsche Gnosis im Allgemeinen, wie sie zu allen Zeiten und unter den verschiedensten Formen, bald mehr in mystisch-theosophischer, bald mehr in rationalistischer oder auch bisweilen in affectirt orthodoxer Weise sich zu produciren gewußt hat.

Wenden wir uns nun zu den Gnostikern des zweiten Jahrhunderts, mit denen wir es hier zu thun haben, so läßt sich aus der bloßen allgemeinen Benennung noch wenig entnehmen. Nur

so viel ist richtig, daß sie mehr oder weniger Alle einer solchen, das einfache Wesen des Glaubens gefährdenden, in großartige Irrthümer hinführenden Richtung huldigten. Ihr gemeinsames Vaterland ist der Orient, und wie weit sie mit den alt-orientalischen Philosophemen, wie weit sie fernerhin mit der platonischen, wie weit mit der alexandrinisch-jüdischen Philosophie zusammenhängen, das möge Gegenstand der gelehrten Untersuchung bleiben [3]). So viel ist gewiß, daß wir die Gnostiker im Zeitalter Hadrians theils in Syrien, theils in Egypten, und zwar in Alexandrien zu suchen haben; und daß sich ihre Lehren zunächst in der griechisch-orientalischen, dann aber auch theilweise in der römisch-abendländischen Kirche ausbreiteten. Ihre Systeme gehen selbst wieder bedeutend auseinander, und es gehört ein eigenes Geschick dazu, sie gehörig von einander zu sondern und sie nach Klassen und Familien zu ordnen. Für unsern Zweck wird genügen, wenn ich erst ein allgemeines Bild von dem vorausschicke, was allen Gnostikern mehr oder weniger gemeinsam ist und dann ein Paar der hauptsächlichsten Vertreter dieser Richtung Ihnen vorführe.

Ein charakteristischer Zug aller Gnostiker ist ihre Verwandtschaft zum Heidenthum. Man hat zwar, und nicht ohne Grund, zwischen sogenannten judaisirenden und antijudaisirenden Gnostikern unterschieden [4]); allein auch die sogenannten judaisirenden Gnostiker, auch die, welche sich verhältnißmäßig mehr an das Judenthum anschließen, als die übrigen, haben eine heidnische, eine polytheistische, mythologische Färbung. Die Vielgötterei war allerdings durch das Christenthum gestürzt, und auch die Gnostiker führten dieselbe nicht mehr in ihrer krassen Gestalt ein. Allein zum rechten Monotheismus, zum Glauben an einen höchsten Gott und Schöpfer der Welt, der nach freiem heiligem Willen Alles geschaffen hat und Alles nach unumschränkter Weisheit und Liebe regiert, zum Glauben an diesen einen persönlichen Gott, brachten es die Gnostiker nicht. Der gnostische Gott ist ein dunkles, verhülltes Wesen, das erst durch ein mannigfach abgestuftes Heer von Kräften, die aus

---

[3]) An die Verdienste eines Mosheim, Neander, Gieseler, Matter, Baur u. A. auf diesem Gebiete bedarf es kaum der Erinnerung.

[4]) So Neander.

ihm ausfließen (Emanationen), sich zum Bewußtsein seiner selbst hindurch arbeiten muß. Die Welt ist nicht eine freie Schöpfung dieses Gottes, sondern das Werk eines dem höchsten Gotte untergeordneten oder gar eines ihm feindlich entgegengesetzten bösen Wesens. So ist auch der Mensch ein Gebilde dieses untergeordneten Weltschöpfers, und er selbst ist unterthan einem blinden Geschick, und preisgegeben den Mächten, die zwischen Himmel und Erde walten. Mit der Freiheit des Menschen geht dann natürlich auch der Begriff der Sünde und der Zurechnung dieser Sünde verloren. Die Materie, die als eine dunkle Macht begriffen wird, ist der Sitz des Bösen, und so lange der Mensch unter dem Einfluß der Materie steht, so lange ist auch seine Erlösung nicht vorhanden. Diese kann nur dadurch geschehen, daß höhere Lichtwesen den Menschen aus dem Zusammenhang mit der Materie heraus heben und ihn in das Lichtreich versetzen. Ein solches Lichtwesen ist nach der gnostischen Lehre auch Christus; aber dieser Christus der Gnostiker, wie verschieden ist er von dem Jesus Christus von Nazareth, den die Evangelien uns vorführen? Er ist ein mythischer Christus, ein Aeon, d. i. ein erhabener Engel des Lichts, der sich entweder nur zeitweise mit dem Jesus von Nazareth verbunden hat bei der Taufe am Jordan, um ihn dann bei seinem Tode wieder zu verlassen, oder der, statt wirklich Fleisch zu werden, nur mit einem Scheinkörper sich umgeben hat, eine Meinung, die wir schon das letztemal bei den Doketen des Ignatius gefunden haben. Am allerwenigsten ist es Christus, der Gekreuzigte, auf den der gnostische Glaube sich stützt; was Paulus von den Juden und von den Griechen sagt, daß ihnen das Kreuz Christi ein Aergerniß und eine Thorheit sei, das läßt sich auch auf den Gnosticismus anwenden. Nicht als erlöste Sünder, sondern als eine Art von Engel, als vornehm-ideale Wesen (im Gegensatz gegen die Masse) werden die Seelen im Triumph eingeführt in das phantastisch-idealistische Lichtreich, nachdem sie durch eigene Büßungen und Kasteiungen und endlich durch den Tod sich der Herrschaft des Leibes entledigt, sich zu lichten Geistnaturen verklärt haben. Mit Verachtung sieht daher auch der Gnosticismus auf die Gnadenmittel der Kirche, auf das Wort Gottes und die Sacramente herab. In seiner Geistigkeit bedarf er dergleichen nicht; er überläßt dieß

den Schwachen, die noch der Milchspeise bedürfen. Ebenso macht sich der Gnosticismus seine eigene Moral. Während er auf der einen Seite die strengste Zucht sich auferlegt, die bis zu gewaltsamer Peinigung des Körpers und zu freiwilligem Märtyrthum sich steigert, weiß er auch wieder gelegentlich dieser und aller Zucht sich zu entziehen, und der an sich richtige Satz, daß dem wahrhaft freien, dem geistigen Menschen Alles erlaubt ist, wird von ihm zu Gunsten einer gänzlichen Emancipation von jedem Sittengesetze ausgebeutet, so daß die tollsten Ausschweifungen der Phantasie und der Sinnlichkeit ihre Rechtfertigung finden.

Nun zu den einzelnen Gnostikern. Ein Hauptrepräsentant derselben ist Basilides in Alexandrien um's Jahr 125. Ueber sein äußeres Leben wissen wir weiter nichts. Seine Lehre ist folgende: Es giebt zwei einander entgegengesetzte Principien, ein gutes und ein böses, ein Reich des Lichts und ein Reich der Finsterniß. An der Spitze des Lichtreiches steht der unaussprechliche, der namenlose Gott. Aus diesem Urwesen, in dem alle Lebenskeime verschlossen liegen, entwickelt sich das Leben in folgender Ordnung: Erst geht dem ungenannten Gott hervor der Nus (νοῦς) (der Geist oder der Erstgeborne), aus diesem wieder der Logos (der göttliche Verstand), dann aus diesem die Einsicht (φρόνησις), dann in weitern Ausflüssen die Weisheit (σοφία), die Macht (δύναμις), die Gerechtigkeit (δικαιοσύνη) und endlich der Friede (εἰρήνη). Diese sieben Kräfte, die sich aber Basilides nicht als abstracte Kräfte, sondern als belebte, persönliche Wesen denkt, bilden mit dem göttlichen Urwesen selbst, dessen Entfaltung sie sind, die erste heilige Achtzahl (ogdoas) oder den ersten Himmel. An diesen Himmel schließt sich ein zweiter als Abbild des ersten, ebenfalls mit solchen Kräften und Geistern erfüllt; an diesen wieder ein dritter, vierter bis zur Zahl 365. — Diese 365 Himmel oder Geisterreiche, in welchen die Fülle der Gottheit nunmehr ausgegossen und die also das reine Spiegelbild Gottes ist, in dem Gott selbst erst sein eigenes Wesen erkennt, werden zusammengefaßt in das mystische Zahlwort Abraxas, das eine Art von Zauberkraft in sich schloß. An der Spitze des letzten und untersten Lichtreiches steht der Weltherrscher (Archon), ein beschränktes, dem höchsten Gott untergeordnetes Wesen. Dieser und nicht der höchste Gott hat die gegenwärtige Welt ge-

schaffen, auf der wir leben; er ist auch der Gott der Juden, der Gott des alten Testaments. Er handelt nicht frei von sich aus, sondern dient der Vorsehung des höchsten Gottes als bloßes Werkzeug, um den Weltverklärungsprozeß seinem Ziel entgegen zu führen. Zu Vollendung dieses Prozesses bedurfte es einer besondern Offenbarung, die weit über die Einsicht und Macht des Weltschöpfers hinausreichte. Der höchste der aus Gott ausgeflossenen Geister, der Nus, vereinigte sich, um diese Gottesoffenbarung zu bewerkstelligen, mit einem Menschen, und zwar mit dem Menschen Jesus. Diese Vereinigung geschah bei der Taufe am Jordan. Bis dahin, bis zu dem feierlichen Einweihungsakte der Taufe, war Jesus ein gewöhnlicher Mensch; aber nun kam der Gottesgeist über ihn; nun war er der Sohn Gottes, wie denn auch Gott hier erst erklärte: dieß ist mein lieber Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe (Matth. 3, 17); daher denn auch die Anhänger des Basilides die Taufe Jesu besonders hoch hielten, und zum Andenken an dieselbe ein eigenes Fest feierten, das Fest der Epiphanie am 6. Januar. Was Jesus gelitten hat, das hat er nicht als Erlöser der Welt, das hat er einfach als Mensch gelitten und zwar hat auch er wie andere Menschen leiden müssen, um sich selbst von Sünden zu reinigen. Sonach war Jesus nicht vollkommen sündlos, obgleich bei ihm die Sünde auf ein Geringstes (Minimum) verschwindet. Ein stellvertretendes Leiden Jesu konnte Basilides nicht annehmen. Nach ihm leidet jeder Mensch und muß jeder leiden für seine eigene Sünde. Aber die Leiden sind eine Wohlthat für den Menschen; sie haben eine reinigende, eine läuternde Kraft, und eine besondere Gnade ist es, wenn ein Mensch schon in diesem Leben alle Sünden abbüßen kann; daher die Märtyrer vor allen glücklich zu preisen sind, weil es ihnen vergönnt ist, diese Sühne vollkommen zu vollbringen durch die freiwillige Hingabe ihres Lebens. — Der Mensch, so lehrt Basilides weiter, ist ein geistleibliches Wesen: alle Leidenschaften, denen er unterworfen ist, kommen von der Materie her, in die sein Geist eingetaucht und versenkt ist. Er steht unter dem dunkeln Einfluß der ganzen Sinnenwelt um ihn her. Er steht im Rapport mit ihr, deren Abbilder er in sich trägt. Der Wolf weckt in ihm die Grausamkeit, der Stein die Herzenshärtigkeit u. s. w. In dem Maaße nun, als er sich von diesen

[illegible] eindrücken der Außenwelt losmach[illegible]
[illegible] geistigen Zusammenhang, der
[illegible] en dem Maaße hat er [illegible]
[illegible] war, nach allem was [illegible]
[illegible] Natur. Sein Grundsatz [illegible]
[illegible] gleich Gott alles zu [illegible],
[illegible] zu hassen und [illegible] zu be[illegible]
[illegible] wichen in manchen Dingen [illegible]
[illegible] weisungen. [illegible]
[illegible] durfen.

[illegible] das System des [illegible] um
[illegible] zur Zeit [illegible] zu Alexan[illegible]
[illegible] 140 nach Rom kam [illegible] Egypt[illegible]
[illegible] dem [illegible] dem [illegible]
[illegible] das Leben [illegible] eine Reih[illegible]
[illegible] und [illegible] gepaart [illegible]
[illegible] Schule
[illegible] Unterschiedslo[illegible]
[illegible] eine Em[illegible]
[illegible] indem sein
[illegible] entgegen trit[illegible]
[illegible] Freilich, was [illegible]
[illegible] Schulbegriffe[illegible]
[illegible] phantastischen Bilder[illegible]
[illegible] in sofern hat [illegible]
[illegible] voraus [illegible]
[illegible]

wird von dieser Begierde so sehr hingerissen, daß sie mit dem Ur-grunde eine Verbindung eingeht. Aus dieser unnatürlichen Verbindung entsteht aber ein Mißgeschöpf, [illegible] ein unreifes, jämmerliches Wesen, das hülflos umherirrt und verloren geht, wenn nicht eine höhere Macht sich seiner wieder erbarmt. Der Sohn dieser irdischen niedern Weisheit ist der Weltschöpfer (Demiurg), und so ist denn auch die Welt, die dieser hervorbrachte, eine sehr unvollkommene und schlechte Welt, eine Welt voll Gebrechen und Mängel. Einzelne höhere geistige und [illegible] sind allerdings in dieser Welt ausgestreut, gleichsam als Samenkörner des Ewigen: aber sie können nicht zu ihrer Entwickelung kommen, so lange die rohe Materie entgegen steht. Um nun die durch die falsche Weisheit gestörte Harmonie des Universums wieder herzustellen, erscheint ein höherer [illegible]. Christus hat sich mit dem heiligen Geiste verbunden und aus dieser himmlischen Ehe geht der Mensch Jesus hervor. Die Gnostiker unterscheiden sehr bestimmt zwischen Christus und Jesus: es sind für sie zwei verschiedene Wesen. Was Christus für die himmlische Welt ist, das ist Jesus für die irdische. Damit aber Jesus die Menschen erlösen, d. h. sie wieder in das Lichtreich zurückführen kann, darf er selbst nicht mit der Materie in Berührung kommen; daher hatte er auch keinen materiellen, sondern einen himmlischen gleichsam ätherischen Leib. Er wurde zwar von Maria geboren, aber doch hatte er nicht wahre menschliche Natur an sich *), sondern diese diente ihm nur als Hülle. Alle Wesen nun, die mit ihm in Verbindung treten, werden durch ihn zu Geistwesen, zu pneumatischen [illegible] wahren Christen, [illegible] die wahren [illegible] den Adel der Menschheit [illegible] Ihnen [illegible] Naturen, [illegible] die [illegible] sie immer [illegible] sind, [illegible] Auf [illegible] das Heil [illegible]

[illegible]

materiellen Einflüssen, von den Eindrücken der Außenwelt losmacht und sich hineinlebt in den idealen, geistigen Zusammenhang, den ihm Christus geöffnet hat, in eben dem Maaße hat er Theil an der Erlösung. — Basilides selbst war, nach allem was wir von ihm wissen, eine edlere, sittlichere Natur. Sein Grundsatz lautete: der Mensch soll dahin gelangen, gleich Gott alles zu lieben, weil alles mit allem verwandt ist, nichts zu hassen und nichts zu begehren. Seine spätern Anhänger wichen in manchen Dingen von ihm ab und überließen sich Ausschweifungen, die wir nicht auf die Rechnung des Stifters setzen dürfen.

Noch ausgeführter als das System des Basilides erscheint uns das des Valentinus, der ebenfalls zur Zeit Hadrians in Alexandrien lebte, dann im Jahr 140 nach Rom kam und in Cypern um's Jahr 160 starb. Aus dem göttlichen Urgrunde, dem nie alternden, ewig jungen, entwickelt sich das Leben durch eine Reihe von Ausflüssen, in denen Männliches und Weibliches gepaart erscheint. Man glaubt einen Philosophen aus der neuesten Schule zu hören, wenn uns Valentinus beweist, wie der unterschiedslose Gott, das rein Absolute, sich selbst erfaßt, wie er durch eine Entzweiung seines Wesens sich selbst erst begreiflich wird, indem sein eigener Gedanke als das ewige Stillschweigen ihm entgegen tritt, worin er sein eigenes Wesen wieder erkennt. Freilich, was die neuere Philosophie in platter Prosa, in abgezogenen Schulbegriffen ausdrückt, das tritt uns hier in farbenreichen phantastischen Bildern vor Augen, in einer Art von Mythologie und in sofern hat der alte Gnosticismus vor dem neuen den poetischen Reiz voraus. So geht denn aus dem Urgrunde hervor der höchste Gottesgeist, der Nus, der sich mit der Wahrheit verbindet. Aus dieser himmlischen Ehe (Syzygie) entspringt dann wieder der Logos, dessen Gemahlin das Leben, aus diesem wieder der Mensch, d. h. der ideale Mensch, der sich mit der Kirche verbindet. So geht es weiter fort bis auf dreißig sogenannte Lebensgeister (Aeonen), die wieder unter sich eine heilige Acht, eine heilige Zehn und eine heilige Zwölf bilden und die zusammen die Fülle des göttlichen Lebens (Pleroma) ausmachen. Die aus dem Urgrunde emanirten Lebensgeister haben nun ein sehnsüchtiges Streben, mit dem Urgrunde sich zu verbinden, und der jüngste der weiblichen Geister, die Sophia (die Weisheit)

wird von dieser Begierde so sehr hingerissen, daß sie mit dem Urgrunde eine Verbindung eingeht. Aus dieser unnatürlichen Verbindung entsteht aber ein Mißgeschöpf, die irdische Weisheit, ein unreifes, jämmerliches Wesen, das hülflos umherirrt und verloren geht, wenn nicht eine höhere Macht sich seiner wieder erbarmt. Der Sohn dieser irdischen niedern Weisheit ist der Weltschöpfer (Demiurg), und so ist denn auch die Welt, die dieser hervorbringt, eine sehr unvollkommene und klägliche Welt, eine Welt voll Gebrechen und Mängel. Einzelne höhere Geister- und Lichtfunken sind allerdings in dieser Welt ausgestreut, gleichsam als Samenkörner des Ewigen; aber sie können nicht zu ihrer Entwicklung kommen, so lange die plumpe Materie entgegen steht. Um nun die durch die falsche Weisheit gestörte Harmonie des Universums wieder herzustellen, erscheint ein höherer Lebensgeist, Christus, der sich mit dem heiligen Geiste verbindet, und aus dieser himmlischen Ehe geht der Mensch Jesus hervor. Die Gnostiker unterscheiden sehr bestimmt zwischen Christus und Jesus; es sind für sie zwei verschiedene Wesen. Was Christus für die himmlische Welt ist, das ist Jesus für die irdische. Damit aber Jesus die Menschen erlösen, d. h. sie wieder in das Lichtreich zurückführen kann, darf er selbst nicht mit der Materie in Berührung kommen; daher hatte er auch keinen materiellen, sondern einen himmlischen gleichsam ätherischen Leib. Er wurde zwar von Maria geboren, aber doch hatte er nicht wahre menschliche Natur an sich[5]), sondern diese diente ihm nur als Hülle. Alle Wesen nun, die mit ihm in Verbindung treten, werden durch ihn zu Geistwesen, zu pneumatischen Naturen. Solche sind die wahren Christen, d. h. die wahren Gnostiker. Sie bilden gleichsam den Adel der Menschheit. Ihnen nach stehen die seelischen (psychischen) Naturen, denen aber die höhere Weihe des Geistes fehlt, obgleich sie immer noch besser sind, als die rein sinnlichen, fleischlichen Menschen. Auf die Religionen angewendet, ist das Judenthum psychischer, das Heidenthum sinnlicher, fleischlicher Art, das Christenthum die Religion des Geistes. Die Vollendung aller Dinge wird eben darin bestehen, daß von

---

[5]) Er bediente sich des Leibes der Maria als eines Kanales, durch den er in diese Welt eintrat.

dem geistigen Leben Alles verschlungen, Alles in das ewige Lichtreich aufgenommen wird, wo ewige Seligkeit herrscht.

Verwandt mit diesem Valentinianischen System ist das der Schlangenbrüder (Ophiten), deren Vaterland ebenfalls Egypten ist. Wodurch sie sich aber wesentlich von den bisher betrachteten Gnostikern unterscheiden, ist das, daß sie den Weltschöpfer, welchen sie Jaldabaoth (Sohn des Chaos) nennen, nicht nur für ein beschränktes, sondern geradezu für ein boshaftes Wesen halten, dessen einziges Bestreben dahin geht, die Absichten des guten Gottes zu vernichten. Jaldabaoth forderte die sechs weltbildenden Engel auf, ein Geschöpf zu bilden, das ihm und ihnen gleich sei [6]). Es entsteht eine unförmliche Masse. Da erbarmt sich die höhere Weisheit des Menschen, sie haucht ihm den göttlichen Geist ein. Darüber erzürnt, starret Jaldabaoth mit finsterm Blick hinab in das Chaos, und erzeugt durch dieses Hinabstarren den Schlangengeist, den Teufel. Mit Hülfe dieses suchte nun der neidische Jaldabaoth die Menschen von der Erkenntniß des wahren Gottes zurückzuhalten, und darum verbot er ihnen vom Baum der Erkenntniß zu essen. Aber die himmlische Weisheit erbarmte sich der armen Menschen und unter der Gestalt der Schlange, welche das Symbol der Weisheit ist, leitete sie die Menschen an, das Gebot Jaldabaoths zu übertreten. Die Menschen aßen von der verbotenen Frucht, und siehe! ihre Augen wurden ihnen aufgethan; sie wurden sich ihrer höhern, ihrer göttlichen Natur bewußt, sie thaten den mächtigen Schritt aus der unmündigen Kindheit in die Freiheit [7]). — So verkehrten die Ophiten die biblische Lehre vom Sündenfall in ihr Gegentheil. Was die Kirche als Sündenfall bezeichnet, war ihnen eine Emancipation aus der Dienstbarkeit des neidischen Gottes, der ihnen ihre Freiheit mißgönnte; daher verehrten sie die Schlange, dieses kluge Thier, das dem Menschen zu seiner Erlösung verhol-

---

[6]) Anspielung auf 1 Mos. 1, 26.

[7]) Bekanntlich hat in neuerer Zeit Schiller dieselbe Idee entwickelt: auch ihm ist „der vermeintliche Ungehorsam gegen das göttliche Gebot nichts anders, als ein Abfall des Menschen von seinem Instinkte, die erste Aeußerung seiner Selbstthätigkeit, das erste Wagestück seiner Vernunft, der erste Anfang seines moralischen Daseins.“ S. die Abhdlg.: Etwas über die erste Menschengesellschaft nach dem Leitfaden der mosaischen Urkunden; in den pros. Schriften (Werke X.).

fen habe. Auch als die Menschen von dem erzürnten Jaldabaoth aus dem Paradies verstoßen wurden, hörte die himmlische Weisheit nicht auf, für sie zu sorgen. Sie war es, die den jüdischen Messias Jesus bei der Taufe mit dem wahren Christusgeist erfüllte, und die ihn, nachdem er dem Leibe nach am Kreuz gestorben, wieder belebte, so daß er sich zum Himmel aufschwang, sich zur Rechten des Jaldabaoth setzte, ohne daß dieser es merkte, und so ihn allmälig aus seiner Herrschaft verdrängte, indem er ihn alles Lichtes und alles Lebens beraubte, und es nun in sich vereinigte. — So wird die christliche Heilsgeschichte in eine Karikatur verzerrt, die den christlichen Ohren wie Blasphemie klingen mußte, wie eine förmliche Travestie der heiligen Geschichte, eine Verkehrung in Mythologie. Ist es nicht, als hörten wir die Geschichte von Jupiter, der den Saturn entthront, oder eine ähnliche?

Ich muß es mir versagen, Ihnen auch noch die übrigen gnostischen Systeme, eines Saturninus, Bardesanes, Tatian und Anderer vorzuführen. Das Bisherige mag hinreichen; doch um auch die praktische Seite des Gnosticismus hervorzuheben, von der ich sagte, daß sie das eine Mal in übertriebener Strenge, das andere Mal in Zügellosigkeit sich darstellte, so mag noch die gnostische Secte der Karpokratianer erwähnt werden. Ihr Stifter Karpokrates lebte gleichfalls unter Hadrian. Er setzte Jesus in eine Linie mit Plato und Pythagoras, die sich durch ihre hohe Geisteskraft über die Menge erhoben hätten. Die Genialität vertrat bei den Karpokratianern die Stelle der Religion und der Sittlichkeit, und so proklamirten sie, wie später Andere gethan, unter dem Anscheine höherer Geistesfreiheit, die Entfesselung (Emancipation) des Fleisches.

Endlich muß ich noch, um die Stellung, welche der Gnosticismus dem alten Testamente gegenüber einnahm, an einem Beispiel darzustellen, des Gnostikers Marcion gedenken, obgleich dieser schon über das Zeitalter Hadrians hinausreicht und in die Zeit Antonins des Frommen fällt. Marcion, der Sohn eines Bischofs von Sinope, zeichnete sich nämlich vor allen Gnostikern am meisten aus durch den entschiedenen Gegensatz, in den er das Christenthum zum Judenthum stellte. Das ganze alte Testament verwarf er und wollte nichts wissen von einer stufenweisen Offenbarung. Das Christen-

thum ist ihm nicht ein durch die Jahrhunderte vorbereitetes, sondern ein absolut neues, ich möchte sagen, ein vom Himmel gefallenes Gottesgeschenk. Christus, lehrte er, ist nicht geboren vom Weibe, er ist als der vollendete Menschensohn plötzlich vom Himmel gekommen; in einem Scheinkörper hat er sich zu Capernaum auf die Erde niedergelassen und hat den Menschen den wahren Gott geoffenbart, den sie früher unter dem Gesetze nicht kannten; sie kannten bisher nur den gerechten Gott, nicht den guten Gott. Obgleich Marcion ein entschiedener Gegner des Gesetzes war, so kann man ihm für seine Person nicht vorwerfen, daß er diese Lehre zu ungesetzlichem Thun und Treiben, nach Art der Karpokratianer mißbraucht hätte. Im Gegentheil forderte er von seinen Anhängern große Sittenstrenge und Enthaltsamkeit und ging darin mit eigenem Beispiel voraus. — Marcion bediente sich auch eines eigenen Evangeliums, das mit dem Evangelium Lucä am meisten Aehnlichkeit hat; die ersten Kapitel aber fehlen, weil die Geschichte der Geburt und der Kindheit Jesu zu seinem System nicht paßte. Ob Marcion zu diesem Behuf nur den Lucas verstümmelt oder unabhängig von ihm geschrieben habe, ist eine Frage, die von der Wissenschaft zu verschiedenen Zeiten verschieden ist beantwortet worden. [8])

So viel über die Gnostiker. Man würde die ganze Erscheinung derselben ungerecht beurtheilen, wenn man nur Unsinn, gleichsam nur phantastische Fieberträume in ihren Systemen finden wollte. Es liegen Samenkörner von Gedanken darin, wie Ihnen bei all der seltsamen Einkleidung nicht entgangen sein kann, selbst tiefer und tiefgreifender Gedanken. Das läßt sich nicht leugnen. Auch ist die Erscheinung des Gnosticismus nicht zu begreifen als eine zufällige, die sich nur von außen an das Christenthum gesetzt hätte oder ihm angeflogen wäre. Sie lag in der Zeit und griff mächtig in die Geschichte des zweiten und dritten Jahrhunderts ein, und eben darum durften wir sie nicht übergehen. Als Gegen-

---

[8]) Auch hier ein merkwürdiger Kreislauf. Die zuletzt geäußerte Ansicht glaubte man seit den Untersuchungen von Hahn über das Evangelium Marcions (1823) abgethan. Nun hat sie in neuster Zeit wieder ihre Vertheidiger gefunden! (Ritschl und Volckmar.)

gewicht gegen eine jüdisch-gesetzliche und am Buchstaben hangende Richtung hatte der Gnosticismus auch seine geschichtliche Berechtigung; er repräsentirte das geniale, das freie Element. So finden wir auch bei ihm zuerst Anfänge der christlichen Kunst und Poesie. Er bewahrte die Kirche vor Erstarrung in Formen; aber freilich war nöthig, daß auch ihm wieder Schranken und feste Schranken gesetzt wurden, wenn nicht ein neues Heidenthum emporkommen und seine wilden Wasser über die Fluren der Kirche ergießen sollte. Darum ging auch der Gnosticismus wieder unter, nachdem er seine relative Bestimmung in der Geschichte erfüllt hatte. Er starb an seiner eigenen Haltlosigkeit, an seiner Ueberspannung, vor allem an seiner sittlichen Ohnmacht. Das ist das Schicksal jeder Religion, die nur auf Ideen und nicht auf Thatsachen sich stützt, die ihre eigenen Hirngespinnste an die Stelle der geschichtlichen Offenbarung setzt. Da gilt immer wieder das Wort des Apostels: da sie sich für weise hielten, sind sie zu Narren geworden (Röm 1, 22), und das Wissen blähet auf, aber die Liebe bessert (1 Cor. 8, 1).

Neunte Vorlesung.

Das Christenthum im Zeitalter der Antonine. — Angebliches Edict des Antoninus Pius zu Gunsten der Christen. — Mark Aurel. — Christenverfolgung in Kleinasien. — Polykarp. Sein Märtyrtod und sein Brief an die Philipper. — Die legio fulminatrix. — Christenverfolgung in Gallien. — Schicksale der Christen unter den nächstfolgenden Kaisern.

Nachdem wir uns in der vorigen Stunde mit den häretischen, d. h. mit den vom Wahrheitsprincip des Christenthums nach der Rechten oder Linken abweichenden Erscheinungen auf dem Gebiete des Glaubens beschäftigt haben, wie sie uns seit dem Zeitalter Hadrians entgegentreten, einerseits nämlich mit den dürftigen, am jüdischen Gesetze haftenden Religionsbegriffen der Ebioniten, anderseits mit den phantastischen, aber für die Entwicklung des Christenthums keineswegs gleichgültigen Systemen der Gnostiker, kehren wir jetzt wieder zu den äußern Schicksalen der Christen unter den römischen Kaisern zurück. Auf den Kaiser Hadrian, der, wie wir das vorletzte Mal gesehen, die ungerechten Verfolgungen der Christen durch Verhaltungsbefehle an seine Statthalter beschränkte, während er die aufrührerischen Juden unter Bar Cochba auf's Empfindlichste demüthigte, folgte sein Adoptivsohn, der Gallier T. Aelius Hadrianus Antoninus Pius (der Fromme). Er regierte vom 10. Juli 138 bis zum 7. März 161; eine edle, sittliche Natur, ein friedliebender, weiser Regent, dessen ganzes Bestreben dahin ging, in friedlicher Verwaltung des Reiches die Wohlfahrt aller Stände zu befördern. Man hat ihn dem Numa verglichen, ihm

den Namen eines Vaters des Vaterlandes ertheilt. Wie er für die Geringsten im Volke, für die Sklaven, für die Wittwen und Waisen, für die Armen und Unterdrückten überhaupt sorgte (sein Grundsatz war, lieber einen Bürger zu erhalten, als tausend Feinde zu tödten), so nahm er sich auch der bedrängten Christen an, gerade zu einer Zeit, als die Volkswuth am lautesten und am zudringlichsten ihre Verfolgung betrieb. Mehrere Unglücksfälle trafen in diesen Zeiten zusammen, welche diese Volkswuth gegen die Christen aufregten. Hungersnoth, Erdbeben, eine Feuersbrunst in Rom, bei welcher 340 Gehöfte (insulae) verbrannten, Austritt der Tiber und Ueberschwemmung — dazu noch andere seltsame Naturerscheinungen und Zeichen am Himmel wurden als göttliche Gerichte vernommen und gedeutet [1]). Aber wer sind die Feinde der Götter, die also ihren Zorn herausfordern? Wer anders als die Christen, die ihr Dasein bestreiten, ihre heiligen Namen lästern; ihrem Dienste sich entziehen und Andere von diesem Dienste abhalten. Darum fort mit diesen Götterfeinden, mit diesen Atheisten, die weder Altar noch Tempel haben und nur die Wolken verehren! — So brach denn namentlich in Achaia eine Verfolgung aus, in welcher ein christlicher Bischof Publius zu Athen um's Leben kam. Der Kaiser aber erließ ein Edict an die kleinasiatischen Landstände, in denen er diese Verfolgungen untersagte. Das Edict, das uns die Kirchenschriftsteller Justin und Euseb in ihren Schrifen aufbewahrt haben [2]), lautet im Wesentlichen also: „M. Aurel Antoninus, Kaiser u. s. w., wünscht der asiatischen Ständeversammlung alles Wohlergehn. Ich weiß, daß die Götter selbst dafür sorgen, daß ihre Feinde nicht verborgen bleiben; denn sie könnten viel eher die strafen, die sie nicht anbeten wollen, als ihr. Ihr bestärkt sie (die Christen) vielmehr durch die Verfolgung in ihren Meinungen, und es kann ihnen nur erwünscht sein, wenn sie verklagt werden, zu zeigen, daß sie um ihres Gottes willen selbst den Tod dem Leben vorziehen. Was die Erdbeben betrifft, so könntet ihr an den Christen ein Beispiel nehmen, die ein weit größeres Vertrauen auf ihren Gott haben, während ihr den Dienst der Götter verabsäumt.

---

[1]) Siehe Julius Capitolinus c. 9.

[2]) Justin d. M. am Ende seiner ersten Apolog. und Euseb Kircheng. IV, 13.

Was verfolgt ihr also die Christen, weil sie Gott dienen? Schon mein Vater hat diese Art von Verfolgung verboten und ich folge hierin seinen Grundsätzen. Wenn jemand fortfahren sollte, einen dieser Leute zu beunruhigen, darum weil er ein Christ ist, so soll der Angeklagte von der Anklage freigesprochen werden, wenn es auch gleich offenbar ist, daß er zu den Christen gehört; hingegen der Angeber soll Strafe leiden. — Gegeben zu Ephesus bei der Ständeversammlung von Asien."

Die neuere Kritik hat die Aechtheit dieses Edicts bestritten, und es mag allerdings auffallen, daß der Kaiser darin nicht nur die Unschuld der Christen heraushebt, sondern sie als die ächten und wahren Gottesverehrer rühmt und den Heiden sie sogar als Beispiel aufstellt. So, sagt man, konnte nur ein Christ schreiben, nicht aber ein heidnischer Kaiser an seine heidnischen Unterthanen, auch wenn er noch so billig gegen die Christen gestimmt war. Und es hat dieser Einwand allerdings einigen Grund; es ist nicht unmöglich, daß ein Christ späterhin ein solches Edict dem Namen Antonins untergeschoben hat, weil das wirkliche Edict nicht mehr vorhanden war. Daß aber Antoninus überhaupt ein Edict zu Gunsten der Christen erlassen, wenn nicht das vorhin mitgetheilte, so doch ein ähnliches, ist wohl aus andern Zeugnissen so gut als erwiesen [3]). Wie viel es gefruchtet, wissen wir freilich nicht. Nur so viel ist gewiß, daß unter seinem Nachfolger und Adoptivsohn, Antoninus Philosophus (Mark Aurel) die Verfolgungen mit neuer Heftigkeit ausbrachen.

Mark Aurel gehört nun freilich auch zu den edlern Gestalten, die uns in der römischen Kaisergeschichte begegnen. In seinen „Selbstbekenntnissen" [4]), die noch auf uns gekommen sind, rühmt er es mit aufrichtigem Dank gegen die Götter, daß er von guten Großeltern, von trefflichen Eltern und eben so trefflichen Lehrern sei erzogen worden; sein Herz neigte sich frühe zur Weisheit, zur Selbstbeherrschung; er schloß sich an die stoische Philosophie an. Auch als Kaiser kennen wir ihn als einen Mann, der mitten

---

3) Melito von Sardes beruft sich in einer Zuschrift an Mark Aurel auf ein Edict seines Vaters. Euseb Kircheng. IV, 26.

4) εἰς ἑαυτόν. I, 14.

unter den Waffen, mit denen er das Reich gegen äußere Feinde schützte, auch den inneren Feind in der eigenen Brust durch die Macht der Philosophie zu bezähmen suchte. Noch in vorgerückten Jahren arbeitete er gewissenhaft an seiner eigenen sittlichen Veredlung, wovon seine Selbstbekenntnisse ein schönes Zeugniß ablegen. Hohe Seelenruhe sich zu bewahren unter allen Wechselfällen des Lebens, aufrichtig zu sein gegen sich selbst, gerecht und milde gegen Andere, in allen Dingen das rechte Maaß zu bewahren, und der Stimme Gottes zu folgen im Gewissen, unbeirrt von der Menschen Lob und Tadel, das waren die großen und edeln Forderungen, die Mark Aurel unabläßlich an sich selbst stellte. Dabei war sein Auge immer gerichtet auf die Flüchtigkeit und Vergänglichkeit dieses Lebens und auf das Ende der Dinge, damit er nicht unwürdig vom Tode sich überraschen lasse, sondern willig folge, wenn die Götter ihn vom Schauplatze abrufen. „Sei dem Felsen im Meere gleich, so ruft er sich unter andern zu [5]), an den die Wellen des Meeres anschlagen, der aber unbeweglich bleibt und die Fluthen um ihn her sänftigt und beschwichtigt." Diesen allgemeinen Grundsätzen entsprechen auch seine Regierungsmaximen. Sich hinzugeben dem Wohl des Staates, allen Privatvergnügen, aller Bequemlichkeit zu entsagen, um allein zu thun, was dieses fordert, war sein aufrichtiges Streben; denn nicht zum Genusse sei der Mensch geboren, sondern zur Arbeit und zur Wirksamkeit an dem Orte, dahin ihn Gott gestellt hat [6]). So war denn auch seine Regierung, wie die seines Vaters, durch Milde und Gerechtigkeit ausgezeichnet, so daß die Geschichtschreiber voll seines Lobes sind. Und doch — finden wir eben diesen Mann in der Reihe der Christenverfolger, und die beiden Verfolgungen in Klein-Asien und Gallien, die unter seiner Regierung ausbrachen, gehören sogar zu den blutigsten, deren die Geschichte erwähnt. Sie wurden zwar nicht unmittelbar vom Kaiser angeordnet. Vielmehr waren es auch hier die noch immer andauernden Unglücksfälle im römischen Reiche, welche den heidnischen Fanatismus der Volksmassen gegen die Christen aufregten. Aber wie kommt es, daß

[5]) Ebend. IV, 31.
[6]) Ebend. V.

Mark Aurel nicht eben so wie sein erlauchter Vater diesen Fanatismus beschwichtigte? Man könnte versucht sein, zu denken, die stoische Philosophie, der er huldigte, hätte ihm sollen gebieten, gegen solche leidenschaftliche Aufregungen einzuschreiten, ja sie hätte ihn veranlassen sollen, das Christenthum selbst nach seinem Inhalte zu prüfen; oder wie hätte nicht ein Mann, wie Mark Aurel, bei seinem sittlichen Ernste, bei seiner Empfänglichkeit für alles Schöne und Gute, eine Religion willkommen heißen sollen, die so viele Uebereinstimmung mit seinem eigenen sittlichen Streben zeigte, ja eben diesem sittlichen Streben erst den rechten Halt gegeben hätte? Gewiß, so weit unser menschliches Urtheil hier ein gerechtes sein kann, wäre er dem Herrn selbst begegnet und hätte ihm seines Herzens Gedanken geoffenbart; er würde aus seinem Munde das Wort vernommen haben: „du bist nicht fern vom Reiche Gottes." Allein woher kannte Mark Aurel das Christenthum? Zum Theil aus dem Volksgerüchte, das die wunderlichsten Dinge über die Christen berichtete, ja, das ihnen die ärgsten Schandthaten, die abscheulichsten Verbrechen aufbürdete, vor denen das sittliche Gefühl des Kaisers mit Recht zurückschauderte; zum Theil auch aus dem Munde der Philosophen, die seinen Hof umschwärmten und aus Neid gegen die emporkommende Secte sich nicht scheuten, die Verleumdungen zu wiederholen, die das sinnlose Volksgerücht ausstreute, obwohl sie schwerlich selbst dran glaubten. Gerade die strenge Tugend- und Gerechtigkeitsliebe des Kaisers forderte ihn zur Ahndung solcher Verbrechen auf, wie sie den Christen nachgesagt wurden. Und dazu mochte denn auch noch die eigene Verblendung kommen, die in ihrer Philosophenweisheit es nicht der werth Mühe achtete, eine Lehre genauer zu prüfen, die von einigen galiläischen Fischern ausgegangen war. Es ist ja nichts Ungewöhnliches, daß auch die, die sich über die Vorurtheile ihrer Zeit erhaben glauben, gleichwohl Vorurtheilen anderer Art, Vorurtheilen der Schule, der Secte verfallen, denen sie huldigen, und daß selbst edlere Geister, wenn sie einmal von philosophischen Voraussetzungen angesteckt sind, sich zu den ungerechtesten Urtheilen hinreißen lassen, gegen solche, die nicht ihrer Schule, nicht ihrer Secte sind. „Was kann aus Nazareth Gutes kommen?" Diese Frage that selbst ein Nathanael, dem der Herr das Zeugniß gab, er sei ein ächter Israelit, in welchem

kein Falsch ist. Wie sollte uns diese Frage an einem Manne wundern, der von der Höhe des Kaiserthrones und — was ihm persönlich mehr galt — von der Höhe des Philosophenstuhles herunter das im Reiche aufkommende Christenthum nur aus der Vogelperspective erkannte? — Ihm mußte es, wie seinem Vorgänger Trajan, im besten Fall als Fanatismus erscheinen, und es ist ja keine seltene Sache, daß die entschiedene Abneigung gegen alles Fanatische selbst wieder in Fanatismus umschlagen kann. Ja von den verschiedenen Formen des Fanatismus ist der Vernunft-Fanatismus (so seltsam und widersprechend das Wort klingen mag) nicht der geringste. Wie weit nun bei Mark Aurel auch dieser Fanatismus und der stoische Sectenhaß mitgewirkt haben, ihn gegen die Christen zu verstimmen (wie Einige vermuthen), lassen wir unentschieden. Thatsache ist, daß er seiner stoischen Philosophie gemäß, die alles Aufregende als ein Uebel betrachtete, ein Edict erließ, wonach alle die, welche neue Religionen einführten, wodurch die Gemüther der Menschen könnten beunruhigt werden, entweder zur Verbannung oder zum Tode verurtheilt wurden. — Ihm stand, wie die Ruhe der Seele des Einzelnen, so auch die Ruhe des Staates obenan; alles Exaltirte, das Gleichgewicht des Lebens Störende, erschien ihm, besonders unter den herrschenden Zeitverhältnissen, als staatsgefährlich. Wie man es etwa zu unsern Zeiten erlebt hat, daß auch die Staatsraison christlicher Regierungen alle außerkirchlichen religiösen Versammlungen darum verbieten zu müssen glaubte, damit kein Anlaß zu Unruhen entstände, und wie sie die Theilnehmer an diesen Versammlungen für alle Unordnungen des Pöbels verantwortlich machte, so betrachtete Mark Aurel die Christen mit ihrer aufregenden Bußpredigt, mit ihrer überspannten Lehre von einem unter den Menschen aufzurichtenden Himmelreich als unruhige Köpfe, die man in einer ohnehin aufgeregten Zeit nicht dürfe gewähren lassen, und obgleich sie im Edict nicht mit Namen genannt waren, so waren sie doch deutlich genug bezeichnet, als daß nicht das Volk darin einen Freibrief hätte erblicken sollen, mit den Christen nach den Eingebungen seiner Leidenschaft zu verfahren.

Als ein Opfer des philosophischen Sectenhasses fiel zuerst in Rom einer der ausgezeichnetsten christlicher Denker, Justinus, den die Kirche eben darum Justin den Märtyrer nennt. Er ward auf Anstiften

eines cynischen Philosophen Crescens mit noch fünf andern Christen enthauptet, nachdem schon ähnliche Hinrichtungen früher stattgefunden. Wir werden auf seine Leistungen als Schriftsteller und gelehrter Vertheidiger des Christenthums später zurückkommen. Jetzt wenden wir unsere Blicke nach Klein-Asien, einem Hauptschauplatze der Verfolgung; namentlich auf die Gemeinde zu Smyrna und ihren Bischof Polykarp, im Jahr 167. — Wir haben noch einen Brief dieser Gemeinde an ihre Schwestergemeinde Philadelphia, worin der nähere Vorgang dieser Verfolgung und namentlich der Zeugentod Polykarps uns beschrieben wird. — Sie erlassen mir gerne die Ausführung der entsetzlichen Qualen, denen die Christen durch Geißelung und ausgesuchte Marterwerkzeuge ausgesetzt wurden. Unter den Hingerichteten wird uns ein Jüngling Germanicus genannt, der die Aufforderung des Proconsuls, seiner Jugend zu schonen und von dem Christenthum abzulassen, standhaft von der Hand wies, und da er zum Thierkampfe verurtheilt wurde, sogar selber die Bestie anreizte, die wider ihn gehetzt wurde. An den Tod dieses Jünglings reihte sich der Tod des greisen Polykarp, dieses ehrwürdigen Schülers des Apostels Johannes. Er wollte als treuer Hirte seine Heerde nicht verlassen, und erst auf das Zureden seiner Freunde ließ er sich bewegen, sich auf ein Landgut zu flüchten, damit er nicht den Verfolgern in die Hände fiele. Allein auch da blieb er nicht lange sicher. Einmal träumte ihm, daß sein Kopfkissen in Flammen aufgehe, und dieß deutete er auf den ihm bevorstehenden Tod. Er ließ sich zwar bewegen, als er auf seinem Landsitze vor den Nachstellungen seiner Feinde nicht mehr sicher war, auf ein anderes, benachbartes Gut zu fliehen, allein auch dieser Aufenthalt ward den Häschern verrathen. Polykarp sprach: Wohlan, der Wille des Herrn geschehe. Mit heiterer Miene ging er seinen Häschern entgegen; seine ehrwürdige Gestalt machte einen mächtigen Eindruck auf sie. „Brauchte es solcher Eile, sagten sie zu einander, um einen Greis, wie diesen, zu greifen?" Polykarp ließ ihnen einen Tisch vorsetzen und sie bewirthen, und bat sich nur eine Stunde Zeit aus, um sich im Gebet zu stärken. Er betete laut und so eindringlich, daß alle Anwesenden davon erbaut wurden. Nun ward er auf einen Esel gesetzt und am Vorabend des Osterfestes durch die Stadt geführt. Hier begegnete ihm der

Irenarch Herodes mit dessen Vater Nicetas, die ihn zu sich in ihren Wagen nahmen und ihm zuredeten, er möge doch dem Kaiser opfern und so sein Leben retten. Als aber der Greis sich dessen standhaft weigerte, stießen sie ihn endlich unter Schimpfreden aus dem Wagen, so daß er sich noch das Schienbein schürfte. Nun ward er in das Amphitheater geführt, wo schon das Volk seiner harrte unter großem Getümmel. Da war ihm, als flüsterte ihm eine Stimme von oben zu: Sei stark, Polykarp, und mannhaft. Er ward vor den Proconsul geführt. Auch dieser wollte ihn bereden, Christum zu verleugnen. „Bedenke doch, sagte er, dein hohes Alter; schwöre bei dem Glück (der Fortuna) des Kaisers, stehe ab von deiner Meinung und rufe mit den Uebrigen: Weg mit den Gottesleugnern!" — Mit ernstem Blicke sah sich Polykarp im Kreise um, seufzte, sah gen Himmel und sprach (freilich in anderm Sinne als der Proconsul es meinte): „Räume die Gottesleugner aus dem Wege!" — Der Proconsul aber drang weiter in ihn; er solle den Glauben abschwören und Christum lästern. Da gab Polykarp die große Antwort: „Sechs und achtzig Jahre diene ich ihm, und er hat mir nichts zu Leide gethan; wie könnte ich denn jetzt meinen König und Heiland lästern?" — Der Proconsul fuhr fort: „schwöre bei dem Glück des Kaisers!" — Auch dieß lehnte Polykarp ab mit dem Bekenntniß: „Ich bin ein Christ, und willst du die Lehre Christi kennen, so gieb mir einen Tag Zeit, und du sollst sie hören." — „Berede das Volk dazu", sagte der Proconsul. Polykarp erwiederte: „Ich habe es für meine Pflicht gehalten, dir zu antworten; denn wir sind angewiesen, den von Gott eingesetzten Obrigkeiten und Gewalten die gebührende Ehre zu erweisen. Aber jene, die Volksmasse, achte ich nicht werth, mich vor ihnen zu rechtfertigen." — „Ich habe wilde Thiere", schnaubte der Proconsul, „und denen will ich dich vorwerfen lassen, damit du dich bekehrest." — „Laß sie herankommen", entgegnete ruhig Polykarp. „Eine Bekehrung vom Bessern zum Schlimmern findet bei uns nicht statt; schön ist es hingegen, wenn man sich von der Ungerechtigkeit zur Gerechtigkeit bekehrt." — „So will ich dich durch's Feuer zwingen." — „Du drohest mit Feuer, das nur kurze Zeit brennt und bald wieder verlöscht, weil du das Feuer des zukünftigen Gerichtes und der ewigen Strafe nicht kennest, das für die Gottlosen aufbewahrt wird. Aber was zögerst du? bring's herbei, was dir beliebt

Das Alles sagte er mit der größten Gemüthsruhe, so daß der Proconsul selbst ob der Standhaftigkeit und Heiterkeit des alten Mannes erstaunte. Nun ließ der Proconsul den Herold auftreten und dreimal öffentlich rufen: „Polykarp bekennt, daß er ein Christ sei." Da brach das Volk (eine Mischung von Heiden und Juden) in Wuth aus und schrie: „Dieß ist der Lehrer Asiens, der Vater der Christen, der Zerstörer unserer Götter, der so Viele ermahnt, nicht zu opfern und die Götter nicht anzubeten." — Einstimmig verlangten sie von dem Asiarchen, dem Vorsteher der Thierkämpfe, Philippus, daß er einen Löwen auf Polykarp loslasse. Als dieser sich dessen weigerte unter dem Vorwande, daß die für die Thiergefechte bestimmte Frist vorüber sei, verlangte das Volk, man soll den Polykarp lebendig verbrennen. Sofort wurden aus den Werkstätten und den Bädern Holz und Reisig zusammengerafft, wobei auch die anwesenden Juden sich besonders geschäftig zeigten. Als der Holzstoß errichtet war, entkleidete sich Polykarp selbst und ließ sich die Zubereitungen gefallen, die mit ihm vorgenommen wurden. Als man ihn mit Nägeln an den Pfahl heften wollte, bemerkte er: „Laßt mich; denn der mir Kraft giebt, das Feuer auszustehen, wird mir auch Kräfte geben, ohne die Befestigung eurer Nägel, auf dem Scheiterhaufen Stand zu halten." So wurde er nur gebunden. Er betete also: „O Vater deines geliebten und hochgelobten Sohnes Jesu Christi, durch den wir deine Erkenntniß erlangt haben, o Gott der Engel und Kräfte und aller Kreatur und aller Gerechten, die vor dir leben: ich danke dir, daß du mich dieses Tages und dieser Stunde gewürdigt hast, theilzunehmen an der Zahl der Märtyrer und an dem Kelch Christi zur Auferstehung der Seele und des Leibes zum ewigen Leben, in der Unverweslichkeit des heil. Geistes, unter welche ich heute von dir aufgenommen zu werden wünsche zu einem dir angenehmen Opfer, wie du, wahrhafter Gott, der du nicht lügen kannst, mich dazu vorher bereitet, es mir vorher verkündigt und nun erfüllet hast. Dir danke ich, dich lobe ich, dich preise ich für dieses alles durch den ewigen Hohenpriester, Jesum Christum, deinen geliebten Sohn, durch ihn sei dir mit ihm in dem heil. Geist Ehre jetzt und in alle Ewigkeit. Amen." — Alsobald loderte die Flamme auf in Gestalt eines Schwibbogens und wie ein Schiffssegel, vom Winde geschwellt,

umgab es den Leib des Märtyrers. Die Umstehenden wollten einen süßen Wohlgeruch, wie Weihrauchduft, verspürt haben. Immer mied das Feuer den Leib des Heiligen, der unangetastet blieb, gleich Gold und Silber, das im Ofen geläutert wird. Da stießen ihm die Henker das Schwert in den Leib, und die Ströme seines Blutes löschten die Flamme. Die Leiche ward nach römischem Gebrauche verbrannt, aber die Gebeine wurden von der Gemeinde aufbewahrt und köstlicher gehalten als Edelstein. — So weit der Bericht der Smyrnäer über den Tod ihres Bischofs [7]). Mag es auch schwer sein, die reine Thatsache von dem zu unterscheiden, was die fromme Phantasie vielleicht schon im Anblick dieses Todes selbst, oder später hinzugethan, immerhin giebt uns dieser Tod eines der würdigsten und ergreifendsten Bilder der ältern Kirchengeschichte. Der feinsinnige Herder hat ihn im Gedichte gefeiert [8]), und viele spätere Märtyrer haben sich an diesem Vorbilde gehoben und gestärkt.

Wir haben von Polykarp weiter keine Schriften, als einen einzigen Brief, den er an die Gemeinde zu Philippi schrieb. Diese Gemeinde hatte ihn um die Briefe des Ignatius ersucht, die er ihr auch übersandte. Bei diesem Anlaß erinnert er die Gemeinde an die Zeit, da Paulus sie gestiftet und seinen Brief an sie gerichtet habe. In schlichten Worten ermahnt er sie, festzuhalten in dem Glauben an Christum, den Gekreuzigten und Auferstandenen, und sich vor den Irrlehrern zu hüten. „Jeder, der nicht bekennet, daß Jesus Christus im Fleische erschienen ist (so schreibt er wohl mit Anspielung auf die Gnostiker, von denen wir in der vorigen Stunde gehandelt haben), ist der Antichrist, und wer nicht bekennet die Leiden am Kreuze, der ist vom Teufel, und wer die Worte des Herrn nach seinen eigenen Begierden umwandelt und nicht bekennet die Auferstehung und das Gericht, der ist der Erstgeborene des Satans." — Er ermahnt dann ferner die Gemeinde zum Gebet, zur Geduld, zur Ausübung jeder christlichen

---

7) Vergl. Euseb Kircheng. **IV**, 15, der den Brief nur fragmentarisch giebt. Bekanntlich ist derselbe erst später durch den gelehrten englischen Bischof Usher entdeckt und herausgegeben worden (1647); der Brief selbst fällt in's Jahr 168 n. Chr.

8) In den Legenden, s. Werke zur Litteratur und Kunst **III**. S. 289: der Tapfere.

Tugend, besonders auch zur Wohlthätigkeit, mit Bezug auf die Stelle im Tobias: „Almosen retten vom Tode." An verschiedenen Stellen seines Briefes warnt er vor Geiz, und richtet seine besondern Vorschriften an die Aeltesten, an die Jünglinge, an die Jungfrauen der Gemeinde. Es sind keine besonders geistreichen originellen Gedanken, denen wir in diesem Briefe begegnen; vieles darin ist Reminiscenz aus paulinischen Briefen und andern Bibelstellen. Allein wir dürfen nicht vergessen, es war nicht das Geistreiche, das Pikante, was in solchen Briefen die Leser ansprach. Die Kirche jener Zeit bedurfte nicht sowohl der feinen Denker und der schmuckreichen Redner, als der glaubenstreuen und glaubenskräftigen Seelen, die sich zu opfern, die für ihren Glauben zu sterben wußten; sie bedurfte der charaktervollen, der mit aller Hingebung ihres Wesens liebenden Persönlichkeiten, und eine solche war Polykarp. Durch solche ist es der Kirche allein gelungen, sich aufrecht zu halten inmitten der Verfolgungen. Auch hier waren es nicht Theorien, nicht philosophische und theologische Systeme, es waren Ueberzeugungen, Gesinnungen, Thaten und Leiden, die aus diesen Gesinnungen hervorgingen, wodurch das Reich Gottes erbaut und gefördert wurde, wodurch es endlich den Sieg errang über die Reiche dieser Welt.

Wir übergehen die Namen der weitern Märtyrer, die außer Polykarp in dieser Verfolgung fielen; wir bemerken nur, daß sie sich über mehrere Städte Kleinasiens erstreckte, und daß sie wohl unter diesem Kaiser nie ganz aufhörte. Sieben Jahre nach ihrem Ausbruch ereignete sich zwar ein Vorfall, der den Kaiser auf andere Gedanken, in Absicht der Christen, gebracht haben soll; allein es fragt sich, wie weit dieser Nachricht zu trauen ist. Im Jahr 174 nämlich zog Mark Aurel wider die dem römischen Reich feindlichen Völkerstämme der Quaden, Sarmaten und Markomanen. In Pannonien, dem heutigen Ungarn, ward er von dem Feinde in eine quellenlose Gegend gelockt und eingeschlossen. Der Wassermangel, die drückende Hitze raffte einen großen Theil des Heeres hinweg. Schon gab dieses die Hoffnung des Sieges auf, als plötzlich ein Gewitter sich entlud, dessen furchtbare Gewalt den Feind in Unordnung brachte, zugleich aber auch schafften die reichen Regengüsse, von denen es begleitet war, dem durstenden

Heere des Kaisers die lang ersehnte Erquickung. Dieses an ein Wunder grenzende Ereigniß soll, so erzählen die christlichen Schriftsteller [9]), auf das Gebet einiger Christen, die sich im kaiserlichen Heere befanden, eingetreten sein; während die heidnischen Berichterstatter dieselbe Wirkung dem Gebet des Kaisers, Andere der Kunst eines im Heere sich befindlichen Zauberers Arnuphis [10]) zuschrieben. Zudem melden die christlichen Schriftsteller, der Kaiser habe von diesem Augenblick an, bei Todesstrafe verboten, die Christen weiter zu verfolgen [11]) und habe der Legion, auf deren Gebet hin das Gewitter sich erhoben, den Namen der Donnerlegion (legio fulminatrix) gegeben. — Nun kommt zwar allerdings unter den römischen Legionen eine Legion dieses Namens vor, allein bedeutend früher, als das erwähnte Ereigniß, so daß also die Herleitung ihres Namens von diesem Ereigniß als eine unbegründete dahin fällt. Was aber die Begebenheit selbst betrifft, so mag immerhin ein unerwartetes Gewitter jene für den Kaiser günstige Wendung der Dinge herbeigeführt haben, da sowohl heidnische als christliche Schriftsteller ihrer erwähnen; aber ob auf das Gebet der Christen, muß dahin gestellt bleiben, da nicht einmal sicher ist, ob und wie viele Christen sich in dem Heere des Kaisers befunden haben. Jedenfalls ist es unrichtig, daß das Ereigniß den Christenverfolgungen unter Mark Aurel ein Ziel gesetzt habe. Höchstens konnte es einen Stillstand bewirken; denn drei Jahre nachher (um 177) sehen wir eine neue Christenverfolgung in Gallien ausbrechen, in welcher besonders die jungen Gemeinden von Lyon und Vienne bedrückt wurden. Auch über diese Verfolgung haben wir Berichte von Zeitgenossen; Briefe dieser Gemeinden an die Brüder in Kleinasien und Phrygien [12]). Aus diesen geht hervor, daß die Christen in den Gegenden der Rhone von dem Pöbel gehetzt wurden wie das Wild. Aus den Häusern, aus den Bädern

9) Apollinaris, Bischof von Hierapolis. Euseb Kircheng. V, 5. Tertullian Apol. c. 5.

10) Dio Cassius (in den Excerpten des Xiphilinus) 71, 8. — Julius Capitolinus, Vita Marc Aurel. c. 24.

11) Das hierauf bezügliche Edict, dessen Tertullian erwähnt, und das sich hinter der ersten Apologie des Justin mitgetheilt findet, ist offenbar unächt

12) Bei Euseb Kircheng. V, 1. 2.

wurden sie zusammengetrieben, mit Schlägen mißhandelt, mit Steinen beworfen, zu Boden gerissen, in die Gefängnisse geschleppt, und nach tumultuarischem Verhöre hingerichtet. Es wird uns das Märtyrthum von Jünglingen, Männern, Frauen und Greisen erzählt. — Vettius Epagathus (so hieß der Jüngling) war, nach dem Ausdruck des Sendschreibens, überfließend von Liebe gegen Gott und den Nächsten; er wandelte in allen Geboten und Rechten des Herrn, untadelhaft und zu jeder Dienstleistung gegen den Nächsten unverdrossen, und da er voll göttlichen Eifers war, konnte er das ungerechte Verfahren gegen die Christen nicht länger erdulden. Er verlangte gehört zu werden; aber sein Geständniß, daß auch er ein Christ sei, reichte hin, ihn denen beizuzählen, die als Opfer fallen sollten. Dieß schüchterte die Schwachen unter den Christen ein, so daß ihrer zehn abfielen. Unter diesen befand sich auch eine Frau, Namens Biblias. Allein als sie falsches Zeugniß ablegen sollte gegen ihre ehmaligen Glaubensbrüder, da kehrte ihr der Muth wieder, und eher wollte sie alles erdulden, als mit einer Lüge ihr Leben erkaufen. Sie vollendete standhaft unter den Todesmartern. Eben so eine Dienstmagd, Blandina, bei welcher (wie der Bericht sagt) Christus zeigte, daß das, was bei den Menschen gering ist, bei Gott großer Ehre gewürdigt wird. Sie stand die heftigsten Folterqualen aus unter dem beständigen Bekenntniß: ich bin eine Christin, und bei uns geschieht nichts Böses. Man sparte sie den ausgesuchtesten Martern auf. Erst wurde sie an einen Pfahl gehängt, um von den wilden Thieren zerrissen zu werden; dann wieder losgebunden, noch einmal in's Gefängniß gebracht, nachher in einem Netze einem wilden Stier vorgeworfen und zuletzt erstochen. Auch der neunzigjährige Pothinus, Bischof von Lyon, ward vorgeführt. Als er von dem Statthalter gefragt wurde, wer der Christen Gott sei, antwortete er: „Wenn du es werth bist, so wirst du es erfahren!“ Auf diese trotzige Antwort ward er erbarmungslos zu Boden geworfen und auf alle Weise mißhandelt. Kaum noch athmend, ward er in's Gefängniß gebracht, wo er nach zwei Tagen seinen Geist aufgab. Auch denen, die verleugnet hatten, half ihre Verleugnung nichts; sie wurden gleichwohl hingerichtet und starben unter den Vorwürfen ihres Gewissens, während Jene mit Freuden „gleich einer geschmückten

Braut" ihrem Tod entgegen gingen. Unter den letztern werden uns auch noch Maturus, Sanctus, Attalus, ein Arzt Alexander und ein fünfzehnjähriger Jüngling Ponticus als Märtyrer genannt. Auch bei ihnen wurden die verschiedensten Marter versucht, um sie zum Abfall zu bewegen. Sie wurden erst den wilden Thieren vorgeführt, dann auf dem eisernen Stuhl durch Feuergluth gemartert und endlich erwürgt oder erstochen. Als Attalus gefragt wurde, was für einen Namen Gott hätte, antwortete er: „Gott hat keinen Namen wie ein Mensch." [13]) Die Leichen der Hingerichteten wurden den Hunden vorgeworfen und mit Gewalt ward den Christen jede Beerdigung der traurigen Ueberreste ihrer Brüder gewehrt. Sie wurden zu Asche verbrannt, und in die Rhone geworfen. „Sie sollen," spotteten die Heiden, „nicht einmal die Hoffnung der Auferstehung haben, darauf sie sich verlassen; nun wollen wir sehen, ob sie auferstehen werden, und ob ihnen ihr Gott helfen und sie aus unsern Händen erretten kann."

Unter den auf die Antoninen folgenden Kaisern Commodus, Pertinax, Didius Julianus, unter den Gegenkaisern Pescennius Niger in den Morgenländern, und Albinus in Gallien, so wie endlich in den zehn ersten Regierungsjahren des Septimius Severus, mithin in den letzten zwei Jahrzehnten des zweiten Jahrhunderts, genossen die Christen ziemlich Ruhe. Von einem einzigen Märtyrer Apollonius unter Kaiser Commodus wird uns berichtet, daß derselbe zu Rom sei hingerichtet worden, zugleich aber auch der Sklave, der ihn verrathen. — Hingegen brach bald mit dem Anfang des dritten Jahrhunderts, im Jahr 202, eine neue Christenverfolgung aus. — Ehe wir jedoch diese betrachten, werden wir in der nächsten Stunde noch einmal zu den Antoninen zurückkehren, um der innern Entwicklung des Christenthums in diesem merkwürdigen Zeitalter unsere Aufmerksamkeit zu schenken.

---

[13]) Die Welt will für alles Namen. Das war den Heiden am unausstehlichsten, daß die Christen nicht auch Götternamen hatten, wie die andern Religionen. Nun hätte Attalus wohl auch Gottesnamen aus dem alten und neuen Testamente nennen können; aber er glaubte damit das Christenthum zu profaniren. Ein gewisser Trotz liegt allerdings in dem Benehmen, aber der Rohheit seiner Dränger gegenüber, läßt sich dieser Trotz begreifen

Zehnte Vorlesung.

Innerer Zustand der Christenheit unter den Antoninen. — Die christlichen Apologeten. — Justin der Märtyrer. — Schilderung der christlichen Versammlungen zu seiner Zeit. — Seine Schriften und seine Theologie. — Die Gegner des Christenthums: Celsus und Lucian. — Aufgabe der Apologetik.

Das Zeitalter der Antonine, mit dem wir uns in der letzten Stunde beschäftigt haben, war in Beziehung auf das geistige Leben der Römer ein merkwürdiges Zeitalter. Es bildet in der Geschichte der römischen Litteratur eine neue Epoche. Schon Hadrian hatte zu Rom ein Athenäum gestiftet, eine Art von Akademie, an welcher vom Staate besoldete Dichter und Rhetoren öffentliche Vorlesungen hielten. Die beiden Antonine wollten in diesen Bestrebungen nicht zurückbleiben, sondern vielmehr auf der einmal eingeschlagenen Bahn der Bildung noch weiter fortschreiten. Nicht in Rom allein, sondern auch in den bedeutendern Städten Italiens, auch in Gallien und Afrika erhoben sich öffentliche Schulen mit besoldeten Lehrern, und besonders wurde unter Mark Aurel, der selbst den Namen des Philosophen trug, auch das Studium der Philosophie von Staatswegen gefördert. Rom war der Hauptsitz der stoischen Philosophie. — Es hatte dieß seine unverkennbaren Vortheile, aber auch seine eigenthümlichen Nachtheile. Die Wissenschaft, früher ein freies Erzeugniß des nach Wahrheit ringenden Geistes, wurde nach und nach zum zünftigen Gewerbe. Sie entfernte sich, indem sie sich ganz an das Griechenthum anschloß von dem volksthümlichen Boden und nahm einen treib-

hausartigen Charakter an. Die Vermittlung zwischen dem Fremden und dem Einheimischen, zwischen der Schule und dem Leben wurde immer mehr vermißt. Es war etwas Künstliches und Gemachtes in dieser Wissenschaft, was sich auch in Styl und Sprache der damaligen Schriftsteller ausdrückt, und wie die Kunst in Manier, so artete die Philosophie in Sophistik aus. Nicht alle trieben, wie Mark Aurel selbst, die Philosophie aus innerm sittlichen Antriebe, sondern die eitle Disputirsucht hatte großen Theil an den Bestrebungen der Philosophie, und daß diese Disputirsucht sich nun auch an das Christenthum wagte, daß sie alles aufbot, dasselbe als eine Religion des unwissenden Pöbels vorzustellen, kann uns nicht befremden.

Aber auch das Christenthum tritt in diesem antoninischen Zeitalter in ein neues Stadium. Es tritt aus der Verborgenheit der Secte mehr und mehr heraus an's Licht der Oeffentlichkeit; aus der Zeit der ersten Jugend thut es den Schritt in die Zeit des reifern Alters. Dadurch wurde auch seine Stellung zum Heidenthum und zum römischen Staatsleben eine veränderte. Hatte man bisher nur die Christen als Anhänger einer Lehre gekannt, die man kaum der Mühe werth hielt, näher zu untersuchen, so fingen jetzt die Gebildeten unter den Heiden an, sich auch um diese Lehre zu bekümmern, und namentlich hatten die Gnostiker dazu beigetragen, die Aufmerksamkeit der Philosophen auf die Mysterien dieser neuen Religion zu lenken. Jetzt wurden auch schon die geistigen Waffen geschmiedet, mit denen man das Christenthum zu bekämpfen suchte, während man es bisher nur mit den rohen Waffen der Gewalt verfolgt hatte. Aber auch die Art der Vertheidigung von Seiten der Christen wurde eine andere; sie nahm unwillkürlich eine mehr wissenschaftliche und philosophische Gestalt an. Ja, wir können auch das mit als einen Segen der Verfolgung ansehen, daß durch sie die geistige Kraft der Christen geweckt, daß sie zum Nachdenken über das eigenthümliche Wesen ihrer Religion und über die höchsten und letzten Gründe ihres Glaubens hingeleitet wurden.

Wenn der Apostel Petrus den ersten Christen schrieb: seid allezeit bereit zur Verantwortung jedermann, der Grund fordert der Hoffnung, die in euch ist (1 Petr. 3, 15), so

finden wir zwar, daß schon die ersten Märtyrer dieser apostolischen Mahnung nachzukommen suchten. Diese Verantwortung konnte ihrer Natur nach eine sehr einfache sein: mit Recht konnten sie sich auf ihr gutes Gewissen berufen, das schon vom Apostel als die heilige Macht bezeichnet wurde, die am erfolgreichsten die Verleumdungen der Gegner niederschlug. Indessen je verwickelter die Anklagen, je spitzer und schärfer die Pfeile wurden, die man gegen die Christen richtete, desto nothwendiger war auch, diesen Angriffswaffen Schutz- und Trutzwaffen ähnlicher Art entgegen zu setzen.

Wo das gute Gewissen des Einzelnen nicht mehr ausreichte, gegen boshafte Anschuldigungen und Verdrehungen sich mit Erfolg zu vertheidigen, da mußten eben die Begabtern, die in der Schule des Denkens und des gelehrten Kampfes Geübten in die Schranken treten und mußten als die Anwalte der verfolgten Unschuld das Wort führen im Namen der ganzen Gemeinde. Sie mußten, wollten sie mit Erfolg kämpfen, in gehöriger Form vor die Richterstühle treten, und den Sophismen der Gelehrten, wenn nicht ebenfalls Sophismen [1]), so doch einen Scharfsinn entgegen setzen, der dem ihrigen die Spitze bot. Auf diesem naturgemäßen Wege entwickelte sich, namentlich im Zeitalter Hadrians und der Antonine, die christliche Apologetik, d. h. die Wissenschaft oder noch besser die Kunst der Vertheidigung des Christenthums. Diese Vertheidigung konnte bald eine mehr juridische, bald eine mehr theologische und philosophische Gestalt annehmen. Sie konnte entweder formell das Unrechte und Ungesetzliche der Verfolgungen nachweisen, sie konnte den Schutz der Gesetze gegen die boshaften Verleumdungen anrufen, indem sie den Ungrund der den Christen schuldgegebenen Verbrechen dem Richter vor Augen legte; oder sie konnte auch weiter gehen und sich auf den Inhalt der christlichen Lehre selbst einlassen, wobei dann der Schritt aus der bloß vertheidigenden Stellung in die angreifende sich von selbst machte; denn wie sollte die Wahrheit und Göttlichkeit des Christenthums anders bewiesen und der Vorwurf der Gottlosigkeit, den man den Christen machte, anders abgewehrt werden, als dadurch, daß man eben

---

[1]) Obgleich dieß bisweilen auch der Fall war.

diesen Vorwurf den Gegnern zurückgab, daß man das Unvernünftige, das Unsittliche und Verkehrte des Heidenthums in ein grelles Licht stellte und dagegen das Gotteswürdige, das Erhebende, Bessernde, Tröstende des Christenthums hervorhob? — Beides geschah nun, und es dürfte nicht außer unserm Wege liegen, uns von dieser Vertheidigungsweise des Christenthums eine nähere Anschauung zu bilden.

Schon im Zeitalter Hadrians hatten einige Apologeten Schutzschriften für die Christen eingereicht. So Quadratus und Aristides, und auch unter den Antoninen werden uns die Namen eines Melito von Sardes, Miltiades, Claudius Apollinaris genannt. Wir sind aber nicht mehr so glücklich, ihre Werke zu besitzen, wir kennen nur noch einzelne Bruchstücke davon [2]). Dagegen besitzen wir noch zwei Apologien und noch andere Schriften ähnlichen Inhaltes von dem Manne, dessen Schicksal wir in der vorigen Stunde erwähnt haben, ich meine Justin den Märtyrer. Dieser Mann verdient es, daß wir einen Augenblick bei ihm verweilen [3]).

Justinus ist geboren zu Anfang des zweiten Jahrhunderts, um's Jahr 103 zu Flavia Neapolis (dem heutigen Naplus, dem ehmaligen Sichem in Samarien). Seine Eltern waren Griechen, die sich in Samarien niedergelassen hatten. Justin erzählt uns selbst, wie er, ein philosophisch gebildeter Denker, überall und in allen Schulen der Griechen die Wahrheit gesucht, sie aber nirgends gefunden habe. Erst wurde er Stoiker. Als er aber sah, daß ihn die stoische Weisheit in der Gotteserkenntniß nicht förderte, ja, daß sein eigener Lehrer dieselbe vernachlässigte, wandte er sich an einen Peripatetiker. Die erste Frage, die dieser an den wißbegierigen Schüler that, war die nach dem Lehrgelde, das er ihm

---

[2]) Bei Euseb Kircheng. IV, 3. 26. 27. V, 17.

[3]) Seine frühere Lebensgeschichte erzählt er uns selbst in seinem Gespräch mit dem Juden Trypho. Eine übersichtliche Darstellung giebt Karl Otto, zur Charakteristik des heil. Justinus, Philosophen und Märtyrers. Wien 1852. Desgl. Böhringer in seiner Kirchengesch. in Biographien. Bd. 1., auf welches Werk wir überhaupt in biographischer Hinsicht unsere Leser verweisen. Die ausführliche wissenschaftliche Bearbeitung von Semisch (Berlin 1840) verdient von denen beachtet zu werden, die sich noch gründlicher unterrichten wollen.

bezahlen wolle. Abgeschreckt von diesem Eigennutz, wandte er auch diesem Lehrer den Rücken und ging zu einem Pythagoräer. Dieser verlangte von ihm vor allen Dingen, daß er in der Mathematik etwas Außerordentliches leiste: denn nur auf diesem Wege sei es möglich, zur Erkenntniß des Uebersinnlichen zu gelangen. Als Justin seine Unwissenheit in dieser Wissenschaft gestand, wies ihn der Pythagoräer mit Verachtung von sich. Nun wollte er's mit den Platonikern versuchen. Seit kurzer Zeit hatte sich ein einsichtsvoller Mann dieser Secte an dem Orte seines damaligen Aufenthaltes niedergelassen. Justin genoß seinen Unterricht und machte große Fortschritte. Die Erkenntniß der übersinnlichen Dinge riß ihn hin und gab seinem Geiste einen höhern Schwung. In kurzer Zeit glaubte er ein Weiser geworden zu sein, und hoffte bald zum Anschauen Gottes zu gelangen, das diese Philosophie verheißt. Um diesen geistigen Prozeß zu beschleunigen, beschloß er, sich in die Einsamkeit zurückzuziehen, und da ganz den philosophischen Betrachtungen nachzuhängen; er wählte das Ufer des Meeres. Hier begegnete er einem Greise, aus dessen Angesicht Milde und Würde leuchteten. Er betrachtete ihn in stiller Ehrfurcht, ohne ein Wort zu sagen. Endlich entspann sich zwischen ihnen ein Gespräch über die unsichtbaren und ewigen Dinge. Justin hatte sich dem Greise als einen Philosophen, d. h. als einen Liebhaber der Weisheit und der Erkenntniß dargegeben. Der Greis aber wollte von ihm wissen, worein er das Wesen der Philosophie setze, und suchte ihn zu der Einsicht zu bringen, daß das bloße Wissen der göttlichen Dinge den Menschen nicht befriedigen könne, wenn diesem Wissen nicht ein Thun entspreche. Er suchte den Schulstolz in ihm niederzuschlagen und ihn vor allen Dingen zur Demuth hinzuleiten, ohne die der Mensch nimmermehr zur praktischen Erkenntniß des Guten und des Göttlichen gelange. Er bekannte sich endlich als Christ und wies auch den jungen Mann, den er während des Gespräches immer mehr lieb gewonnen, auf die Propheten, auf Christus und die Apostel. „Vor Allem aber," sagte er, „bete, daß dir geöffnet werde das Verständniß; denn niemand kommt zur Erkenntniß der Weisheit, wenn nicht Gott und sein Gesalbter ihm die Augen öffnen." Da brannte ein göttliches Feuer in der Seele Justins. Er fing an, die heili-

gen Bücher der Christen zu studiren, und überzeugte sich mehr und mehr, daß in ihnen und sonst nirgends die wahre Philosophie, die er suche, enthalten sei. Was ihn aber auch noch besonders günstig für das Christenthum stimmte, das war die todesmuthige Gesinnung der Märtyrer, die eben in den damaligen Verfolgungen so freudig für ihren Glauben in den Tod gingen. So, dachte er, sterben keine Bösewichter, keine Thoren, keine Schwärmer, und von nun an kannte er kein größeres Verlangen, als ein christlicher Philosoph zu sein und Andern zu dieser christlichen Philosophie zu verhelfen. Er behielt daher auch als Christ seine Philosophenkleidung und seinen Philosophenberuf bei, die ihm beide das Recht gaben, mit den Leuten Gespräche und Disputationen anzuknüpfen. So machte er, ohne daß ihn ein bürgerliches oder kirchliches Amt an einen festen Aufenthalt gebunden hätte, verschiedene Reisen, hielt sich bald in Palästina, bald in Aegypten (Alexandrien), bald in Kleinasien (Ephesus), zuletzt in Rom auf. Auf allen diesen Reisen war er bemüht, die irrenden, nach Wahrheit durstenden Gemüther zu dem Quell der ewigen Wahrheit hinzuleiten, aus dem er selbst geschöpft hatte, bis er endlich, wie wir schon früher gesehen, in Rom durch den cynischen Philosophen Crescens verfolgt, unter Mark Aurel den Märtyrtod litt (im Jahr 166). „Freudig und unerschrocken wie im Leben, zeugte er auch im Angesicht des Todes für die evangelische Wahrheit.“

Was seine beiden Apologien betrifft, so schrieb er die erste, größere derselben, unter Antonin d. Fr. um's Jahr 138 oder 139 und reichte sie dem Kaiser und seinen Adoptivsöhnen, dem jungen Mark Aurel und Lucius Verus ein. Vor allen Dingen zeigt Justin das Unbillige, Christen um des bloßen Namens willen zu verfolgen. „Die Vernunft,“ sagt er, „lehrt, daß die, welche fromm und Philosophen sein wollen (mit Anspielung auf die Namen Pius und Philosophus), auch allein der Wahrheit die Ehre geben müssen. Wie verträgt sich also damit, die Christen auf das bloße Gerücht hin, zu verurtheilen? Man wirft den Christen Atheismus vor; allein weit entfernt, den Glauben an Gott zu untergraben, sucht das Christenthum die Menschen aus der Gewalt der Dämonen zu befreien und sie zur Erkenntniß des wahren Gottes zu führen. Das haben schon die bessern der griechischen Weisen,

das hat schon Sokrates gewollt." Es ist eine schöne, nicht nur humane, sondern der paulinischen Lehre ganz entsprechende Idee, die bei Justin und den ältern Kirchenlehrern öfter wiederkehrt, daß auch Gott sich den Heiden nicht unbezeugt gelassen habe. „Die ewige, die göttliche Vernunft, der Logos," so lehrt Justin, „war als ein Samenkorn auch in der Heidenwelt vorhanden; aber das Christenthum hat erst diesen Samen zur vollen Reife gebracht. — Wir opfern, fährt Justinus fort, nicht den Bildern der Götter, die von Menschenhänden gemacht sind, sondern beten den wahrhaften Gott an, den uns Christus geoffenbart hat. Man hält uns freilich für Unsinnige, daß wir diesen Christus, der unter Pontius Pilatus gekreuzigt worden, nächst dem Vater göttlich verehren; allein sie würden nicht so reden, wenn sie das Geheimniß des Kreuzes erkennten! An den Früchten mag man es erkennen. Wir, die wir einst in Unzucht lebten, befleißigen uns der Keuschheit; die wir uns mit Zauberkünsten abgaben, haben uns dem guten, dem unerschaffenen Gott geweiht; die wir Geld und Besitz über alles liebten, geben jetzt, was wir besitzen, willig hin zum allgemeinen Besten und theilen jedem Dürftigen mit; die wir uns gegenseitig mordeten und befehdeten, und mit denen, die nicht zu unserm Volk gehörten, keine Gemeinschaft hatten, wir sind jetzt, nachdem Christus erschienen, ihre Tischgenossen geworden und beten für unsere Feinde. Die, welche uns mit Haß verfolgen, suchen wir gütig zu besänftigen und haben die gute Hoffnung, daß auch sie derselben Güter theilhaft werden, deren wir uns freuen." — Nun führt Justin in Weiterm die christliche Lehre aus und weist ihr Verhältniß zum Heidenthum nach. Er zeigt, wie auf der einen Seite das Christenthum nichts anders lehre, als was auch die Dichter und Weisen des Alterthums geahnt haben, wie es aber auf der andern Seite auch weit über die Weisheit des Heidenthums hinausgehe und frei sei von den Gebrechen, die dem Heidenthum anhaften. Dann geht er auf die Weissagungen des alten Testamentes ein und zeigt, wie sie in Christo erfüllt seien. Ja, nicht nur im alten Testamente, auch in den sibyllinischen Orakeln sieht Justin Hinweisungen auf Christus. Die sogenannten sibyllinischen Bücher, wie sie Tarquinius Superbus von jenem seltsamen Weibe gekauft hatte und wie sie seither als ein Heiligthum im capitolinischen

Tempel aufbewahrt wurden, waren im marsischen Kriege eine Beute der Flammen geworden. Allein später ward eine neue Sammlung angefertigt und zu verschiedenen Zeiten wurden dann unter dem Namen „sibyllinischer Orakel" Weissagungen aller Art ersonnen, theils von Juden, theils von Heiden, theils auch (im zweiten Jahrh.) von Christen selbst. Auf solche untergeschobene Weissagungen, denen man den Schein des Alterthums zu geben suchte, berief sich allerdings nun auch Justin und theilte hiemit den irrthümlichen Glauben seiner Zeit. Einen bewußten Betrug können wir ihm dabei schwerlich Schuld geben. Nicht nur aber geschriebene Weissagungen, wie sie das jüdische und heidnische Alterthum ihm bot, beachtete Justin. Selbst die stumme Natur verschließt für ihn eine christliche Symbolik. So entdeckt das gläubige Auge Justins überall das Kreuz des Herrn vorgebildet. „Betrachtet einmal," sagt er, „alles in der Welt, ob ihm nicht die Gestalt des Kreuzes aufgedrückt ist. Das Schiff mit den ausgespannten Segeln, der Pflug, womit die Erde bebaut wird, das menschliche Angesicht selbst oder der mit ausgestreckten Armen betende Mensch, rufen sie nicht alle das Bild des Kreuzes in die Seele?" — Wir können diese Symbolik belächeln; wir können auch die Schriftauslegung Justins und der alten Kirchenlehrer hie und da eine gezwungene nennen, die in der Bibel eben das findet, was sie will; allein wir dürfen nicht vergessen, daß das, was uns als willkürliche Spielerei erscheinen mag, in der Seele jener Männer eine tiefere psychologische, moralische Wahrheit hatte. Nehmen wir an, daß diese Vergleichungen nicht künstlich gesucht waren, sondern ungesucht sich ihrem ganz mit dem Bilde Christi erfüllten Geiste aufdrangen, und geben wir ferner zu, daß jede Offenbarung Gottes in der Natur wie in der Schrift ihre höchste und letzte Vollendung findet in der Offenbarung Gottes in Christo, so werden wir sagen, daß wenn sie es auch bisweilen im Einzelnen übel trafen, sie doch im Ganzen weit mehr vom Geist der Wahrheit geleitet waren, als die, welche mitten unter allen Zeichen und Bildern des Göttlichen blind sind für Alles, was auf eine höhere Verknüpfung der Dinge, auf ein tieferes Geheimniß des Lebens hinweist.

Ueberaus ansprechend und belehrend ist, was Justin am Schlusse seiner Apologie über die Gebräuche der Christen seiner Zeit und

über ihre Versammlungen uns meldet; besonders wenn wir es mit dem zusammenhalten, was wir früher aus dem Briefe des Plinius an den Trajan vernommen haben. — „Die, welche von der Wahrheit unserer Lehre überzeugt sind," sagt Justin, „und welche sich entschlossen haben, ihr gemäß zu leben, werden allervorderst zu Gebet, Fasten und Buße angehalten. Darnach führen wir sie an einen Ort, wo Wasser ist; da werden sie untergetaucht und getauft auf den Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heil. Geistes. So werden wir aus Kindern der Nothwendigkeit und der Unwissenheit Kinder der Erwählung, der (göttlichen) Wissenschaft und der Vergebung der Sünden. Die Taufe heißt uns auch Erleuchtung, weil unser Geist dadurch erleuchtet wird, das Göttliche zu erkennen. Nachdem wir so den gläubigen Bruder durch das Bad der Taufe gereinigt haben, führen wir ihn in die Versammlung der Brüder, die für ihn und die Christen aller Orten beten, daß Gott ihnen Erkenntniß schenken möge, und die Gnade, diese Erkenntniß durch einen frommen Lebenswandel zu bethätigen. Nach dem Gebete geben wir uns den Bruderkuß. Dann bringt der Vorsteher den Brüdern Brot und einen Becher mit Wasser und Wein; er bringt dafür Gott Gebet und Danksagung, wozu die anwesende Gemeinde ihr Amen spricht. Darauf reichen die Diakonen jedem Anwesenden von dem Brot und von dem mit Wasser gemischten Wein. Dieß nennen wir Eucharistie (Danksagung). An dieser Handlung dürfen nur die Gläubigen theilnehmen; denn wir empfangen solches nicht als gemeines Brot und gemeinen Trank; sondern wie mit Christus sich der Logos (das ewige Wort) verbunden hat, so sind wir belehrt, daß die durch Gebet gesegnete Nahrung für uns eine Speise des Lebens, daß sie Fleisch und Blut des fleischgewordenen Jesus sei. — Bei allen unsern Gaben loben wir Gott. — Am Sonntag aber kommen Alle aus Stadt und Land zusammen und lesen die „Denkwürdigkeiten der Apostel", (worunter Justin wahrscheinlich unsere Evangelien versteht), und eben so die Propheten (das alte Testament). Nachdem der Vorlesende zu lesen aufgehört, hält der Vorsteher eine Ermahnungsrede, dem nachzukommen, was gelesen wurde. Dann stehen wir Alle auf zum Gebet. Sodann wird (auf die oben beschriebene Weise) die Eucharistie gefeiert. Den Abwesenden bringen die Diakonen das gesegnete Brot und den ge-

segneten Kelch in's Haus. Die Reichern legen dann nach ihrem freien Willen etwas für die Armen zusammen und diese Collecte wird bei dem Vorsteher niedergelegt, der davon den Waisen, den Wittwen, den Dürftigen, den Fremdlingen mittheilt und überhaupt das Armenwesen besorgt. Wir versammeln uns aber am Sonntag, nicht darum allein, weil dieß der erste Tag ist, an welchem Gott die Welt erschaffen hat, sondern auch, weil unser Heiland an diesem Tage von dem Tode auferstanden ist."

So haben wir also hier schon die wesentlichen Elemente unsers christlichen evangelischen Gottesdienstes. Des Gesanges, dessen schon der Brief des Plinius erwähnt, wird zwar hier nicht ausdrücklich Erwähnung gethan. Dagegen haben wir, wie dort, die Sonntagsfeier, die Eucharistie, das gemeinsame Gebet und dann auch schon das Vorlesen eines Textes und den ersten Anfang zu einer christlichen Predigt, die, wie es scheint, nur in einfachen Ermahnungen bestand; überdieß die Haus- oder Kranken-Communion und die Sitte, das Almosen in der Kirche zu sammeln; nichts dagegen von all den Ceremonien und dem Gepränge, das später in die Kirche eindrang. Es sind die feinsten Lineamente und Umrisse einer ächt christlichen Liturgie, wie sie unserer reformirten Kirche am nächsten kommt.

Die zweite Apologie Justins, unter Mark Aurel eingegeben (zwischen den Jahren 161—66), wurde durch das ungerechte Verfahren eines römischen Statthalters, Urbicus, herbeigeführt. Eine römische Frau, die bisher mit ihrem heidnischen Manne ein zügelloses Leben in heidnischer Weise geführt hatte, war durch einen Christen, Namens Ptolemäus, bekehrt worden. Von da an suchte sie auch ihren Mann zu bekehren: allein dieser wies jede derartige Zumuthung zurück, und als die Frau endlich auf Scheidung drang, wurde sie von ihm als Christin verklagt und auch ihr Lehrer und Bekehrer Ptolemäus, so wie noch ein anderer Christ, Lucius, der sich des Ptolemäus annahm, wurden in den Prozeß hineingezogen, der mit ihrem Tode endete. — Justin, über diese Gewaltthat entrüstet, setzte nun seine Vertheidigungsschrift auf, worin er einiges von dem, was er in der ersten Apologie gesagt, in anderer Wendung wiederholt. Es würde uns das Eingehen auf die einzelnen Beweise zu weit führen. Wir lassen auch die übrigen Schriften,

von denen einige mit Recht, andere mit Unrecht dem Justin zugeschrieben werden, hier unberührt. So seine Strafrede an die Heiden, seine Schrift über die Auferstehung u. a. Nur einer Schrift müssen wir noch erwähnen, weil sie uns zeigt, wie Justin nicht nur gegen die Heiden, sondern auch gegen die Juden, die ihm von seinem Aufenthalt in Samarien und Palästina bekannt waren und ihm wohl auch ganz besonders am Herzen lagen, die Wahrheit des Christenthums zu vertheidigen suchte. Es geschieht dieß in dem Gespräch mit dem Juden Trypho[4]). Diesen Juden hatte der durch Bar Cochba erregte Krieg unter Hadrian aus Palästina vertrieben und zuletzt nach Ephesus gebracht, wo er mit Justin zusammentraf und mit ihm in ein Religionsgespräch verwickelt wurde, dessen Inhalt uns die genannte Schrift wiedergiebt. Es ist kaum wahrscheinlich, daß das Gespräch gerade in der Form und in der Folge gehalten worden ist, wie wir es noch besitzen; aber immer läßt sich annehmen, daß die Hauptgedanken der Schrift auf einer oder auch mehrern wirklichen Disputationen beruhen, die Justin mit diesem oder auch mit andern Juden gehabt und dann für den Leser in dieser Form zusammengestellt hat. In diesem Gespräch mit Trypho hebt Justin die Vorzüge des Christenthums vor dem Judenthum nachdrücklich heraus, indem er zeigt, wie die Gerechtigkeit nicht aus dem Gesetz, sondern durch den Glauben an Christum komme, auf den die Propheten hingewiesen und wie alles überhaupt im alten Testament vorbildlicher Natur sei. Auch hier überläßt er sich bisweilen jener willkürlich phantastischen Schriftdeutung, von der auch in den Apologien Beispiele vorkommen. So müssen die zwölf Schellen am Kleide des Hohenpriesters ein Vorbild sein der zwölf Apostel; denn es stehet geschrieben: ihr Schall gehet aus in alle Welt (Ps. 19, 5. Röm. 10, 18), und ähnliches der Art mehr. Wir müssen uns aber auf den Standpunkt der unter den Juden üblichen Schrifterklärung versetzen, um begreiflich zu finden, wie solche Beweise wirklich eine Art von Beweiskraft haben konnten. Es lag dem christlichen Apologeten weniger daran, auf den nächsten geschichtlichen Sinn der einzelnen Schriftstellen einzugehen, als vielmehr auffällige Beziehungen

---

[4]) Ins Deutsche übersetzt von N. von Brunn. Basel 1822.

heraus zu finden zwischen dem alten und neuen Testament; ein Beginnen, an welchem allerdings Phantasie und Witz eben so viel Antheil hatten, als der nüchterne Verstand. Worauf aber Justin in dieser Schrift besonders ausgeht, ist das, zu zeigen, daß nicht nur durch die einmalige Ankunft Christi im Fleisch die Weissagungen der Propheten erfüllt seien, sondern daß noch eine zweite Ankunft bevorstehe, die zum Gericht, wobei er auch wieder zu seltsamen Beweisen seine Zuflucht nimmt[5]). Nachdem er dann noch überhaupt seinem jüdischen Gegner die Hauptlehren des christlichen Glaubens auseinandergesetzt, unter beständiger Hinweisung auf das alte Testament, spricht er sich mit froher Zuversicht dahin aus, daß, wie man auch immer die Christen verfolgen möge, sich doch ihre Zahl vermehren werde, gleich wie die Rebe neue Schosse treibt, jemehr man sie zurück schneidet. Der von Gott gepflanzte Weinstock ist das Volk Gottes; das wahre Volk Gottes aber, das geistliche Israel sind die Christen.

An Justin den Märtyrer reihen sich dann noch im Zeitalter der Antonine oder bald nachher mehrere Apologeten an, wie ein Tatian, ein Athenagoras, ein Theophilus von Antiochien, deren Schriften für den Theologen von dem höchsten Interesse sind, von denen es aber schwer sein dürfte, hier ein genügendes Bild zu geben. Dasselbe Zeitalter brachte uns aber nicht nur gelehrte Vertheidigungen des Christenthums, sondern, wie schon bemerkt, auch die Gegner traten jetzt mit Schriften hervor, in denen sie bald mit Ernst, bald mit Spott und mit Satyre die neue Religion angriffen. Wir begnügen uns mit zweien, mit Celsus und Lucian. Der erstere, den die Einen für einen Epicuräer, die Andern für einen Platoniker ausgeben, bekämpfte um die Mitte des zweiten Jahrhunderts die Lehre der Christen in einer Schrift, die er die „wahrhafte Belehrung" (ἀληθὴς λόγος) betitelt. Wir haben diese Schrift nicht mehr und kennen sie nur aus der Widerlegung des großen Kirchenlehrers Origenes, auf den wir später werden zu reden kommen. So viel wir aus dieser Widerlegung

5) So müssen z. B. die beiden Böcke, wovon der eine die Sünden in die Wüste wegtrug, der andere geopfert wurde, Vorbilder der beiden Ankunften Christi sein.

erkennen, hatte Celsus sehr schiefe und unvollkommene Begriffe vom Christenthum und vermengte dasselbe — ob absichtlich oder unabsichtlich, bleibt dahin gestellt — mit den Lehrsätzen der Gnostiker, deren Extravaganzen er den Christen überhaupt aufbürdet. — Er verspottete die Geschichten des alten, wie des neuen Testamentes als elende Mährchen und namentlich war ihm bei seiner epicuräischen Gesinnung die Idee eines um die Menschen sich mühenden, zu den Menschen sich herablassenden, eines zürnenden wie eines liebenden Gottes höchst anstößig. Gott kümmere sich, meinte er, um die Menschen eben so wenig, als um die Affen und Fliegen. Auch die Sünderliebe des Heilandes machte er lächerlich, so wie die Hoffnungen der Christen auf ihn. — Bei allem Spotte, in den sich Celsus ergießt, scheint er das Christenthum leidenschaftlich gehaßt zu haben. Nicht eben so **Lucian** von Samosat (um's Jahr 180). Lucian bestritt das Christenthum nicht etwa — wie das wohl Andern begegnet — aus heidnischem Fanatismus; er sah nicht in den Christen die Zerstörer der ehrwürdigen alten Religion. Im Gegentheil wetteiferte er mit ihnen in der Bekämpfung der alten Mythologie, indem er über diese bekanntlich seinen ganzen Spott ausgoß. Man hat Lucian den Voltaire seiner Zeit genannt[6]), und in der That war er Religionsspötter nach allen Seiten hin; wenn auch sein Spott **harmloser** sein mochte, als der des Philosophen von Ferney. Kein Christ hat die alten Gottheiten der Heiden so lächerlich gemacht, als Lucian in seinen „Göttergesprächen", und eben so wenig verschont seine Geißel die alten Philosophen und ihre Lehre. Er zeigt also das Ungenügende des Heidenthums **ganz** im Interesse der Christen: in der **Negation** stimmt er mit ihnen überein. Aber weil er gewohnt war, die Dinge von ihrer lächerlichen Seite zu betrachten, so sah er auch in der christlichen Religion nur eine Art von Aberglauben, und zu dem bot ihm das auffallende, mit den Sitten der Welt so sehr contrastirende Benehmen der Christen Stoff genug zur Satyre. In seinem „**Peregrinus Proteus**", einem historischen Roman, den bekanntlich Wieland neu bearbeitet hat, schildert Lucian uns

---

[6]) Er war **Wielands** Lieblingsschriftsteller, der ihn auch trefflich übersetzt hat.

einen abenteuerlichen Philosophen, einen Cyniker, der früher Christ gewesen, aber wegen einer verbotenen Speise, die er genossen, von den Christen aus ihrer Gemeinschaft ausgestoßen worden sei, und der nach einem schändlichen Lebenswandel zuletzt seiner Narrheit die Krone aufsetzte, indem er in der Stadt Olympia, wo einst die berühmten Spiele gefeiert wurden, im Beisein einer großen Volksmenge sich selbst verbrannte, um, wie Herkules auf dem Oeta, zu sterben. — Dieß soll im ersten Jahre der 236. Olympiade oder im Jahr 165 unserer Zeitrechnung geschehen sein. Wie viel Wahres an der Geschichte des Peregrinus Proteus und seiner Selbstverbrennung sein mag, haben wir hier nicht zu untersuchen. Jedenfalls erzählt Lucian die Geschichte in einem spottenden Ton; sein Spott gilt zunächst nicht den Christen, sondern den cynischen Philosophen, die er auf's Unbarmherzigste persiflirt. Nur im Vorbeigehen macht er sich auch über die Christen lustig; namentlich muß ihre Leichtgläubigkeit und Gutmüthigkeit seinem Witze zur Zielscheibe dienen; er spottet darüber, wie sie den nächsten besten Abenteurer, der sich ihnen als Bruder dargiebt, mit Wohlthaten überhäufen und nachher von ihm geprellt werden. Unter anderm kommt über die Christen folgende Stelle vor: „Diese armen Leute haben sich in den Kopf gesetzt, daß sie mit Leib und Seele unsterblich seien und in alle Ewigkeit leben werden, daher verachten sie den Tod und viele unter ihnen suchen ihn freiwillig auf. Außerdem hat sie ihr erster Gesetzgeber überredet, daß sie alle unter einander Brüder seien, wenn sie nur erst uns verlassen und die griechischen Götter verleugnet haben und ihren gekreuzigten Sophisten anbeten und nach seinen Vorschriften leben; daher verachten sie auch alles ohne Unterschied, und wenn irgend ein schlauer Betrüger zu ihnen kommt, der die rechten Schliche weiß, so wird er in kurzer Zeit auf ihre Unkosten reich und verlacht die einfältigen Leute.“ — In den übrigen Schriften Lucians finden sich höchstens Anspielungen auf die Christen. So erwähnt er ihrer nur im Vorbeigehen in seiner Geschichte des falschen Propheten Alexander Abonoteichos, dessen Charlatanereien und vorgebliche Wunder er lächerlich macht. Eben so erklärt er sich gegen den Wunderglauben überhaupt und den seiner Zeit insbesondere in seiner Abhandlung: „wie man die Geschichte schreiben müsse“, worin

sich übrigens viel gute und gesunde Ideen finden und worin er die Sünden und Unarten schlechter Historiographen nach Verdienen züchtigt. Eine boshafte Anspielung auf die biblischen Wunder kann ich in dieser Schrift kaum finden, obgleich man aus seiner ganzen Gesinnungsweise abnehmen kann, daß ihm auf seinem Standpunkte auch die biblischen Wunder als Mährchen und Abenteuerlichkeiten erscheinen mußten.

Ob Lucian die christlichen Vertheidigungsschriften kannte, läßt sich nicht mit Sicherheit ermitteln. Schwerlich würde er durch sie auf andere Gedanken gebracht worden sein. Die Vertheidigungsschriften konnten nur bei denen Eingang finden, die zu einer ruhigen Prüfung der Wahrheit gestimmt waren und die ihr vor allem eine religiöse Empfänglichkeit entgegen brachten. Weit mehr haben jene Werke nach innen als nach außen gewirkt. Sie haben die Christen selbst veranlaßt, über die Gründe ihres Glaubens nachzudenken; sie haben die ersten Bausteine gelegt zum Gebäude der christlichen Theologie; sie haben den schönen Versuch gemacht, Glauben und Denken, Philosophie und Christenthum miteinander zu vermitteln, und in dieser Beziehung ist ihr Studium noch immer von unschätzbarem Werthe. Während die Schriften der Spötter jetzt nur noch der geschichtlichen Merkwürdigkeit wegen gelesen werden, lassen sich aus den christlichen Apologeten noch immer eine Menge von christlichen Lebensanschauungen und Zeugnisse von innern Lebenserfahrungen gewinnen, die ihren ewigen Gehalt, ihre ewige Bedeutung haben für das einfache Christengemüth wie für den tiefsten christlichen Denker; auch auf die Gefahr hin, daß manche der einzelnen Beweise, die sie zur Stützung ihres Glaubens vorgebracht haben, nicht als stichhaltig sollten erfunden werden. Das Christenthum (mit dieser Bemerkung möchte ich die heutige Vorlesung schließen) hat von Anfang darauf verzichtet, durch andere Beweise gehalten zu werden, als durch den Beweis des Geistes und der Kraft[7]). Mit andern Worten: es beweist sich jedem durch sich selbst; innerlich durch den Lebensgeist, der es beseelt und der unserm Geiste sich als göttlich bewährt und bezeugt, je

---

7) *Οὐκ ἐν πειθοῖς ἀνθρωπίνης σοφίας λόγοις, ἀλλ' ἐν ἀποδείξει πνεύματος καὶ δυνάμεως.* 1 Cor. 2, 4.

mehr wir in seine Tiefen eingehen; äußerlich durch die Lebenskraft, womit es den natürlichen Menschen umwandelt in einen Menschen Gottes, und die Welt der Sünde in ein Gottesreich der Liebe. Von diesem täglichen Wunder aus sind alle geschichtlichen Wunder, von dieser täglich sich erfüllenden Gnadenverheißung aus auch die geschichtlichen Verheißungen und Weissagungen zu würdigen, und wenn auch nicht zu begreifen, doch zu verstehen, soweit ein Verständniß in solchen Dingen gegeben ist. Die oberste Regel aller Apologetik ist die, welche der Herr selbst gegeben hat: So jemand will den Willen dessen thun, der mich gesandt hat, der wird inne werden, ob meine Lehre von Gott sei oder ob ich von mir selbst rede (Joh. 7, 17). — Wenn wir den verschiedenen historischen Fäden nachgehen, durch welche die Verbindung der Welt mit dem Christenthum eingeleitet wurde, so können wir allerdings auch äußere, mitunter sogar zufällige Ursachen anführen, die zu diesen Bekehrungen mitwirkten. Wir können aufmerksam werden auf den innern Verfall des Heidenthums, auf den Hang der Menschen zum Neuen, zum Wunderbaren, auf die Macht des Beispiels und ähnliches; aber was sich auf diesem zufälligen Wege zusammengefunden, das würde auch eben sobald wieder zerstoben sein, wäre es nicht zusammengehalten worden durch ein mächtiges Band der Wahrheit, das stärker war als die auflösenden und zerstörenden Kräfte. — Eben so, wenn wir die einzelnen Beweise erwägen, welche die Vertheidiger zu Gunsten des Christenthums aufführten, und sie mit den Einwürfen vergleichen, die von gegnerischer Seite gemacht wurden, so werden wir kaum sagen, die Bündigkeit dieser Beweise sei es, welche die Gegner auf immer aus dem Felde geschlagen hätte. Wir sehen sogar, daß die Apologien eines Justin und Anderer einen sehr geringen äußern Erfolg hatten; man legte sie, wenn sie je wirklich an Adresse gelangt sind, ad acta, und die Verfolgungen dauerten fort, nach wie vor. Das Christenthum hat sich — das ist das Resultat unserer Betrachtung, und davon ist gerade Justin der Märtyrer ein sprechender Zeuge — seine Wege selbst gebahnt durch die innere Macht seines Wesens, indem es sich an den Gemüthern bewährte als eine beseligende Gotteskraft, und alles was von dieser Kraft zeugt, sei es in Wort, in Schrift, in

That, das haben wir anzusehen als einen Beitrag zu den Beweisen seiner ihm inwohnenden Wahrheit und Göttlichkeit, die kein Spott der Witzigen wegspotten, kein Scharfsinn der Klugen wegdisputiren, keine Gewalt der Machthaber unterdrücken kann.

Eilfte Vorlesung.

Die Bestreitung der Irrlehre. — Irenäus. — Der Osterstreit. — Montanus und die Montanisten. — Die Monarchianer.

Wir haben das letztemal die Vertheidiger des Christenthums, besonders Justin den Märtyrer und dann die schriftlichen Gegner desselben, einen Celsus und Lucian betrachtet, und haben gesehen, wie die geistigen Kräfte des absterbenden Heidenthums und des aufblühenden Christenthums angefangen haben, sich aneinander zu reiben und aneinander zu messen, wie der heidnischen Litteratur und Philosophie gegenüber, die in dem antoninischen Zeitalter ihre besondere Pflege fand, eine christliche Litteratur und Philosophie aufkam, die ihr die bisherige Herrschaft streitig machte. Jetzt wenden wir uns dem Innern der Kirche selbst zu. Wir haben früher gesehen, wie schon unter Hadrian sich auch innerhalb der christlichen Kirche Gegensätze gebildet hatten zwischen dem ebionitischen und dem gnostischen Christenthum, zwischen der jüdischen und der heidnischen Richtung, die beide das Christenthum zu verunstalten drohten. Wie nun gegen die Angriffe von außen Männer aufstanden, die die Wahrheit des Christenthums gegen Heiden und Juden vertheidigten, die Apologeten, mit denen wir uns in der vorigen Stunde beschäftigt haben, so fehlte es auch nicht an Solchen, welche der Irrlehre, die in der Kirche immer kühner aufzutauchen begann, sowohl die Autorität dieser Kirche, als die des göttlichen Wortes, auf der die Kirche ruht, entgegensetzten. Unter diesen Säulen der kirchlichen Rechtgläubigkeit ragt besonders

ein Mann im Zeitalter der Antonine hervor, der durch sein Werk, das er der falschen Gnosis entgegensetzte, sich einen berühmten Namen in der christlichen Theologie erworben hat. Es ist Irenäus mit seinem Werke gegen die Ketzereien (adversus haereses). Indessen ist es nicht der Schriftsteller und am wenigsten der Streittheologe allein, den ich Ihnen in der Person dieses Mannes vorführen möchte, sondern es ist auch sein edler, einfacher Charakter, sein bei aller Entschiedenheit friedliebender Sinn, wodurch er sich uns empfiehlt. Irenäus hat für die Kirchengeschichte schon darum eine große Bedeutung, weil er durch seine Erscheinung die Vermittlung bildet zwischen dem christlichen Morgen- und Abendlande. Mit dem einen Fuß steht er in Kleinasien, mit dem andern in Gallien, und so sind uns auch seine Schriften theils in griechischen Bruchstücken, großentheils aber in lateinischer Sprache aufbewahrt.

Irenäus ist geboren um's Jahr 140. Wo? wissen wir nicht, sein Name (etwa unserm „Friedrich" entsprechend) deutet jedenfalls auf griechischen Ursprung. In Smyrna saß er zu den Füßen des uns schon bekannten Bischofs Polykarp und nahm den ganzen Eindruck dieses würdigen Mannes in sein jugendliches Gemüth auf. „Ich schrieb, was ich hörte", sagt er selbst, „nicht auf Papier, sondern in meinem Herzen nieder und stets bringe ich es durch die Gnade Gottes wieder in frische Erinnerung." Ob Polykarp seinen Schüler Irenäus selbst nach Gallien verpflanzt, oder ob dieser von sich aus dahin gegangen, wissen wir nicht. Genug, wir finden ihn nach der Mitte des zweiten Jahrhunderts in Lyon. Erst wurde er Presbyter, später nach dem Märtyrtode des Bischofs Pothinus, dessen wir bei der Verfolgung unter Mark Aurel gedacht haben, Bischof der Gemeinde im Jahr 178. Von Lyon aus leitete er dann auch die übrigen Gemeinden Galliens mit großer Weisheit und Hingebung. Aber auch auf die Kirche im Großen und Ganzen, auf die katholische Kirche, wie wir von nun an im Unterschied von den häretischen Parteien sie nennen, hat er durch seinen Einfluß gewirkt. Sein umfangreiches Werk gegen die Ketzer oder die falschen Gnostiker enthält freilich manches, was unserm Geschmack und unserer Denkweise nicht mehr zusagen möchte; allein die Gesinnung, die daraus hervortritt, ist eben die einer auf

dem Grunde des göttlichen Wortes und der kirchlichen Ueberlieferung ruhenden praktischen Frömmigkeit. Durch innige Liebe zu Gott und dem Göttlichen und durch eigene Uebung der Frömmigkeit, das war seine Grundüberzeugung, gelangen wir besser zur Erkenntniß Gottes, als durch alle Philosophie; denn, spricht Irenäus mit Paulus, das Wissen bläset auf, aber die Liebe bessert (1 Cor. 8, 1). Alle unnützen, bloß speculativen Fragen nach der ewigen Zeugung des Sohnes Gottes aus dem Vater, nach der Zeit vor der Weltschöpfung und Aehnliches weist daher der glaubensnüchterne Mann mit entschiedenem Unwillen, sogar oft mit derber Ironie zurück; um so fester hält er an den einfachen Grundlehren des christlichen Bekenntnisses von der Offenbarung Gottes in Christo; Christus ist ihm das Unsichtbare des Vaters, wie es für uns in die Sichtbarkeit heraustritt, gleichsam das uns zugekehrte Angesicht Gottes. Er ist ihm der Gottmensch, der Göttliches und Menschliches, das durch die Sünde in uns getrennt ist, in sich zusammengeschlossen und vereinigt, und der auf jeder Lebensstufe das vollkommene Bild der Menschheit in göttlicher Verklärung dargestellt hat. Er ist geworden was wir sind, damit wir würden was er ist, und durch ihn zu Gott kommen. So ist er den Kindern ein Kind geworden, damit er die Kinder heiligte, den Jünglingen ein Jüngling, den Männern ein Mann, um so jedem Alter seine Weihe zu geben. Hat er doch für alle sein Leben gelassen! Der Reinste unter Allen starb er für die Menschheit; sein Leiden war das Reinigungsmittel für die ganze Welt, welche ohne diese Erlösung zu Grunde gegangen wäre. Nicht mit Gewalt, sondern durch die bessere Ueberzeugung [1]), die er in den Gemüthern gründete, hat er die Menschen losgekauft aus der Knechtschaft, in die sie durch die Sünde gerathen waren. Weiter grübelt Irenäus nicht über das Geheimniß der Erlösung. Er hält sich an die große Thatsache der göttlichen Liebe, die bezeugt ist durch die Geschichte und die sich innerlich bezeugt in den Herzen der Gläubigen. Besonders eindringlich redet Irenäus von der christlichen Gemeinschaft, von der Kirche. Wo die Kirche ist, da ist der Geist Gottes, und umgekehrt, wo der Geist Gottes ist, da ist auch die wahre Kirche. Diese Gemeinschaft vollzieht sich durch die heilige Taufe und

[1]) — Secundum suadelam (adv. haer. V, I.)

das heilige Abendmahl. „Wie aus dem trockenen Weizen", sagt unter anderm Irenäus, „nicht ein Brot oder ein Teig werden kann, ohne die hinzukommende Feuchtigkeit, so konnten auch wir Alle nicht Eins werden in Christo ohne das Wasser, das vom Himmel ist; und wie die dürre Erde keine Früchte bringt, wenn sie keine Feuchtigkeit empfängt, so würden auch wir, die wir von Natur dürres Holz sind, nie Frucht des Lebens bringen, ohne den (befruchtenden) Regen, der sich frei vom Himmel ergießt, denn unsere Leiber haben durch die Taufe, unsere Seelen aber durch den Geist jene Gemeinschaft mit dem unvergänglichen Wesen empfangen." [2]) — So sieht Irenäus auch im heil. Abendmahle eine reelle Lebensmittheilung Christi an die Seinen, und zugleich schließt ihm dieses heilige Mahl eine geheimnißvolle Kraft in sich, durch die unser Leib zum Auferstehungsleibe zubereitet wird. Christi Fleisch und Blut verwandelt sich so in unser Wesen, daß unsere Leiber dadurch unsterblich werden. — Man kann diese Vorstellung des Irenäus von der Wirksamkeit der Sacramente eine mystische nennen, und zwar ist seine Mystik nicht nur eine ideale, welche das Höhere und Göttliche über dem Sichtbaren hält, und vermöge des ahnenden Gedankens vom Sichtbaren zum Unsichtbaren aufsteigt, sondern sie ist eine reale Mystik, welche das Ewige im Zeitlichen, das Uebersinnliche im Sinnlichen, das Geistliche im Leiblichen nicht nur angedeutet, sondern vollkommen verwirklicht sieht. — Man hat sich in neuerer Zeit oft an diesem Realismus der Kirchenväter gestoßen; man hat ihnen eine Kraßheit der religiösen Vorstellungen zugemuthet, die oft mehr in dem unbehülflichen Geiste der Kritiker, als in ihnen selbst ihren Sitz hatte. Allerdings war die Denkweise der Väter von göttlichen Dingen massiver und handgreiflicher, als die unsrige, aber sie war auch kernhafter und gedrungener, als das zerflossene und verschwommene Denken, das man oft als das Geistige und Ideale bezeichnet. — Wir werden die mehr vergeistigende und idealisirende Richtung auch noch kennen lernen; sie hatte gleichfalls ihre Berechtigung und so fand sie auch ihre Vertreter in der alten Kirche; aber es mußte auch ein Gegengewicht da sein, wenn die Substanz der christlichen Wahrheit nicht in ein bloßes Gedanken-

---

[2]) Ebend. III, 17.

bild verflüchtigt werden sollte. Da wo unsere Reflexion zwischen Bild und Sache trennt, da bemächtigte sich der alte Glaube des Geheimnisses leibhaftig, er schaute es mit geistig=leiblichem Auge, griff es mit geistig=leiblichen Händen. Dabei lag allerdings auch die Gefahr nahe, wenn die geistige Spannkraft nachließ, in das Leibliche zu versinken und dem Aberglauben anheim zu fallen, wie dieß gerade mit den Sacramenten der Fall war, die häufig nicht nur als Gnadenmittel und Gnadenpfänder, sondern recht eigentlich als die realen Gnadengüter selbst schon in ihrer Aeußerlichkeit festgehalten und zu abergläubischem Werke mißbraucht wurden. Aber eben die besonnenen Lehrer, unter die wir namentlich unsern Irenäus zählen, wußten dann wieder sehr gut diesen Mißbrauch abzuwehren und den gefährlichen Ueberschritt aus dem Mystischen in das Magische, aus dem Geheimnißvollen in das Zauberhafte, aus dem Thatkräftigen in's Mechanische zu vermeiden. Und so darf nicht ohne weiters auf die Rechnung der Kirche und ihrer Lehrer gesetzt werden, was der kirchliche Unverstand zu allen Zeiten mißdeutet und mißbraucht hat.

Von seiner praktischen Weisheit hat uns Irenäus eben so schöne Spuren hinterlassen, als von seiner praktischen Frömmigkeit. Wir sehen ihn auftreten in zwei Streitigkeiten, die damals die Kirche bewegten, und von denen wir nun zu reden haben. Die eine dieser Streitigkeiten bezog sich auf etwas Aeußerliches, nämlich auf die Zeit der Osterfeier; die andere auf die Erscheinung einer Secte, die unter dem Namen der montanistischen Secte in der Kirche vorkommt.

Reden wir zuerst von dem Osterstreite. Wir haben schon früher, als wir von dem Stifter der christlichen Kirche redeten, gezeigt, wie er absichtlich keine liturgischen (gottesdienstlichen) Verordnungen hinterlassen, mit Ausnahme der Einsetzung des heiligen Abendmahls und der heiligen Taufe. So hat ja auch Christus nicht einmal die Sonntagsfeier förmlich eingesetzt und auch von den Aposteln finden wir darüber keine bestimmte Verordnung (vgl. Vorl. 7, S. 120); sondern allmälig löste sich der Sonntag, der bald in der ersten Kirche zur Erinnerung an die Auferstehung Christi gefeiert wurde, vom jüdischen Sabbath ab, und wurde dann als der eigentliche gottesdienstliche Tag der Christen gefeiert, und

zwar nicht gefeiert als Sabbath, sondern als erster Tag der Woche und besonders als Auferstehungstag des Herrn, wie wir das neulich von Justin dem Märtyrer vernommen haben. — Eben so wenig als Christus den Sonntag für die Woche einsetzte, eben so wenig hat er Fest- oder Feiertage für das Jahr eingesetzt. Darin unterscheidet sich gerade der neue Bund vom alten, daß während dieser eine von Jehovah eingesetzte Festordnung hatte, das Christenthum als ein immerwährender Sabbath, als ein immerwährendes Fest gefaßt wurde, das an keine Zeit und an keinen Ort gebunden ist. Die Judenchristen schlossen sich, in Absicht auf die gottesdienstliche Zeit, an die jüdischen Feste an, und gerade diese jüdischen Feste hatten durch die großen Thatsachen des Christenthums eine Wendung erhalten, die sie von selbst zu christlichen Festen stempelte. So wurde Christus, der ja gerade zur Zeit des jüdischen Oster- oder Passahfestes hingerichtet wurde, vom christlichen Glauben aufgefaßt als das rechte Osterlamm, und so oft hinfort die Christen jenes alttestamentliche Fest feierten, so erinnerten sie sich wohl an die Worte des Apostels: „Wir haben auch ein Osterlamm, das ist Christus für uns geopfert. Darum lasset uns Ostern halten nicht im alten Sauerteig, auch nicht im Sauerteig der Bosheit und Schalkheit, sondern im Süßteig der Lauterkeit und der Wahrheit." (1 Cor. 5, 7).

An die althergebrachte jüdische Sitte, das Osterfest jeweilen an einem bestimmten Monattage des jüdischen Kalenders, am 14. Nisan (zur Zeit des Frühlingsvollmondes) zu halten, schlossen sich auch die kleinasiatischen Gemeinden an, während die Abendländer, hierin unabhängiger vom Judenthum, wahrscheinlich im Anfang gar keine Jahresfeste feierten, sondern sich begnügten, jeden Sonntag sich an die Auferstehung des Herrn zu erinnern. Daneben zeichneten sie noch den Mittwoch und Freitag als heilige Wochentage aus, an denen sie sich an den von den Pharisäern gefaßten Mordplan wider Jesum (Matth. 26, 4) und an sein Leiden und Sterben erinnerten. Sonach war jeder Freitag für sie gewissermaßen ein Charfreitag, jeder Sonntag ein Osterfest. Es bildete sich dann auch von selbst die Sitte aus, daß an den Tagen, die dem Andenken an das Leiden des Herrn gewidmet waren, gefastet wurde, während am fröhlichen Tag der Auferstehung, am Sonntag, die ge-

drückte Stimmung der Freude weichen mußte. Erst später stellte sich auch im Abendlande das Bedürfniß heraus, alljährlich einen Freitag besonders als den heiligen Freitag, einen Sonntag besonders als den Auferstehungstag zu feiern, und so entstand im Abendlande die Sitte, jeweilen am Sonntag Ostern zu halten. Dadurch kam nun eine wesentliche Verschiedenheit in der Zeit der Osterfeier heraus. Die Kleinasiaten feierten zunächst das Leiden und in Folge dessen auch die Auferstehung des Herrn jeweilen an einem bestimmten Monatstage, der natürlich bald auf diesen, bald auf jenen Wochentag fallen mußte (wie etwa unser Weihnachtfest), die Abendländer dagegen hielten sich an die Wochentage, an Freitag und Sonntag, ohne sich an den jüdischen Kalender zu kehren; ja möglicherweise folgten sie ihrem Gebrauch im bestimmten und bewußten Gegensatz gegen das Judenthum, weil sie nicht mit den Juden zugleich Ostern halten wollten.

Schon zu Polykarps Zeit kam diese Verschiedenheit zur Sprache, und als dieser um's Jahr 160 nach Rom kam, besprach er sich darüber mit dem dortigen Bischof Anicetus, indem es ihm wünschenswerth schien, daß die Gemeinde des Herrn aller Orten an ein und demselben Tage Ostern feire. Polykarp konnte sich auf die alte Tradition der Kirche, bis zurück auf den Apostel Johannes berufen, der es also gehalten habe. Der römische Bischof aber berief sich auf die Tradition seiner Kirche, und so blieb jeder auf seinem Sinne; doch erkannten beide Männer, daß diese Verschiedenheit kein Grund sei, das Band der brüderlichen Liebe zu lösen. Im Gegentheil gaben sie sich die heiligsten Versicherungen der Bruderliebe, und Anicet erlaubte dem Polykarp, statt seiner das heil. Abendmahl in der römischen Gemeinde auszutheilen. Sie schieden als Freunde und Brüder von einander. Allein nach zehn Jahren kam die Verschiedenheit wieder zur Sprache, und zwar unter den kleinasiatischen Christen selbst, und zu einer eigentlichen Spaltung schien es nach fernern zwanzig Jahren um's Jahr 190 kommen zu wollen, als der Bischof Victor auf dem römischen Stuhle saß. Dieser Victor war schon ganz beseelt von dem Geiste der Herrschsucht und der Anmaßung, der diesen Stuhl in der Folge so berüchtigt machte. Er war schon ein Papst nach seiner ganzen Gesinnung, und indem er von der Voraussetzung

ausging, daß **Rom** es sei, das auch in kirchlichen Dingen Gesetze vorzuschreiben habe, **gebot** er, die römische Sitte der Osterfeier aller Orten anzunehmen, und drohte denen, die sich seinem Machtgebot nicht fügen wollten, mit dem Banne. Da war es denn eben **Irenäus**, der als Friedensvermittler auftrat und der dadurch, wie Euseb sagt [3]), seinem Namen Ehre machte. Er schrieb einen Brief an Victor, worin er ihn auf das Beispiel seines Vorgängers Anicet aufmerksam machte und ihm eine ähnliche Gesinnung empfahl. „Die Apostel", sagt er unter anderm, „haben verordnet, daß sich Niemand ein Gewissen mache über Speise oder über Trank oder über bestimmte Feiertage oder Neumonde oder Sabbathe. Woher also die Streitigkeiten? Woher die Spaltungen? Wir feiern Feste, aber im Sauerteige der Bosheit und Schalkheit, indem wir die Kirche Gottes zerreißen, und wir beobachten das Aeußerliche, um das Höhere, den Glauben und die Liebe fahren zu lassen." — Trotz dieser Ermahnungen siegte am Ende die römische Weise, und nach mehrern fortgesetzten Erörterungen wurde endlich (um hier gleich das Resultat dieses Streites beizufügen) auf der großen Kirchenversammlung zu Nicäa im Jahr 325 unter Constantin dem Großen die Verordnung getroffen, daß das christliche Osterfest jeweilen an einem Sonntag und zwar am Sonntag nach dem Frühlingsvollmonde gefeiert werden soll, wobei die Kirche (auch unsere evangelische Kirche **nach** der Reformation) bis auf diesen Tag geblieben ist; daher der Umstand, daß das Osterfest bald früher, bald später im Jahre gefeiert wird, je nachdem die Frühlings-Tag- und Nachtgleiche, der Vollmond und der darauf folgende Sonntag nahe oder ferne auseinander liegen. — Der Streit über das Osterfest drehte sich zugleich auch um die Beobachtung der Fasten. Auch hier drang am Ende die römische Sitte durch, wo nach der Osterzeit ein vierzigtägiges Fasten, das sogenannte Quadragesimalfasten voranging, zum Andenken an den vierzigtägigen Aufenthalt Christi und sein Fasten in der Wüste. — Auf die Strenge der Fasten im Allgemeinen hatte aber besonders eben jene Secte hingewirkt, welche der Kirche des zweiten Jahrhunderts viel zu schaffen machte und von der wir nun zu reden haben, die Secte

---

[3]) Kirchengesch. V, 24.

der Montanisten. Auch in der Stellung zu dieser Secte sehen wir Irenäus, und zwar schon früher als im Osterstreite, als Vermittler auftreten. Reden wir zuerst von der Secte selbst.

Christus hatte seinen Jüngern vor seinem Scheiden gesagt, er hätte ihnen noch viel zu sagen, aber sie könnten es jetzt nicht tragen (Joh. 16, 12). Er hatte sie hingewiesen auf den „Tröster" (wie Luther übersetzt), den er ihnen senden werde, oder genauer auf den „Beistand", den „Advokaten", denn so kann man wörtlich das griechische Paraklet übersetzen. Mit der Ausgießung des heil. Geistes am Pfingstfeste war nun nach dem allgemeinen Glauben der Kirche diese Verheißung des Herrn erfüllt. Der Geist war eben der Tröster, der Beistand, der Paraklet. Nun aber trat in Phrygien Einer auf, Namens Montanus, der sich einbildete, er sei persönlich jener Verheißene; er sei der Paraklet; mit ihm erst trete eine neue Epoche ein in der Geschichte der Offenbarung Gottes. Dieser Montan, gebürtig aus Ardabau in Mysien, an der Grenze Phrygiens, soll zuvor ein Priester der Cybele gewesen sein, und möglich, daß er dieses heidnische Korybantenwesen, das bis zur geistlichen Raserei sich steigerte, auch auf das Christenthum übertrug. So viel ist richtig, er hielt sich für inspirirt, für ein besonders auserlesenes Rüstzeug des Herrn, durch welches eine Neugestaltung der Kirche, die doch damals noch so jung war, müsse hervorgebracht werden. Er führte auch begeisterte Frauen, Prophetinen mit sich, Priscilla und Maximilla, deren Aussprüche er selbst als Orakel betrachtete. Dabei führte er für seine Person ein strenges asketisches Leben, und muthete auch Andern strenge Enthaltsamkeit und häufiges Fasten zu. Die Gegend, in der er auftrat, war für den Samen seiner Lehre besonders empfänglich. Von jeher hatten in Phrygien phantastische Culte Anklang gefunden; da hatte sich auch mitten unter den Verfolgungen, die auch diese Gegend betrafen, der Glaube an die baldige Erscheinung des tausendjährigen Reiches in vielen Gemüthern festgesetzt. Der Montanismus beschränkte sich indessen nicht auf dieses sein nächstes Vaterland. Er fand einen fruchtbaren Boden in der aufgeregten Zeit überhaupt. Und hat nicht zu allen Zeiten eine rigorose Lebensweise, zumal wenn sie mit prophetisch begeisterter Rede sich waffnete und gegen die bestehende Ordnung der Dinge sich kehrte,

einen mächtigen Eindruck auf die Menge hervorgebracht? Um in aller Weisheit und Geduld den ruhigen Gang Gottes in der Geschichte zu beobachten und den Spuren desselben auch da nachzugehen, wo dem natürlichen Auge auch nur ein natürlicher Verlauf der Dinge sich darstellt, dazu bedarf es schon eines gebildeten, eines in geistigen Dingen geübten Blickes. Die Masse liebt das Ueberraschende, das Durchgreifende, das Unvermittelte; daher haben die außerordentlichen Kundgebungen einer gesteigerten frommen Einbildungskraft, unterstützt von einem thatkräftigen Willen, von jeher den rohen Gemüthern mehr imponirt, als die harmonische Darstellung eines einfach frommen Sinnes und Lebens; zu allen Zeiten haben Schwärmer der bessern wie der schlimmern Art in den weitern Kreisen der Gesellschaft nachhaltige Spuren ihres Auftretens hinterlassen und selbst die sonst Nüchternen in den Zauberkreis ihrer Exaltation mit hineingezogen. So läßt es sich wohl ganz einfach erklären, daß Montan und seine Prophetinen auch unter den streng kirchlich Gesinnten großen Anhang erlangten, und da jede Ekstase ansteckend ist, so zeigten sich auch bald ähnliche Erscheinungen wie bei den Stiftern, so auch in den gesammten montanistischen Kreisen. Ueberhaupt steht der Montanismus nicht als eine isolirte Erscheinung in der Geschichte da. Seine charakteristischen Merkmale, die Merkmale eines improvisirten Prophetenthums, zeigen sich auch in den spätern Zeiten wieder, so oft die gesetzmäßige, ruhige Fortentwicklung der Kirche durch außerordentliche Bewegungen gehemmt und unterbrochen worden ist. Mißtrauen gegen die Wissenschaft und alles das, was durch mühsames Studium erzielt wird, Verachtung der heidnischen Litteratur, und was mit ihr zusammenhängt, eine feindselige Stimmung gegen Kunst und feinere Bildung, ein kühnes sich Hinwegsetzen über die geordneten Lebensverhältnisse und geselligen Formen, mithin ein schroffes, abstoßendes, auffälliges Betragen im Aeußern, wohinter oft nur wieder eine Eitelkeit anderer Art sich versteckt; ein einseitiges Dringen auf Buße und Entsagung, verbunden mit der Weissagung schrecklicher Gottesgerichte und eines baldigen Eintretens der letzten Dinge — sind das nicht alles Erscheinungen, denen wir je und je wieder begegnen? Die verschiedenen Secten im Mittelalter, die Wiedertäufer im Zeitalter der Reformation, die Puri-

taner in England, die Camisarden in Frankreich, die vielen sogenannten Erweckten und Inspirirten auch in der neuern und neuesten Zeit, sie alle haben mehr oder weniger ein montanistisches Gepräge. Die Ueberspannung des Religiösen hat zu allen Zeiten, wo nicht zur förmlichen Häresie, doch zur Separation geführt.

Die Montanisten betrachteten sich als die Auserwählten, ihre Kirche mit ihrer strengen Zucht als die geistige Kirche und (wenn den Angaben der Gegner zu trauen ist) den phrygischen Flecken Pepuza, von dem sie ausgegangen, als die auserlesene Stätte, da das neue Jerusalem werde gebaut werden, wenn der Herr komme, das tausendjährige Reich aufzurichten [4]). — Es fragt sich nun, wie verhielt sich die allgemeine, die katholische Kirche dieser Erscheinung gegenüber? Eigentliche Ketzereien konnte man den Montanisten nicht vorwerfen; im Gegentheil, ihr Lehrbegriff war im höchsten Grade orthodox; ja, sie eiferten für die Rechtgläubigkeit, gegenüber der falschen Gnosis. Nur in dem einen Punkte wichen sie von dem gemeinsamen Glauben der Kirche ab, daß sie die Offenbarung Gottes, wie sie der Welt durch Christum geworden war, nicht für geschlossen hielten, sondern eben neue Offenbarungen über diese hinaus erwarteten, und daß sie die Verheißung von der Sendung des Parakleten nicht auf den Geist bezogen, der schon thatsächlich in der Kirche lebte und wirkte, sondern daß sie ihn gleichsam in der Person ihres Stifters verkörpert oder wenigstens allein in ihrer Gemeinschaft wirksam glaubten. Ihr exclusives Wesen, d. h. die Prätension, einzig die wahre Kirche des Geistes zu sein, das war ihre einzige Ketzerei, aber diese schien gefährlich genug. Und wie suchte nun die katholische Kirche derselben zu wehren? Sie setzte der Prätension ihre Autorität, das Gewicht der Mehrheit entgegen. Allervorderst wurden Kirchenversammlungen (Synoden) in Kleinasien gehalten; es sind dieß von den ersten Synoden, die überhaupt in der Kirchengeschichte vorkommen, und auf diesen wurden die Montanisten von der Kirchengemeinschaft ausgeschlossen und somit zur Secte gestempelt und zur Bildung einer Sonderkirche hingedrängt. Eine solche Separation muß immer als ein Unglück für die Kirche betrachtet werden. Nicht nur mußte

---

4) Euseb Kirchengesch. V, 18. (nach Apollonius.)

es nach außen einen übeln Eindruck machen und den Gegnern des Christenthums eine Waffe in die Hand geben, wenn die Kirche schon so frühe in Secten zerfiel, sondern auch für die innere Entwicklung der Kirche selbst war es nicht wohlgethan, die auszuschließen, die bei allem Hang zum Schwärmerischen, doch wieder durch ihre Sittenstrenge ein Salz für die Kirche hätten werden können; auch hat die Erfahrung gezeigt, daß die Schwärmerei immer erst dann ihren ausgesprochenen Charakter erhält, wenn sie sich selbst überlassen bleibt und abgeschnitten wird von den heilsamen Einflüssen der größern Kirchengemeinschaft. Die Zucht des Geistes thut zu allen Zeiten noth, und diese Zucht wird dadurch am besten bewerkstelligt, daß die stärker Angeregten einen Zaum und Zügel haben an der Gemeinschaft, die ihre Extravaganzen mäßigt, die Gemeinschaft aber wieder einen Sporn hat, der sie vor dem Einschlafen in Sicherheit bewahrt. Von solchen Gedanken mochte unser Irenäus beherrscht sein, als er auch in dieser Sache das Vermittleramt übernahm. Irenäus war nicht selber Montanist; allein seine mehr zur realistischen Mystik hinneigende Denkweise fand sich durch das montanistische Wesen weniger abgestoßen, als dieß bei den subtilern Denkern der Fall sein mochte. Nun fand sich die Gemeinde zu Lyon, bei der sich der Montanismus aus Kleinasien ebenfalls eingefunden hatte, bewogen, an den damaligen römischen Bischof Eleutheros (den Vorgänger Victors) einen Brief zu senden, worin sie sich ein Gutachten von ihm erbat, und Irenäus war Ueberbringer dieses Briefes, gerade zu der Zeit als die Verfolgungen unter Mark Aurel über die gallischen Gemeinden eingebrochen waren. Es wird uns zwar weder von dem Inhalt des Briefes, noch von dem was Irenäus mündlich hinzufügte, genauere Kunde gegeben, allein der Umstand, daß Eleutheros den Frieden mit den Montanisten zu halten befahl, läßt uns schließen, daß die Lyoner selbst, durch das Organ des Irenäus, sich milde und schonend über die ganze Erscheinung ausgesprochen haben. Aber diese friedliche Maßregel hielt nicht lange vor. Bald darauf kam ein heftiger Gegner des Montanismus, Praxeas aus Kleinasien nach Rom, und dieser bewog den römischen Bischof, sein milderndes Wort wieder zurückzunehmen und strengere Maßregeln gegen die montanistische Richtung zu ergreifen. Diese pflanzte sich

nun, ausgeschlossen von der Kirchengemeinschaft, in Form der Secte fort und zerspaltete sich, wie dieß gewöhnlich bei Secten geschieht, wieder in kleinere Gemeinschaften, die unter verschiedenen und zum Theil seltsamen Namen in der Kirchengeschichte vorkommen [5]). — Merkwürdiger Weise aber schloß sich dieser Secte ein Mann an, der in der Kirche einen gewaltigen Namen hat und der in anderer Beziehung als einer der mächtigsten Vertreter der kirchlichen Orthodoxie erscheint, der Afrikaner Tertullian. Wir werden auf diesen merkwürdigen Mann, dessen Leben zum Theil noch in's dritte Jahrhundert fällt, später zurückkommen. Wir fassen noch das in unsere heutige Betrachtung zusammen, was zur Lehr- und Lebensentwicklung der Kirche in der zweiten Hälfte des zweiten Jahrhunderts gehört.

Hatten die Montanisten mehr das Schwärmerische hervorgekehrt, so finden wir, daß nun auch auf der andern Seite sich eine Richtung in der Kirche aufthat, welche das Uebernatürliche und Geheimnißvolle im Christenthum mehr auf das Natürliche und gemein Verständliche herabzudrücken und auch den Stifter des Christenthums selbst der höhern, göttlichen Würde zu entkleiden suchte, in deren Anerkennung das Eigenthümliche des christlichen Glaubens bestand. Wir haben schon früher der Ebioniten erwähnt, welche Jesum für einen bloßen Menschen, für einen Sohn Josephs und der Maria erklärten. Aehnliche Behauptungen sehen wir nun auch in dem Zeitraum auftauchen, den wir jetzt betrachten, in der Partei der sogenannten Monarchianer oder Unitarier, d. h. Vertheidiger der Einheit Gottes, im Gegensatz gegen die in der Kirche sich weiter ausbildenden Lehre von der Dreieinigkeit. Wir dürfen indessen nicht Alle, die man unter diesem Namen zusammenfaßt, in eine Klasse zusammenwerfen, nicht Allen den eben ausgesprochenen Vorwurf machen, daß sie Christum seiner göttlichen Würde entkleiden wollten. Im Gegentheil finden wir, daß in Beziehung auf die Person Christi die Monarchianer in zwei entgegengesetzten Richtungen auseinander gehen, die wir jetzt noch zum Schlusse zu betrachten haben. Dazu müssen wir aber erst etwas im Allgemeinen vorausschicken über die

---

5) Artotyriten, Taskodrugiten, Passalorhynghiten.

Art, wie man in der Kirche selbst, sich die Gottheit Christi in ihrem Verhältniß zur Gottheit schlechthin dachte.

Johannes hatte sein Evangelium mit den Worten begonnen: „Im Anfang war das Wort und das Wort war bei Gott und „Gott war das Wort. Alle Dinge sind durch dasselbige gemacht „und ohne dasselbige ist nichts gemacht was gemacht ist. In ihm „war das Leben und das Leben war das Licht der Menschen“ u. s. w. — Was Luther durch „Wort“ übersetzt, heißt bekanntlich im Griechischen „Logos“, welcher Ausdruck noch mehr umfaßt als das bloße Wort; er umschließt auch die Begriffe Vernunft, Verstand, Weisheit. — Von diesem Logos lehrte Johannes weiter, daß er Fleisch geworden und zwar bezeichnete er eben Jesum von Nazareth als das menschgewordene Gotteswort. — Wenn er sagt: „Das Wort war bei Gott“ und dann wieder: „Gott war das Wort“; so scheint er das einemal das Wort von Gott zu unterscheiden, das anderemal es Gott gleich zu setzen; und so entstand denn in der Kirche die Frage, ob man sich das Wort, von dem Johannes redet, den Logos, oder wie man auch sagte, den Sohn als eine besondere göttliche Persönlichkeit (Hypostase) verschieden von der des Vaters, oder ob man ihn mehr nur als eine in Gott ruhende Kraft oder Eigenschaft, als eine bloße Offenbarungsform des göttlichen Wesens zu denken habe. Man behalf sich dabei großentheils mit Bildern, die freilich nur unzureichend das Verhältniß andeuten sollten. Die Einen sagten, wie das menschliche Wort zum Wesen des Menschen gehört und gleichwohl vom Menschen ausgeht, ohne daß der Mensch selbst dabei eine Veränderung erlitte, so gehe das Wort aus von Gott, eins mit ihm und doch verschieden von ihm; oder wie der Strahl aus der Sonne, wie der Fluß aus dem Quell, wie der Strauch aus der Wurzel, so gehe der Sohn oder das Wort hervor aus dem Vater. — Genug, sie dachten sich den Logos, noch ehe er Mensch geworden, als eine besonder göttliche Persönlichkeit, die unterschieden von der des Vaters ihr Dasein gehabt habe. Neben dieser herrschend werdenden Vorstellung zeigte sich aber auch eine andere, welche auf diese Unterscheidung der Personen im Wesen Gottes kein so großes Gewicht legte; sondern welche einfach lehrte, Gott selbst sei in Christo Mensch geworden; die ganze

Gottheit, nicht eine einzelne Person, habe ihn erfüllt. Es schien ihnen das Einfachste, ohne alle Einschränkung zu sagen, Gott ist geboren worden, Gott ist auf Erden umhergewandelt, Gott ist gekreuzigt worden, Gott hat gelitten, Gott ist gestorben. Es lag ihnen nur daran, daß diese Offenbarung Gottes in Christo recht stark herausgehoben werde, und weit entfernt, Christo von seiner göttlichen Würde etwas zu entziehen, betonten sie dieselbe vielmehr auf eine Weise, die eher über das Maaß des biblischen Ausdruckes hinausging, als hinter demselben zurückblieb. Wenigstens konnte man ihnen nicht Mangel an Frömmigkeit, Mangel an Ehrfurcht vor Christus vorwerfen, wohl aber Mangel an Besonnenheit, an dogmatischer, theologischer Einsicht und Gedankenschärfe. Die Vorstellung war in ihrer Fassung roh und ungeschickt, und konnte zu Mißverständnissen hinführen; darum wurde sie auch bekämpft, man nannte sie, weil sie keinen rechten Unterschied zwischen Vater und Sohn machte und gewissermaßen den Vater leiden ließ statt des Sohnes, patripassianisch. Als Vertreter jener Richtung erscheint uns eben jener Praxeas aus Kleinasien, der in Rom die Montanisten bekämpft hatte. Gegen ihn trat nun wieder der Montanist Tertullian auf, der ihm auch den Ketzernamen anhängte. Der Meinung des Praxeas schlossen sich in der Folge mit geringen Modificationen Noët von Smyrna, Beryll von Bostra, und Andere, namentlich Sabellius im dritten Jahrhundert an, auf den wir noch später zurückkommen werden.

Ganz anders verhält es sich aber mit den Vertheidigern der Einheit Gottes (Unitariern), die diese Einheit in dem Sinne behaupten, daß sie außer dem ewigen, unsichtbaren Gott dem Vater und Schöpfer der Welt, kein anderes Wesen wollten göttlich verehrt wissen, daß sie diesen einen Gott als den überweltlichen auch in keine wesenhafte Verbindung mit Christus brachten, sondern lehrten, Gott der Vater allein sei Gott, Christus dagegen sei ein bloßer Mensch gewesen. Diese hoben also nicht nur den Personenunterschied in der Gottheit auf, sondern sie leugneten geradezu die wesenhafte Erscheinung Gottes in Christo, was die Patripassianer nicht thaten, die im Gegentheil dieselbe so stark als nur immer möglich, ja sogar einseitig und auf Kosten der gesunden Lehrentwicklung hervorhoben. Ein aus Byzanz nach Rom gekom-

mener Lederarbeiter Theodotus wird als Stifter dieser christusleugnenden Partei genannt. Man sieht, es waren nicht nur Geistliche und Theologen, es waren auch Handwerker und Leute aus dem Volke, die, wie es auch zur Zeit der Reformation geschah, sich bald mit Glück, bald mit Unglück bei den theologischen Fragen betheiligten. Dieser Theodotus soll seiner ketzerischen Lehre wegen von dem Bischof Victor aus der Kirchengemeinschaft ausgestoßen worden sein; doch scheint es, daß er sogar solche Christen für seine Meinung zu gewinnen wußte, die früherhin ein gutes Bekenntniß von Christo abgelegt hatten, wie einen gewissen Natalius, der von der Gemeinde als Bekenner, d. h. als ein solcher verehrt wurde, der in den Verfolgungen widerstanden hatte, und der sogar ein Bischofsamt unter der Partei bekleidete; jedoch kehrte dieser Natalius bald wieder zum Glauben der Kirche zurück. In einem schreckenden Traumgesicht[6]) sollen die strafenden Engel ihm so mit Schlägen zugesetzt haben, daß er reumüthig von seinem Irrthum abstand und zur Kirche zurückkehrte. Allerdings ein seltsames Mittel der Bekehrung!

An Theodotus schloß sich zu Anfang des dritten Jahrhunderts Artemon an, der die kühne Behauptung wagte, bis auf den Bischof Zephyrinus (um's Jahr 200) habe Niemand Christum Gott genannt; auch er wurde von der Kirchengemeinschaft ausgeschlossen[7]).

So finden wir denn die Kirche schon in der zweiten Hälfte des zweiten Jahrhunderts von Streitigkeiten sowohl über ihre Gebräuche, als über ihre Lehre erfüllt. — Irrthum, Anmaßung, Rechthaberei und Streitsucht nahmen unter den Christen überhand. Hier droht der Unglaube, dort der Aberglaube und die Schwärmerei, hier ein mechanisches Formenwesen, der Vorläufer des Romanismus, dort ein subjectiver Gefühlsdrang, der Vorbote des puritanischen Separatismus, sich in die Kirche einzudringen. Mißverständnisse, die durch das Mißtrauen und den Parteigeist genährt werden, führen bereits zu leidenschaftlicher Consequenzmacherei und Verdächtigung und nur Wenigen ist es vorbehalten, durch ruhigen Ernst und

---

6) Andere nahmen sogar an, es seien leibhafte Abgeordnete des römischen Bischofs gewesen, die dieses Amt der Engel übernommen hätten.

7) Euseb Kirchengesch. V, 28.

kräftigen Widerstand den Leuchter der gesunden Lehre und des guten Beispiels aufrecht zu erhalten. Wie aber dennoch des Evangelium sich als eine Kraft Gottes bewährte an denen, die ihm glaubten, wie es namentlich auch in den schwächern Gefäßen sich verherrlichte, das werden wir Gelegenheit haben in der nächsten Stunde zu sehen, wo wir den Faden der Verfolgungsgeschichte unter den römischen Kaisern wieder aufnehmen und damit in das dritte Jahrhundert übergehen werden.

Zwölfte Vorlesung.

Verfolgungen unter Septimius Severus. — Potamiäna in Alexandrien. — Perpetua und Felicitas in Karthago. — Heliogabalus. — Alexander Severus. — Verfolgungen unter Maximin. — Die Legende von den eilftausend Jungfrauen. — Philippus Arabs. — Die Decische Verfolgung und die Märtyrer in ihr. — Die Legende von den sieben Schläfern. — Verfolgung unter Gallus und Valerianus. — Der heilige Märtyrer Laurentius.

Nachdem wir in den beiden vorigen Stunden der innern Entwicklung des Christenthums unter den Antoninen und der Regierung des Commodus zugesehen haben, knüpfen wir wieder an an die römische Kaisergeschichte und an die äußern Schicksale der Christen unter den römischen Kaisern, und zwar unter Septimius Severus und seinen Nachfolger. Septimius Severus, mit dessen Regierungszeit wir in das dritte Jahrhundert der Kirchengeschichte übertreten, wird uns von den römischen Geschichtschreibern als eine rohe, aber kräftige Soldatennatur geschildert, als ein Mann, von dem der Senat sagte, er hätte entweder nie geboren werden oder nie sterben sollen, weil er eben so grausam als dem Staate nützlich war [1]. Unter ihm verstärkte sich die kaiserliche Gewalt und befestigten sich die Besitzthümer des Reiches im Orient und in Britannien. Wir haben bereits früher bemerkt, daß in den ersten zehn Jahren seiner Regierung, d. h. vom Jahr 192—203, die Christen Ruhe genossen; ja, er nahm sogar einen christlichen Sclaven, Proculus, der ihn von einer Krankheit geheilt hatte, aus Dank-

[1]) Ael. Spartian. Vita Severi c. 18.

barkeit in sein Haus auf und gab auch seinem Sohne Caracalla eine Christin zur Amme. Im Jahr 203 erließ er dagegen ein Verbot, daß Niemand bei schwerer Strafe weder zum Christen- noch zum Judenthum übertreten dürfe[2]). Was ihn dazu bewogen, ist schwer zu ermitteln. Vielleicht daß die in der vorigen Stunde erwähnten Montanisten durch ihre Schwärmereien und durch ihre Predigt vom tausendjährigen Reich, die leicht in's Politische gedeutet werden konnte, dazu Veranlassung gaben. Jedenfalls war dieß Verbot, Christ zu werden, noch kein ausdrücklicher Befehl, die zu verfolgen, die es schon waren. Allein die noch immer nicht gestillte Volkswuth, die täglich neue Christenopfer verlangte, gab dem kaiserlichen Edict gerne die weiteste Ausdehnung und schützte dasselbe vor, wo sie sich gerne Luft machte. Die Verfolgungen wurden heftiger als je, so daß manche Christen darin ein Vorzeichen der Herrschaft des Antichrists erblickten. Am meisten litten die Gläubigen in Afrika, sowohl im proconsularischen Afrika (Karthago und Numidien), als in Aegypten. In dieser Verfolgung kam Leonides, der Vater des berühmten Origenes, um's Leben. Auch Märtyrerinnen erscheinen neben den zahlreichen Märtyrern, unter ihnen Potamiäna in Alexandrien, Perpetua und Felicitas in Karthago. Bei diesen lassen Sie uns einen Augenblick verweilen. — Potamiäna, eben so berühmt durch ihre Tugend, als durch ihre Schönheit[3]), wurde in Alexandrien, nachdem sie die Geißel und alle möglichen Marter ausgestanden, zum Feuertode verurtheilt. Sie wurde von den Fußsohlen bis zum Scheitel nach und nach in siedendes Pech gesenkt. Ein gewisser Basilides hatte sie zum Tode abgeführt und sie vor den Mißhandlungen des Pöbels geschützt; die Standhaftigkeit der Jungfrau hatte einen solchen Eindruck auf ihn gemacht, daß er des Gedankens an sie nicht mehr los wurde. Drei Tage nach der Hinrichtung erschien ihm die verklärte Gestalt der Märtyrerin im Traume und setzte ihm eine Krone auf mit den Worten: Ich habe zum Herrn für dich gebetet und Erlösung erlangt. Basilides wurde Christ, und bald

---

[2]) Spartian c. 17. In itinere Palaestinis plurima jura fundavit. Judaeos fieri sub gravi poena vetuit. Idem etiam de Christianis sanxit.

[3]) Euseb Kircheng. VI, 5.

zeigte sich die Gelegenheit, dieß öffentlich zu bekennen und für das Bekenntniß zu sterben. Er sollte in einer Streitsache einen Eid bei den Göttern schwören. Er weigerte sich dessen, weil er ein Christ sei. Anfänglich glaubte man, er scherze nur, als er aber auf seiner Aussage beharrte, ward er vor den Richter geführt, dann in's Gefängniß geworfen und Tags darauf enthauptet. Auch Andern soll Potamiäna auf ähnliche Weise im Traum erschienen sein und sie zum Christenthum geführt haben. Und warum sollte nicht möglich sein, daß die in den aufgeregten Gemüthern hin und her wogenden Gedanken, die Schreckbilder der Hinrichtung, verglichen mit der Ruhe und Gelassenheit, womit die Christen und selbst zarte Jungfrauen unter ihnen den Tod erduldeten, sich zu Traumbildern gestalteten, deren sich Gott bediente, die heilsbedürftigen Seelen zur Wahrheit zu führen?

Schon im Jahr 200, noch ehe das Edict des Kaisers erschien, wurden in der Stadt Scillita in Numidien einige Christen hingerichtet, weil sie nicht bei den Göttern schwören wollten. Einige Jahre darauf wurden in Karthago die Jünglinge Stevocatus, Saturninus, Secundulus und die jungen Frauen Perpetua und Felicitas, die sämmtlich noch Katechumenen, also noch nicht einmal getauft waren, verhaftet. Sie erduldeten schon in der Gefangenschaft viele Leiden, und namentlich zeichneten sich die beiden Frauen wahrscheinlich Montanistinnen, durch ihre große Standhaftigkeit aus. Vivia Perpetua[4]), eine Frau von 21 Jahren, war die Tochter einer christlichen Mutter, aber ihr Vater war Heide. Ihr neugeborenes Kind, das sie stillte, war ihr Trost und ihr Kummer zugleich. Ihr Vater besuchte sie und redete ihr auf alle Weise zu, den Christenglauben abzuschwören, sich selbst die Qual und ihm die Schande der öffentlichen Hinrichtung zu ersparen. Sie wies auf ein zur Erde liegendes Gefäß und fragte: „Kann ich wohl dieß Gefäß etwas anders nennen, als was es ist?" Antw.: Nein. — „Nun so kann ich auch nichts anders sagen, als daß

---

[4]) Wir sind so glücklich, noch die afrikanischen Märtyrerakten zu besitzen; sie sind von dem gelehrten Benedictiner Ruinart (1689, 1713) herausgegeben worden; eben so von Münter (Primordia eccles. Afric. 1629), vgl. Böhringer I. S. 43. Neander Kircheng. I. S. 186 ff.

ich eine Christin bin.“ — Inzwischen fand sich Gelegenheit, die Gefangenen zu taufen, indem sich die Geistlichen Zutritt in das Gefängniß zu verschaffen wußten. Wenige Tage darauf wurden sie aus der leichtern Gefangenschaft, in der man sie bisher gehalten, in einen dumpfen Kerker geworfen. „Ich erschrack“, sagte Perpetua, „weil ich nie in solcher Finsterniß gewesen war. O welch ein schwerer Tag! Die starke Hitze bei der Menge der Eingeschlossenen, die harte Behandlung durch die Soldaten, und zuletzt quälte mich die Sorge um mein Kind.“ — Die christlichen Diaconen, welche sich auch jetzt Zutritt zu den Gefangenen zu verschaffen wußten, um ihnen die Communion zu reichen, wirkten ihnen durch Geld einen bessern Aufenthaltsort aus, wo sie wenigstens von den Verbrechern ausgesondert waren, mit denen man sie zusammengesperrt hatte. Perpetua nahm ihr Kind an ihre Brust, empfahl es ihrer Mutter, tröstete die Uebrigen und fühlte sich so erquickt, daß ihr, nach ihrem eigenen Ausdruck, der Kerker zum Palast [5]) wurde. Visionen befestigten sie in ihrem todesmuthigen Glauben: Christus war ihr als Hirte erschienen und hatte sie durch sein heiliges Mahl gestärkt [6]). Nun meldete sich auch ihr Vater auf's Neue und beschwor sie auf's Dringlichste: „Meine Tochter, habe doch Mitleid mit meinen grauen Haaren, Mitleid mit deinem Vater, wenn ich noch werth bin, dein Vater zu heißen. Ich habe dich bis zu der Blüthe deines Alters erzogen, ich habe dich mehr geliebt, als alle deine Brüder, o gieb mich nicht solcher Schande unter den Menschen preis. Sieh deine Mutter, deine Verwandten, deinen Sohn an, der, wenn du stirbst, dich nicht überleben wird. Laß den hohen Sinn fahren, womit du uns Alle in's Verderben stürzest; denn keiner wird frei zu reden wagen, wenn du so stirbst.“ Und dabei küßte er ihr die Hände, warf sich ihr zu Füßen und nannte sie mit Thränen —

---

5) Factus est mihi carcer subito *praetorium* (i. e. palatium publicum, in quo Proconsul jus dicebat.)

6) Er gab ihr Käse von der Milch seiner Schafe; sie empfing es mit gefalteten Händen, und die Umstehenden sagten Amen. Eine montanistische Secte (und wahrscheinlich war Perpetua Montanistin) genoß auch wirklich zum Brote des Abendmahls Käse, (Artotyriten). Auffallend ist das junctis manibus, da sonst, wie wir unten sehen werden, das Händefalten bei'm Gebet oder in andächtiger Stimmung, wie hier, in den ersten Jahrhunderten nirgends vorkommt.

nicht seine Tochter, sondern seine Gebieterin. — Sie antwortete: „Wenn ich vor dem Richterstuhl stehe, wird geschehen was Gott will; denn wisse, daß wir nicht in unserer, sondern in Gottes Gewalt stehen.“ — Der Vater ging traurig hinweg. Als sie vor den Richter gestellt wurde, fand er sich abermals ein, um noch das Letzte bei seiner Tochter zu versuchen. Auch der Statthalter Hilarianus, der sie verhörte, appellirte an ihr menschliches Gefühl. — „Habe Mitleid“, sprach er, „mit den grauen Haaren deines Vaters, habe Mitleid mit deinem Kinde. Opfere für das Wohlsein des Kaisers.“ — Sie weigerte sich dessen, und auf die Frage: bist du eine Christin, antwortete sie mit Ja. „Wohl schmerzt mich“, fügte sie hinzu, „sein unglückseliges Alter, als ob ich es selbst erlitte“, — aber ihr Gewissen erlaubte ihr nicht zu verleugnen, was ihr Herz bekannte. Selbst die Mißhandlungen, denen der Vater um ihretwillen sich aussetzte[7]), konnten sie, so tief sie seinen Schmerz als ihren eigenen empfand, nicht wankend machen. — Sie und ihre Leidensgefährten wurden verurtheilt, bei einem bevorstehenden Volksfeste (es galt der Ernennung des jungen Prinzen Geta zum Cäsar) den wilden Thieren vorgeworfen zu werden oder vielmehr mit ihnen zu kämpfen, bis sie unterlägen. — Einstweilen führte man sie wieder in die Gefangenschaft ab. — Die Freundin der Perpetua, Felicitas, wurde im Kerker eines Kindes entbunden. Man stellte ihr vor, daß die Schmerzen des Märtyrertodes noch weit ärger sein würden, als was sie jetzt zu leiden habe. Aber sie antwortete: „Jetzt leide ich, was ich leide; dann aber wird es ein Anderer sein, der für mich leidet, weil auch ich für ihn leiden werde.“ — Das grausame Urtheil wurde ausgeführt. Anfänglich wurde sogar, um das Schauspiel recht anziehend für die Heiden zu machen, verordnet, daß die Männer als Priester des Saturnus, die Weiber als Priesterinnen der Ceres bekleidet, den Thierkampf bestehen sollten. Als sie aber diese heidnische Vermummung mit Standhaftigkeit zurückwiesen, indem sie daran erinnerten, daß sie ja eben darum freiwillig sterben, um nichts Heidnisches thun zu müssen, erkannte man das Billige der For-

---

7) Er wurde vor ihren Augen gepeitscht. (**Virga percussus est, et doluit mihi casus patris mei, quasi ego fuissem percussa.**)

derung [8]) und die Vermummung wurde ihnen erlassen. Zum letztenmal ertheilten sich die Verurtheilten gegenseitig den Bruderkuß, und ergaben sich in ihr Schicksal. Die weitere Schilderung des gräulichen Schauspieles werden Sie mir gerne erlassen.

Dem Severus folgten seine beiden Söhne, Caracalla und Geta, jener im höchsten Grade grausam, dieser weich und gutmüthig. Er ward von Caracalla meuchlerisch umgebracht, und so ward dieser Alleinherrscher; doch hat seine Grausamkeit sich nicht auf die Christen erstreckt. Ein Kirchenlehrer schreibt dieß dem Umstande zu, daß er eine christliche Amme gehabt habe [9]). Bald traf ihn jedoch dasselbe Schicksal, das er seinem Bruder bereitet hatte. Auch er ward durch Meuchelmord beseitigt durch den Obersten der Leibwache Macrinus, der nur vierzehn Monate als Kaiser regierte, und unter dem die Christen gleichfalls unbehelligt blieben. Macrin starb wie seine Vorgänger eines gewaltsamen Todes, und ein Syrer, El Gabal, (Heliogabalus, mit dem Beinamen Varus) bestieg, ein vierzehnjähriget Knabe, den Thron der Antonine, nach deren Namen er sich nannte. Er war der Urenkel eines Priesters des Sonnengottes, der noch immer im Orient verehrt wurde, und da er einige Aehnlichkeit mit Caracalla hatte, gaben ihn die Soldaten für dessen Sohn aus, und verschafften ihm so die Anerkennung des Volkes. — Heliogabalus war ganz von jenem ausschweifenden Wahnsinn ergriffen, von dem wir einen Caligula, Nero, Vitellius beherrscht sehen. Seine Ueppigkeit in Mahlzeiten, in Kleiderpracht und den tollsten Vergnügungen kannte keine Grenzen. Die unsinnigsten Einfälle seiner Phantasie brachte er zur Ausführung. So ließ er z. B. einen Senat von Damen errichten, in dem seine Mutter den Vorsitz führte und der sich mit Gesetzgebung der Mode und andern Frivolitäten beschäftigte. Bekannt ist, wie er sich ein Gericht von lauter Nachtigallzungen und ähnliche Seltenheiten aus allen Reichen der Natur bereiten ließ und seine Hunde mit Gänselebern fütterte, oder wie er — wenn wir der Sage trauen dürfen — alle Spinnweben in Rom zusammenraffen ließ und 10,000 Pfund erhielt, zum Beweis der Größe der Stadt. — Diese Narrheit

[8]) **Agnovit injustia justitiam,** sagen die Akten.

[9]) **Tert. ad Scapulam c. 4: lacte christiano educatus.**

brach aber auch gelegentlich in die furchtbarste Grausamkeit aus und eben so erfinderisch wie in Genüssen, war seine Phantasie in den Qualen, die er seinen Schlachtopfern zudachte. — Was hätten die Christen leiden müssen, wenn es diesem Wüthrich eingefallen wäre, an ihnen seinen schändlichen Muthwillen auszulassen! Zum Glück aber war seine religiöse Laune von der Art, daß sie die Christen unbehelligt ließ. Auch in Dingen des Cultus war er ein vollendeter Phantast. Er gefiel sich auch als Kaiser in der Rolle des Sonnenpriesters. Unter anderm ließ er den schwarzen Stein, in welchem der Sonnengott zu Emesa (in Syrien) verehrt wurde, nach Rom bringen, wo er ihm einen prachtvollen Tempel errichtete, dessen Einweihung selbst unter Menschenopfern vollzogen ward; ferner verheirathete er seinen syrischen Gott mit der phönicischen Mondgöttin, deren Bild von Karthago ebenfalls nach Rom gebracht werden mußte, um in dem gleichen Tempel neben ihrem Gemahl verehrt zu werden. Dieselbe Religionsmengerei glaubte er auch auf das Juden- und Christenthum übertragen zu können. Er wollte, sagt ein römischer Geschichtschreiber [10]), die jüdische, die samaritanische und christliche in eine verschmelzen, als deren Oberpriester er sich betrachtete; er, der den Tiberius an Grausamkeit, den Vitellius an roher, thierischer Genußsucht, den Sardanapal an Weichlichkeit zu übertreffen suchte. Ein würdiges Priesterthum! Und doch hat Heliogabalus wider seinen Willen dem Christenthum in die Hände gearbeitet, indem er mit dieser Religionsmengerei der altrömischen Staatsreligion den empfindlichsten Todesstoß versetzte. Hätte er längere Zeit gelebt, so würde er gewiß mit seinen Zumuthungen an die Christen auf großen Widerstand getroffen sein, und wer weiß, ob ihn dieß nicht zu den ärgsten Gewaltmaßregeln geführt hätte? Von einem Narren und Wüthrich ist unter allen Umständen das Schlimmste zu befürchten. Allein sein Ziel war ihm gesetzt. Heliogabal hatte das Schicksal so vieler Kaiser dieser Zeit. In einem Soldatenaufruhr ward der achtzehnjährige Jüngling nach einer vierjährigen Regierung (222) ermordet; seine Leiche ward enthauptet, schimpflich durch die Straßen geschleppt, und nachdem man sie vergeblich in eine Kloake hatte pressen wollen,

---

10) Aelius Lampridius, vita Heliogobali c. 3.

in die Tiber geworfen. — Auch seine Mutter und die Genossen seiner Schandthaten starben eines gewaltsamen Todes.

Vom 11. März 222 bis zum August 235 herrschte nun wieder einmal über das römische Reich eine edlere Persönlichkeit; es war ein Vetter Heliogabals, Alexander Severus, der mit einer gediegenen litterarischen Bildung menschliches Wohlwollen und Edelmuth der Gesinnung verband. Er war in Allem das Gegentheil seines Vorgängers. Ließ sich Heliogabalus als Gott verehren, so wollte Alexander nicht einmal Herr genannt werden. Stolzirte jener in Prachtgewändern, so befliß sich Alexander der größten Einfachheit, und verkehrte jener mit den schändlichsten Lüstlingen, so gesellte er sich nur die Weisesten und Besten als Freunde zu. Auch seine Mutter Mammäa war eine verständige Frau, die großen Einfluß auf ihn übte. — Der Kaiser begann seine Regierung mit einer heilsamen Reform am eigenen Hofe. Das schlechte Gesindel, das sich unter den frühern Kaisern da eingenistet, ward entfernt, der Senat in seine Rechte wieder eingesetzt und auch in dem Heere wieder die alte Zucht hergestellt. Neben der Staatsreligion, die er von den Zuthaten Heliogabals zu reinigen suchte, hatte der Kaiser seine eigene Hausreligion. Auch er zog, jedoch verständiger als Heliogabal, die verschiedenen Religionen, die damals im römischen Reich herrschten, in den Kreis seiner Verehrung. Alle Morgen verrichtete er in seiner Hauskapelle (Lararium) seine Andacht, und da fanden sich, wie ein Schriftsteller seiner Zeit sagt, nebst den Familiengöttern (den Laren) auch die Bilder des Apollonius von Tyana, so wie die Bilder von Christus, Abraham, Orpheus und anderer dergleichen [11]). Christus war ihm also ein heiliger Religionsstifter, den er freilich neben andern, die der heidnischen und der jüdischen Religion angehörten, der Verehrung werth hielt. Daß er ihn vor andern ausgezeichnet oder ihn gar zum einzigen Gegenstand seiner Verehrung gemacht, daß er überhaupt eine Ahnung von dem hatte, was Christus dem Christen ist, das wird uns nicht gesagt, und ist sogar nach dem Gesagten unwahrscheinlich, ja geradezu unglaublich. — Mag er auch, wie ebenfalls berichtet wird [12]),

---

[11]) Ael. Lamprid. vita Alex. Sev. c. 29.

[12]) Ebend. c. 43.

mit dem Gedanken umgegangen sein, Christo einen Tempel zu errichten (was auch schon von Hadrian gemeldet wurde), so würde auch dieser Christustempel nur neben andern Tempeln gestanden haben. Aber schon diese Gleichstellung Christi mit den Göttern und den Weisen des Alterthums, dieser religiöse Eklekticismus ist bedeutsam für die Religionsgeschichte. Wir sehen darin einen Uebergang, der angestrebt wurde, wenn er auch freilich auf diesem Wege nicht zu vollziehen war. Einzelne Bruchstücke aus der Lehre Jesu scheinen überdieß dem Kaiser bekannt gewesen zu sein und seinen Beifall erhalten zu haben. So ließ er den Spruch: „Was ihr wollt, das euch die Leute thun sollen, das thut auch ihnen“, an die Wände seines Palastes und auf öffentliche Denkmäler schreiben [13]) und führte ihn öfter im Munde. Ja, seine Mutter Mammäa ließ, als sie sich in Antiochien aufhielt, den großen Kirchenlehrer Origenes aus Alexandrien zu sich berufen, um sich mit ihm über das Christenthum zu besprechen [14]). Ueber den Inhalt dieses Gespräches und den Erfolg desselben wissen wir freilich nichts; doch begegnet uns auch hier wieder ein Suchen nach Wahrheit, das aus der unbefriedigten Stimmung hervorging, in welcher die herabgekommene Volksreligion die Gemüther ließ. — Endlich zeigte sich auch Alexander den Christen günstig bei einem Rechtsstreite, den dieselben mit den römischen Garköchen hatten. Diese Köche sprachen ein Grundstück an, das bisher den Christen gehört hatte. Der Kaiser entschied zu Gunsten der Christen, denn es sei besser, daß an diesem Orte Gott auf irgend eine Weise verehrt, als daß er den Garköchen überlassen werde [15]). — Nichts desto weniger scheute sich dieser für die Christen so günstig gestimmte Kaiser, das Christenthum förmlich unter die im Staate geduldeten Religionen aufzunehmen und die von seinen Vorgängern erlassenen Edicte gegen dasselbe förmlich zu widerrufen. Im Gegentheil wurden diese Edicte in die Gesetzessammlung aufgenommen, die der Kaiser durch seinen Freund, den gelehrten Ulpianus veranstalten ließ. Auch sein Lebensende war ein gewaltsames. Als er in der Gegend von

---

13) Ebend. c. 51.
14) Euseb Kircheng. VI, 22.
15) Ael. Lamp. c. 49.

Mainz die gallischen Legionen in Ordnung bringen wollte, ward er von Meuterern überfallen und sammt seiner Mutter umgebracht im 25. Jahr seines Lebens.

Der rohe Thracier Maximinus, in seiner Jugend ein Viehhirte, dann ein Soldat, durch riesenmäßige Stärke ausgezeichnet, schwang sich zum Kaiser auf, und verfolgte nun aus Rache und aus persönlichem Haß gegen seinen Vorfahren, die Christen ebenso, wie dieser sie geschützt hatte [16]). Er richtete dabei sein Augenmerk besonders auf die Bischöfe, denen er nachstellen ließ, weil er wohl wußte, daß wo die Häupter fielen, die Glieder bald würden zersprengt sein. Dazu kam, daß unter seiner Regierung verheerende Erdbeben in Kappadonien und im Pontus ausbrachen, bei welchen die alte Volkswuth auf's Neue wider die Christen erregt ward. Nach drei Jahren war auch Maximin wieder beseitigt, indem er 238 vor Aquileja ermordet wurde.

In diese Regierungszeit des Maximin verlegt auch die Legende die Märtyrgeschichte der heil. Ursula und ihrer zehntausend Jungfrauen. Eine englische Prinzessin, Ursula, so lautet die Erzählung, sollte einem Heiden, Holofernes, vermählt werden. Sie erbat sich die Erlaubniß, erst eine Wallfahrt nach Rom zu thun und nahm zehn ihrer Freundinnen mit sich; jede dieser zehn aber hatte wieder ein Gefolge von tausend Jungfrauen, die aus allen Gegenden der Welt herbeikamen, an dieser großartigen Pilgerreise theilzunehmen. In Rom gesellte sich sogar der Papst Cyriacus ihnen bei. Als sie auf der Heimreise in die Gegend von Köln gelangten, wurden sie sämmtlich von den Hunnen erschlagen, die sich vor der Stadt gelagert hatten. — Mit dieser Legende steht auch in Verbindung die des heil. Pantalus, der der erste Bischof von Basel gewesen sein soll, so wie auch die der heil. Chrischona, die auch eine der 11000 Jungfrauen war und in Augst starb. Ihre Leiche ward auf einen Wagen gesetzt und mit ein Paar jungen Ochsen bespannt, die noch kein Joch getragen. Man ließ ihnen freien Lauf; sie führten die Leiche bergan durch des Waldes Dickicht, das von selbst sich lichtete, und hielten endlich stille an dem Orte, wo jetzt das nach ihr benannte Kirchlein in die weite Gegend freundlich hinaus-

---

16) Euseb Kircheng. VI, 28.

schaut. — Wir kehren wieder von der Legende zur Geschichte zurück. Nach Maximin gelangte Gordian III. auf den Thron, der sich sechs Jahre lang bis zum Jahr 244 wider innere und äußere Feinde behauptete, aber zuletzt den Ränken des Arabers Philippus erlag. Sowohl unter Gordian, als unter Philipp genossen die Christen Ruhe, etwa zehn Jahre lang. Ja, es geht die Sage, Philippus Arabs sei selbst Christ gewesen. Es wird sogar ausdrücklich erzählt, er habe in der Nacht vor Ostern an dem christlichen Gottesdienste theilnehmen wollen, der Bischof der Gemeinde aber sei ihm entgegen getreten und habe ihm erklärt, daß er wegen seiner Verbrechen (wahrscheinlich wegen der Ermordung seines Vorgängers Gordianus) nicht an den Mysterien des Gottesdienstes theilnehmen dürfe, bevor er Kirchenbuße gethan, und der Kaiser habe sich gutwillig dieser Buße unterzogen. Allein diese Sage bedarf sehr der Bestätigung [17]). Nur so viel ist gewiß, daß er sich, trotz seines sonstigen eben nicht lobenswerthen Charakters, den Christen günstig erwies, und ebenso gewiß, daß überhaupt um diese Zeit die Zahl der zum Christenthum Uebergetretenen immer bedeutender wurde, und daß jetzt auch schon Angesehene, Mächtige und Reiche sich unter ihnen befanden. Es war nicht mehr die verachtete jüdische Secte; es war eine Religionsgemeinschaft, die schon als eine ansehnliche Genossenschaft im Reiche auftreten konnte, aber eben als eine solche zog sie nun auch den Haß der Feinde nur um so mehr auf sich, und die mehrjährige Ruhe, deren die Christen mit wenigen Unterbrechungen von den Tagen des Septimius Severus an genossen hatten, glich dem heitern Himmel in der Sommerschwüle, an dem oft plötzlich die Wolken sich zusammenziehen und in ein furchtbares Gewitter ausbrechen. Dieß geschah unter der Regierung des Decius mit dem Beinamen Trajanus, der im Jahr 249 den Philippus Arabs besiegte und bis 251 regierte. Die Christenverfolgung unter Decius können wir als die erste planmäßige Verfolgung betrachten, die recht eigentlich darauf ausging, das Christenthum vom Erdboden zu vertilgen und die daher auch die meisten Versuchungen zum Abfall mit sich führte, während auch aus ihr eine Anzahl ruhmvoller Märtyrer

---

[17]) Euseb VI, 34.

hervorging. Vom römisch-heidnischen Standpunkt aus betrachtet, war die Erhebung des Decius zum Kaiser ein Gewinn für das Reich. Er gehörte unter die altrömischen Kraftnaturen, seine Verwaltung war ausgezeichnet und sein Ernst, womit er die altrömischen Sitten wieder einzuführen suchte, verdient alle Anerkennung. Eben sein Patriotismus war es, der ihn zur Herstellung der alten Staatsreligion hintrieb, und es ist mit Recht bemerkt worden, daß die gleiche Persönlichkeit dieses Kaisers, wäre sie ein halbes Jahrhundert später gekommen, mit eben so vieler Energie die Reste des Heidenthums würde verfolgt haben, wie sie jetzt dem Christenthum entgegentrat.

Im Jahr 250 erschien das verhängnißvolle Edict, das bei Todesstrafe die Christen verpflichtete, den Ceremonien der heidnischen Staatsreligion sich zu unterwerfen. Es wurde ein Termin öffentlich bekannt gemacht, bis zu welchem alle Christen bei den betreffenden Obrigkeiten sich zu melden hatten. Es blieb ihnen die einzige Wahl, Christum zu verleugnen und den Göttern ihre Opfer zu bringen oder als Verbrecher gegen den Staat zum Tode verurtheilt zu werden. Allgemeine Bestürzung erfolgte. Mehrere, namentlich von der Klasse der Reichern und Angesehenen, ließen sich wirklich zur Leistung dieser Opfer herbei, die Einen, nur mit Zittern und unter sichtbaren innern Kämpfen, die Andern mit leichterm Sinne, je nachdem das Christenthum tiefere Wurzel bei ihnen gefaßt hatte oder nicht. Da bewährte sich, sagt ein Kirchenlehrer, das Wort des Herrn: „Wie schwer werden die Reichen in das Himmelreich kommen.“ [18]) Die Einen begnügten sich, Weihrauch dem Bilde des Kaisers zu streuen, die Andern opferten den Göttern und fluchten Christo. Noch Andere ließen sich um Geld von den Statthaltern Scheine ausstellen, als ob sie das Edict befolgt hätten, obgleich es nicht der Fall war. Sie glaubten, so ihr Gewissen zu retten durch Bestechung und Nothlüge Man wird freilich über diese „Gefallenen“ — wie die Kirche sie nannte — milde urtheilen, wenn man vernimmt, welche ausgesuchte Marter ersonnen wurden, um durch sie die Christen vom Abfall zu bewegen. Um so mehr aber auch wird man die bewundern, die

[18]) Euseb VI, 41.

troß der angedrohten und angewandten Marter, Christum bekannten und den Peinigungen ihrer Verfolger einen unerschütterlichen Glaubens- und Todesmuth entgegensetzten. — So wird uns von einem fünfzehnjährigen Knaben, Dioscoros, in Alexandrien erzählt, der durch seine treffenden Antworten mitten unter den Martern dem Statthalter Bewunderung abnöthigte, so daß er ihn mit der Erklärung frei ließ, er wolle des unmündigen Alters wegen ihm Zeit lassen, sich eines Bessern zu besinnen. Einer Jungfrau, Apollonia, wurden erst alle Zähne ausgerissen und dann erlitt sie den Feuertod [19]). Der spätere Aberglaube des Mittelalters hat sie zur Heiligen erhoben, und sie bei Zahnschmerzen um ihre Hülfe angerufen. Auch in Karthago, wo Cyprian Bischof war, wüthete die Verfolgung. Cyprian entzog sich ihr durch die Flucht; was ihm, wie wir später sehen werden, viele Verdrießlichkeiten verursachte. Zu Cäsarea in Syrien starb im Gefängniß der alte Bischof Alexander von Jerusalem und eben so schmachtete daselbst in Banden der Kirchenlehrer Origenes, der später wieder, nachdem er viele Marter ausgestanden, befreit wurde. Der Bischof Babylas von Antiochien starb im Kerker; seine Ketten, mit denen er beladen war, wurden, nach seinem Wunsche, mit ihm begraben. In Smyrna litt der Priester Pionius nach wiederholten, aber vergeblichen Versuchen, ihn zum Abfall zu bewegen, den Feuertod. Auch der Bischof von Rom, Fabianus, fiel als Opfer. — Es läßt sich erwarten, daß sich die Legende auch hier geschäftig gezeigt hat, sowohl die Zahl der Märtyrer, als ihre Todesart in's Wunderbare zu vergrößern; sowie auch rein dichterische Sagen an diese Verfolgung sich geknüpft haben. Ich will nur einer dieser Dichtungen erwähnen; es ist die Geschichte der sieben Schläfer, deren Andenken der christliche Kalender auf den 27. Juni gestellt hat. — Zur Zeit der Verfolgung des Decius, so lautet die Sage, hatten sich sieben Brüder in eine Höhle bei Ephesus geflüchtet, die von den Heiden zugemauert wurde. Hier schliefen sie ein und schliefen an einem fort 200 Jahre bis in die Zeit des jüngern Theodosius, im Jahr 447. Da erwachten sie erst, und spürten einigen Hunger. Sie glaubten nur einen Tag geschlafen zu haben. Nun sandten

19) Euseb a. a. O.

sie einen der Ihrigen in die Stadt, um Speise zu kaufen. Dieser fand alles auffallend verändert, christliche Kirchen, wo früher heidnische Tempel gestanden, und er selbst wurde von Allen als eine fremde Erscheinung angestaunt. Der Bischof der Stadt begab sich dann mit einer großen Menge Volkes hinaus zu der Höhle, wo auch die übrigen Brüder sich befanden und worüber männiglich erstaunte. Nun aber sanken die sieben Schläfer in die Arme des Todes, um zu ihrer ewigen Ruhe einzugehen. — Offenbar will die Sage in dichterischer Einkleidung den Umschwung beschreiben, den die Lage der Christen während dieser Zeit genommen. Vielleicht, daß auch wirklich bei der Decischen Verfolgung eine Anzahl Christen in einer Höhle, darein sie sich geflüchtet, des Todes entschliefen und daß dieses zur Sage Veranlassung gab, indem der Tod schon frühzeitig von den Christen als ein Schlaf betrachtet wurde.

Im December 251 kam Decius auf seinem Feldzug in Mösien um. Unter seinem Nachfolger Gallus fielen die Gothen in's Reich ein. Dazu kamen Hungersnoth und Pest. Nach kurzer Unterbrechung wurden die Christenverfolgungen auch unter diesem Kaiser fortgesetzt. Die römischen Bischöfe Cornelius und Lucius traf Verbannung und Tod; doch die häufigen Kriege und Empörungen hinderten den Kaiser, seinen Verfolgungsplan durchzusetzen, und nach seiner Ermordung (253) trat abermals eine Zeit der Ruhe für die Christen ein, unter Valerianus. Aber auch diese dauerte nicht lange. Zeigte sich auch Valerianus anfänglich den Christen überaus günstig (worüber er von den damaligen Kirchenvorstehern auf's Aeußerste belobt wurde)[20]), so wußte ihn doch sein Günstling Macrianus umzustimmen, und im Jahr 257 erschien ein Befehl, wonach die Versammlungen der Christen geschlossen und ihre Bischöfe des Landes verwiesen werden sollten, wenn sie den Göttern die Verehrung verweigerten. Anfänglich waren jedoch die Strafen, die gegen die Christen verhängt wurden, noch milde, im Vergleich mit den bisherigen Grausamkeiten. Valerian begnügte sich erst mit Verbannung und Drohung; namentlich wurden auch mehrere Christen in die mauritanischen und numidischen Bergwerke

20) Euseb VII, 10.

abgeführt, um dort zu arbeiten. Bald aber nahm die Verfolgung eine blutigere Gestalt an. Das Edict vom Jahr 258 lautete: „Bischöfe, Presbyter und Diaconen der Christen sollen sogleich mit dem Schwerte hingerichtet werden, Senatoren und Ritter sollen ihre Würde und Güter verlieren, und wenn sie dennoch Christen bleiben, soll auch sie die Todesstrafe treffen. Frauen von Stande sollen (nach Einziehung ihrer Güter) verbannt, Christen am kaiserlichen Hofe als Sklaven behandelt, gefesselt und zur Arbeit auf die verschiedenen kaiserlichen Güter vertheilt werden." — Die Ersten, die als Opfer dieser strengen Maßregel fielen, waren der römische Bischof Sixtus II. und seine vier Diaconen, unter ihnen auch der Diacon Laurentius. Sixtus und drei seiner Diaconen wurden auf der christlichen Begräbnißstätte, wo sie ergriffen wurden, an's Kreuz geschlagen. Laurentius aber ward zu einer noch grausamern Marter ausersehen. Der römische Statthalter hatte von den Kirchenschätzen der Christen gehört und war lüstern nach denselben geworden. Er verlangte von Laurentius, daß er ihm diese herbeischaffe. Laurentius zeigte sich bereit; er wurde freigelassen, um die Schätze zu holen. Bald sah man ihn wiederkehren im Gefolge von Lahmen und Krüppeln. „Das sind unsere Schätze", sprach er. Dieß Benehmen ward ihm als Hohn gedeutet, und zur Strafe dafür ward er auf dem eisernen Stuhle der Feuergluth ausgesetzt. — Auch der berühmte Bischof Cyprian von Karthago kam in dieser Verfolgung um. Wir werden später auf ihn und sein Benehmen während der ganzen Zeit der Verfolgung, so wie auf seinen Tod zurückkommen. Für jetzt bemerken wir nur noch, daß Kaiser Valerian, von dem die Verfolgung ausgegangen, in seinem unglücklichen Kriege gegen die Perser gefangen wurde (259) und daß sein ihm unähnlicher Sohn, Gallienus, ein Toloranzedict erließ, wonach die christliche Kirche nach langen Leiden und Drangsalen zum erstenmal als eine gesetzmäßig bestehende Corporation im Reiche anerkannt wurde. Zwar hatte sich in den morgenländischen Gegenden Macrianus als Gegenkaiser aufgeworfen, aber im Jahr 261 unterlag er, und so trat auch dort das Edict in Kraft[21]). Der Zustand des römischen Reiches war aber um diese

[21]) Vgl. Euseb VII, 23.

Zeit ein überaus verwirrter. Bei seiner Trägheit vermochte Gallienus dem Andringen der fremden Völkerschaaren, der Perser, der Gothen, der Scythen, der Deutschen, nicht zu wehren. Dazu wiederholten sich die alten Landesplagen der Theurung und der Pest. Auch innere Unruhen brachen aus. Gallienus selbst hauchte sein Leben vor Mailand aus, wohin ihn der Bürgerkrieg gerufen (268); nun verdrängte wieder ein Gegenkaiser den andern, bis endlich unter Aurelianus (270) die Herrschaft sich wieder befestigte. — Wir brechen hier ab, um uns in der nächsten Stunde wieder dem innern Leben der Kirche zuzuwenden, und besonders die Männer näher zu betrachten, die während dieser Zeit als Lichter der Kirche geleuchtet und als ihre Säulen sich bewährt haben. — Clemens von Alexandrien, Origenes, Tertullian, Cyprian werden wohl mehr als eine Stunde unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen.

Dreizehnte Vorlesung.

Die innere Geschichte des dritten Jahrhunderts. — Die alexandrinische Schule. — Clemens von Alexandrien. — Christlicher Hymnus. — Origenes.

Das dritte Jahrhundert der christlichen Kirche, das wir (bis auf die drei letzten Jahrzehnte desselben) in der vorigen Stunde durchgangen haben, war, wie wir gesehen, ein sehr wechselvolles in Absicht auf die äußern Schicksale der Kirche. Man kann nicht sagen, daß es eine Zeit andauernder Verfolgungen, aber eben so wenig, daß es eine Zeit der Erquickung und der Ruhe gewesen sei, und jedenfalls gehörten die Verfolgungen, die in diese Zeit fallen, wie namentlich die unter Septimius Severus und die unter Decius, zu den blutigsten und gefahrvollsten, welche die Kirchengeschichte kennt. Wir wenden uns nun der innern Seite zu. Da werden wir finden, daß das dritte Jahrhundert im Vergleich mit dem zweiten und dem darauf folgenden vierten Jahrhundert weniger von dogmatischen Streitigkeiten bewegt war. Die rohern Formen des ebionitischen und gnostischen Christenthums waren, wo nicht überwunden, doch zurückgedrängt, und auch der Montanismus, der an Tertullian seinen Vertreter fand, wurde gerade durch diese ausgezeichnete Persönlichkeit gewissermaßen veredelt und nahm in ihm eine würdigere Gestalt an. Es war nicht etwa eine äußere Kirchengewalt, welche die häretischen Richtungen zum Schweigen brachte (obgleich die Einmischung des römischen Stuhles sich schon sehr bemerklich machte), sondern in der Kirche selbst fand sich ein Gegengewicht gegen den Irrthum. Es fehlte auch ihr nicht an scharfsinnigen Köpfen, an geistreichen Denkern, an kräftigen Na-

turen, die mehr durch die Autorität ihres Geistes, als durch äußeres und amtliches Ansehen die Theologie der Kirche in die rechte Bahn lenkten und ihr durch ihre eigenen Werke vorleuchteten. Nicht als ob diese Männer im vollen Besitz der reinen und absoluten Wahrheit gestanden hätten. Auch sie waren Kinder ihrer Zeit und berührt von den Einflüssen derselben. Die Irrthümer, die sie an den Häretikern bekämpften, schlichen sich oft nur unter anderer, sei es unter entgegengesetzter oder unter gemilderter Gestalt, bei ihnen selbst ein, oft ohne daß sie es wußten. Diese Irrthümer wurden aber bei ihnen weniger gefährlich, da sie von einer gläubigen Gesammtanschauung beherrscht waren, die eine eigentliche Ketzerei, ein antichristliches Bekenntniß nicht aufkommen ließ. — Wir würden auch sehr irren, wenn wir glaubten, die Väter, die wir als die Vertreter der Rechtgläubigkeit ihrer Zeit betrachten, hätten Alle bis auf's Wort miteinander übereingestimmt. Nichts weniger als dieß. Wir finden gerade in dieser Zeit die verschiedensten Geistes- und Glaubensrichtungen hervortreten, und weit entfernt, daß ein Kirchenlehrer nur das Echo des andern gewesen, ergänzen sie einander vielmehr auf die überraschendste Weise. In den Hauptpunkten freilich des christlichen Glaubens, in der Anerkennung der Thatsachen des Christenthums und der Grundlehren stimmten sie überein. Die sogenannte Glaubensregel (regula fidei) lautete überall gleich, in der alexandrinischen, wie in der nordafrikanischen, in der kleinasiatischen, wie in der römischen und gallischen Kirche. Es waren dieß jene Haupt- und Grundsätze, wie wir sie in unserm apostolischen Glaubensbekenntniß haben, das freilich nicht von den Aposteln selbst verfaßt ist, ja, das in seiner jetzigen Gestalt nicht einmal bei den ältesten Gemeinden gefunden wird, aber das seinem Hauptinhalt nach gleichwohl vorhanden war, in Gestalt der Glaubensregel. — Glaube an Gott Vater, den allmächtigen Schöpfer Himmels und der Erde; Glaube an Jesum Christum als den Sohn Gottes, der von Maria der Jungfrau geboren, gelitten hat, der gestorben, auferstanden und in den Himmel erhöht ist und der wieder kommen wird zum Gericht; Glaube an einen heiligen, die Kirche leitenden und erfüllenden Geist; Glaube an Sündenvergebung, an Auferstehung des Leibes und an ein ewiges Leben, — das sind die Grundzüge, an denen die ganze katho-

lische, d. i. die allgemeine Kirche, im Gegensatze gegen die Häretiker festhielt. Die Auffassung dieser Lehren aber, die Verknüpfung derselben unter einander, die Gedankenvermittlung war eine durchaus freie, die der Eigenthümlichkeit des Denkers allen Spielraum ließ, und von einer engherzigen Buchstabenorthodoxie war keine Zeit ferner, als eben diese. Für einen todten Buchstaben, für eine theologisch-juridische Formel hätten sich auch wahrlich die Menschen nicht foltern und verbrennen lassen; aber sie wußten zu sterben für den Glauben und für die Freiheit des Glaubens.

Es dürfte unserer Betrachtung förderlich sein, wenn wir das Gesagte veranschaulichen durch die genauere Schilderung zweier Hauptrichtungen, die sich beide in der afrikanischen Kirche dieser Zeit aufthaten, die eine nach der Ost-, die andere nach der Westgrenze des mittelländischen Meeres zu, die eine also in der orientalischen, die andere in der occidentalischen Kirche; in Alexandrien, die eine, in Karthago und dessen Umgegend die andere. — Nicht ohne wehmüthige Empfindungen können wir diesen Betrachtungen uns hingeben, wenn wir bedenken, daß gerade diese Gegenden, in denen einst das Christenthum zur schönsten, kräftigsten Blüthe sich erschloß, nun öde und wüste liegen, bedeckt von der Nacht des religiösen Irrthums. An dem einen Orte nur spärliche, todte Ueberreste früherer kirchlicher Zustände, an dem andern die ersten Anfänge einer neuen christlichen Cultur!

Beginnen wir mit der alexandrinischen Richtung. — Alexandrien, diese von Alexander dem Großen (332 vor Chr.) gebaute, ihm zu Ehren benannte Stadt, hatte eine eigene Stellung in der Weltgeschichte erhalten. Durch ihre glückliche Lage auf der schmalen Landzunge, welche den See Mareotis vom mittelländischen Meere scheidet, mit ihren geräumigen Seehäfen, ihrem weltberühmten Leuchtthurm auf der Insel Pharus, ihrem belebten Handel, sollte sie unter dem Beinamen der „Großen" die natürliche Vermittlerin werden der morgen- und abendländischen Bildung. Die Nachfolger Alexanders, die Ptolemäer, besonders Ptolemäus Soter (der Sohn des Lagus) und Philadelphus hatten Alexandrien zu einem ausgezeichneten Sitz der Gelehrsamkeit erhoben. Nicht nur zogen sie berühmte Männer, Dichter, Redner, Sprachforscher und Philosophen dahin, sondern die ungeheure Bibliothek mit ihren 400,000 Bänden,

deren größerer Theil jedoch später unter Cäsar ein Raub der Flammen wurde, das prachtvolle Museum, in dem schönsten Theile der Stadt gelegen, in welchem Hunderte von Gelehrten freie Wohnung und Unterhalt hatten, wo sie zusammen arbeiteten und studirten, machten Alexandrien zur Bildungsstätte der Wissenschaft und Kunst, die einzig in ihrer Art war. Nachdem mit Kleopatra der ägyptische Königsstamm untergegangen, setzten die römischen Herrscher, unter ihnen namentlich Hadrian und die Antonine, ihre Ehre darein, der Stadt diesen Ruhm zu erhalten und zu mehren. Und so ging denn von diesem Alexandrien vielfach geistige Anregung und ein geistiges Leben aus, das unter dem Namen der alexandrinischen Wissenschaft, der alexandrinischen Bildung und Gelehrsamkeit bekannt ist. Das Verdienst dieser alexandrinischen Bildung bestand allerdings zunächst nicht in dem Reichthum und der Originalität neuer geistiger Schöpfungen; auf die Zeit der Production war in der griechischen Litteratur die Zeit des Sammelns, des Sichtens, des Ordnens gekommen. Das alexandrinische Zeitalter war mehr ein kritisches, philologisches, grammatisches, als ein poetisches und wahrhaft philosophisches zu nennen. Der Schulwitz konnte nur allzu leicht in Pedantismus, die Correctheit in prosaische Nüchternheit, die Kunstkritik in Kleinmeisterei, die Vielwisserei in Oberflächlichkeit ausarten, und vor lauter Commentiren und Excerpiren der dichterischen Schönheiten lief der Geist Gefahr, unter diesen Operationen zu verfliegen und zu verdunsten; so daß, mit dem Dichter zu reden, nur das Phlegma zurückblieb. Es wäre aber ungerecht, die Leistungen dieser Alexandriner zu geringe anzuschlagen. Ihrem Fleiße und ihrer Genauigkeit haben wir so vieles zu verdanken, was uns jetzt das Studium der Klassiker ermöglicht und erleichtert. — Doch von diesen Leistungen der griechisch-alexandrinischen Gelehrsamkeit im Allgemeinen haben wir hier zunächst nicht zu reden. Wir haben es mit einem eigenthümlichen Zweige der Philosophie, mit der Religionsphilosophie zu thun, welche die alexandrinische Bildung nicht aus sich selbst, sondern aus dem Stamme des Judenthums sowohl als des Heidenthums hervortrieb und an welchen dann wieder die christlich-theologische Bildung des dritten Jahrhunderts sich anschloß. — Wir haben schon früher bemerkt, daß nach dem Untergang des jüdischen

Staates sich eine bedeutende Anzahl Juden in Alexandrien niedergelassen hatten. Sie genossen daselbst freie Religionsübung, wurden aber dabei auch mit der griechischen Wissenschaft bekannt. Sie suchten nun ihren alttestamentlichen Glauben mit der Weisheit der Hellenen wo möglich in Uebereinstimmung zu setzen. Was in der Bibel Menschliches, oder besser gesagt, Jüdisches, den feinen Griechen und ihrem Geschmacke Anstößiges von Gott gesagt wurde, das lösten sie in allgemeine, wie sie glaubten, mehr geistige, dem philosophischen Denken angemessene Begriffe auf; dadurch verwischten sie das eigenthümliche Gepräge der biblischen Vorstellungsweise und brachten so ein gräcisirtes, ein nach der damaligen Zeitbildung aufgestutztes Judenthum zu Stande. Der Hauptvertreter dieser jüdisch-alexandrinischen Religionsphilosophie ist der Jude Philo, der ungefähr zur Zeit Christi lebte [1]) und in hohem Ansehen stand. Er war ein tiefer und feiner Denker, ein frommer und gebildeter Mann; aber seine Bibelerklärung war im höchsten Grade willkürlich, indem er das Geschichtliche derselben mehrentheils in Allegorie auflöste und überhaupt die religiösen Vorstellungen seines Volkes in die platonisirende Philosophie umzusetzen sich bemühte. — Gleich wie das dahinsterbende Judenthum, so suchte auch das verkommene Heidenthum sich mit Hülfe der Philosophie zu restituiren. So war, ebenfalls in Alexandrien am Ende des zweiten Jahrhunderts die sogenannte neuplatonische Schule entstanden, welche durch den Beisatz orientalischer Mystik die alte Volksreligion wieder zu heben suchte, indem sie gerade, wie Philo die biblischen Geschichten, so die heidnischen Mythen allegorisch deutete und die tiefern, religiösen Ideen, die unter ihrer Hülle verborgen sein sollten, an's Licht hob. Vertreter dieser neuplatonischen, heidnischen Mystik war der gelehrte Plotinus, ein Gegner des Christenthums. Aber wie die absterbenden Religionen an diesen Stab der alexandrinischen Philosophie sich anlehnten, so sehen wir auch das jugendlich aufblühende Christenthum an eben diesem Stab empor ranken. Die Gnostiker,

---

[1]) Er ist etliche Jahre vor Christo geboren; zur Zeit des Caligula ward er noch als Greis an der Spitze einer jüdischen Gesandtschaft nach Rom gesendet, um sich bei dem Kaiser über die seinem Volke wiederfahrenen Bedrückungen zu beklagen. Vgl. über ihn J. G. Müller, des Juden Philo Buch von der Weltschöpfung. Berlin 1841.

deren wir früher gedacht haben, hingen ja genau mit dieser Richtung zusammen, und gerade in Alexandrien blühten ihre vorzüglichsten Schulen. — Nun aber sehen wir in demselben Alexandrien auch wieder solche Männer auftreten, welche dem pseudochristlichen Gnosticismus eine wahre christliche Gnosis, eine theologisch-philosophische Speculation, auf Grundlage der christlichen Offenbarung, entgegensetzten. Und von diesen christlichen Alexandrinern und ihrer Schule haben wir nun zu reden. Um jedoch ihr Streben und Wirken ganz zu begreifen, müssen wir noch ein Weiteres vorausschicken.

Jemehr das Christenthum an äußerer, wie an innerer Selbstständigkeit gewann, desto nöthiger war es, auf eigene Unterrichtsanstalten, auf eigene Pflanzschulen theologischer Wissenschaft bedacht zu sein. Die ersten Verbreiter des Christenthums waren keine Gelehrten gewesen. Die unmittelbare Verkündung des göttlichen Wortes, wie sie den Aposteln und Evangelisten obgelegen, bedurfte keiner Nachhülfe menschlicher Wissenschaft. Der Geist Gottes, der Geist der Wahrheit von oben, erwies sich mächtig in ihrer Predigt, und auch die ersten Gläubigen, die von der Macht dieser apostolischen Predigt ergriffen wurden, brauchten nicht viel zu lernen, d. h. nicht viel in ihren Kopf aufzunehmen, um Christen zu werden. Hatten sie nur Christum in ihr Herz aufgenommen, hatten sie nur die Abscheulichkeit der Sünde erkannt und sich entschlossen, ein neues Leben zu führen nach den Vorschriften Christi, so war auch kein Hinderniß da, sie sofort durch die Taufe in den Bund der Christen aufzunehmen. So sprach jener Kämmerer zu Philippus: Siehe da ist Wasser, was hindert's, daß ich mich taufen lasse? und Philippus taufte ihn (Apostelg. 8, 36—38). — Anders wurde es in der spätern Zeit. Die praktischen Wahrheiten des Christenthums blieben zwar nach wie vor dieselben, und daß diese mit dem Herzen und nicht nur mit dem Kopfe mußten aufgenommen werden, das blieb evangelisches Grundgesetz bis auf diesen Tag. Aber jemehr das Christenthum nun einmal auch verflochten war in die Bildung der Welt, je verwickelter der Kampf geworden war mit der Welt und ihrer Anschauungsweise, desto nothwendiger wurde eine wissenschaftliche Befähigung von Seiten der Lehrer und auch eine gewisse Vorbereitung von Seiten

derer, die den wichtigen Uebertritt aus dem Heidenthum in das Christenthum thun wollten. Eine solche Vorbereitung wurde nun durch die Kirche angeordnet durch das Institut der Katecheten und der Katechumenen, das schon mit dem zweiten Jahrhundert sich auszubilden anfing. Ehe Einer die Taufe erhielt, sollte er erst gründlich in den Lehren des Christenthums unterrichtet, er sollte nach und nach in die Geheimnisse desselben eingeweiht, mit seinen Gefahren, wie mit seinen Segnungen bekannt gemacht werden. Die Kirche sollte auch Zeit haben, seine Gesinnung zu prüfen, seinen Wandel zu beobachten, ehe sie ihm den Zutritt zu ihren Sacramenten gestattete. Diese Zöglinge der Kirche nannte man Katechumenen, und theilte sie mit der Zeit wieder in verschiedene Klassen und Stufen ein, die sie durchgehen mußten, ehe man sie zur heil. Taufe zuließ und sie förmlich in die heilige Brüdergemeinschaft aufnahm. Diejenigen aber, welche diese Katechumenen in den Grundlehren des Christenthums unterrichteten und sie dann nach genossenem Unterrichte feierlich in die Gemeinschaft einführten, hießen Katecheten. Diese Katecheten, zu denen oft sehr gebildete Männer, die sich erst in reifern Jahren dem Christenthum zuwandten, in die Schule gingen, konnten natürlich keine ungebildeten Leute sein; es genügte nicht mehr wie früher der schlichte Christensinn und die Frömmigkeit des Herzens; die Lehrer des Christenthums mußten mehr als Andere gerüstet sein auf alle möglichen Fragen und Einwürfe ihrer Schüler; auch sie bedurften der Vorbereitung auf ihren wichtigen Beruf, und so mußte denn die Kirche, wie sie für den Unterricht der Katechumenen sorgte, auch für den Unterricht der Katecheten sorgen, sie mußte mit einem Wort theologische Lehranstalten gründen, aus welchen dann wieder gebildete Lehrer der Kirche hervorgingen. Eine solche Lehranstalt, ein solches Seminar, oder eine Katechetenschule wurde nun schon um die Mitte des zweiten Jahrhunderts in Alexandrien gegründet durch Pantänus, einen frühern stoischen Philosophen, der, wie wir früher erwähnt haben, das Christenthum auch von Alexandrien aus nach Indien zu bringen suchte. Von seinen Schriften besitzen wir nichts mehr. Dagegen sind uns sein Schüler Clemens von Alexandrien und wieder der Schüler dieses Cle-

mens, Origenes, als die trefflichsten Lehrer dieser Schule bekannt. Von diesen Beiden lassen Sie uns nun reden.

Titus Flavius Clemens, mit dem Beinamen des Alexandriners (um ihn von dem römischen Bischof Clemens zu Ende des ersten Jahrhunderts zu unterscheiden), war erst ein Heide; ob in Athen oder in Alexandrien selbst geboren? ist unermittelt. Es ging ihm wie Justin dem Märtyrer. Auch er hatte eine litterarisch-philosophische Bildung, aber nicht die Befriedigung des Geistes und Herzens erlangt, die diese Bildung ihm bringen sollte. Er wurde Christ; die nähern Umstände seiner Bekehrung sind uns nicht bekannt. Er machte bedeutende Reisen im Morgen- und Abendlande, lernte, beobachtete, erforschte die Sitten der Heiden, der Juden und der Christen. Besonders lag ihm daran, mit solchen Männern in Berührung zu kommen, deren Erinnerung noch hinanreichte an die Zeit der Apostelschüler, um von ihnen die reine Lehre und Ueberlieferung des Christenthums zu vernehmen Sein Lehrer Pantänus übte besonders einen großen Einfluß auf ihn und führte ihn in das Studium der christlichen Philosophie ein. Clemens schloß sich an keine der vorhandenen Schulen an, sondern „was sich in jeder Philosophie Herrliches findet, was den Menschen zur Gerechtigkeit und zur Frömmigkeit führt", das suchte er sich anzueignen, das nannte er Philosophie. In diesem Sinne war ihm das Christenthum die höchste aller Philosophien, der Gipfel alles Denkens, alles Strebens und Forschens. — Auch im Heidenthum anerkannte Clemens etwas Göttliches. Die Edelsten unter den Weisen des Alterthums waren berührt von jenem höhern Vernunftleben, das von der Gottesverwandtschaft des Menschen zeugt. Der Logos, die göttliche Vernunft, hatte sein Werk auch unter den Heiden; er wirkte vorbereitend, anregend auf die persönliche Erscheinung Christi hin; eine Vorstellung, die wir auch schon bei Justin dem Märtyrer gefunden haben und die sehr absticht gegen die harten und verdammenden Urtheile, welche manche der strengern Lehrer nicht nur über die Religion der Heiden, sondern auch über ihre Philosophie fällten.

Clemens trat um's Jahr 189 in die Fußtapfen seines Lehrers Pantänus als Lehrer an der Katechetenschule in Alexandrien. Er begriff seine Aufgabe und seine Zeit vollkommen. Was wir vor-

hin bemerkten, in Absicht auf die frühere apostolische Lehrweise und ihren Unterschied von der, die später nothwendig wurde, das war auch ihm ganz klar geworden. „Die Apostel und Propheten", sagt er, „waren allerdings vom heil. Geist erleuchtet: wir aber dürfen, wenn wir den Sinn ihrer Werke verstehen wollen, nicht auf eine ähnliche Inspiration rechnen; an ihre Stelle tritt für uns die wissenschaftliche Geistesbildung." — Zwölf Jahre hatte Clemens im Segen gewirkt, als die Verfolgung unter Septimius Severus ausbrach, die, wie wir gesehen haben, sich auch über Aegypten und die alexandrinische Kirche verbreitete. Clemens war genöthigt zu fliehen; er hielt eine solche Flucht für erlaubt und gerechtfertigt durch das Beispiel des Herrn selbst. Er kam nach Jerusalem, wo er eine christliche Schule anlegte, und nach Antiochien. Ob er wieder nach Alexandrien zurückkehrte, wissen wir nicht; auch das Jahr seines Todes ist nicht genau bekannt; er muß um's J. 217 gestorben sein. — Von den christlichen Schriften dieses Mannes nur so viel. In seiner Ermahnungsrede an die Hellenen sucht er die Vorzüge des Christenthums vor der griechischen Philosophie darzuthun und bekämpft darin das Unsittliche des Heidenthums. In einer zweiten Schrift, dem Erzieher (Pädagogen), zeigt er, wie der Logos, der göttliche Menschenerzieher, die Menschheit erzogen habe und sie noch erzieht. Das Werk enthält zugleich eine christliche Sittenlehre, worin Clemens treffliche Vorschriften über das Verhalten der Christen giebt und wobei er sich bis in alle Einzelheiten des christlichen Lebens einläßt. Sein größtes und bedeutendstes Werk führt den Namen Stromata, d. i. Teppiche, Tapeten, worin er in bunter Mischung (daher der Name) philosophische Probleme aufwirft und beantwortet und worin er namentlich die Gnostiker bekämpft. Endlich hat er noch eine kleine Schrift über den Spruch des Herrn verfaßt: Es sei leichter, daß ein Kameel durch ein Nadelöhr gehe, als daß ein Reicher in's Reich Gottes komme.

Ohne Sie hier in die Tiefen seiner Speculation einzuführen, begnüge ich mich, Einiges aus den praktischen Lehren des Clemens hervorzuheben; denn so sehr auch dieser treffliche Mann bemüht war, die christlichen Lehren auch dem philosophischen Gedanken zugänglich zu machen, so weit war er von jenem Wissenshochmuthe

entfernt, der nur mit Verachtung und Bedauern auf die unphilosophische Menge der Gläubigen herabsieht. So viel ihm auch daran lag, daß der Glaube zur klaren, bewußten Erkenntniß sich ausbilde und zur theologischen Wissenschaft sich entfalte, so war und blieb ihm doch der Glaube selbst die Grundlage alles Erkennens und die nothwendige Bedingung alles Wissens in göttlichen Dingen. Was der Athem für das leibliche Leben, das ist ihm der Glaube für das Leben der Seele. Wo aber der rechte Glaube ist, da ist auch die Liebe, und auch sie ist es erst, die den Menschen in die rechte Erkenntniß einführt, und zugleich ist sie die Quelle aller christlichen Tugenden, das eigentliche Princip der christlichen Moral. Darum stellt auch Clemens das Gebet so hoch. Es ist ihm nicht ein äußeres Werk, sondern fortwährender Umgang der Seele mit Gott. „Wenn wir auch nur lispeln, wenn wir, ohne die Lippen zu regen, schweigend mit Gott reden, so schreien wir zu ihm in unserm Inwendigen; denn die ganze inwendige Richtung zu ihm hin, erhört Gott immerdar.“ „An jedem Orte betet der wahre Christ. Auch wenn er lustwandelt, auch wenn er mit Andern verkehrt, in der Stille, bei'm Lesen und was er Vernünftiges thut und treibt, immerhin betet er auf alle Weise. Und wenn er auch in seinem Kämmerlein nur an Gott denkt und mit stillen Seufzern den Vater anruft, so ist dieser nahe und ist bei ihm, während er noch mit ihm redet.“

In Clemens verbindet sich der christliche Denker auf's Schönste mit dem edlern Gemüthsmenschen; es drückt sich in ihm das Leben der Frömmigkeit aus, wie es in den ächten Mystikern der spätern Zeit, wie es namentlich in einem Gerson, in einem Joh. Wessel, in einem Fénélon zu Tage tritt. Auch als christlicher Dichter verdient Clemens beachtet zu werden. Er hat christliche Hymnen verfaßt, von denen noch einer auf uns gekommen ist, den ich Ihnen in deutscher Uebersetzung mittheilen will [2]).

---

2) Ich habe die Form des Reimes gewählt, um diesen Hymnus unserer Zeit näher zu bringen. Dieselbe Uebersetzung habe ich schon früher mitgetheilt; in ihrem ersten Entwurfe in meinem Aufsatz über altchristliche Hymnen, Basler wiss. Zeitschr. 4. Jahrg. 3. Heft, dann verbessert in einer Anzeige „Pipers Ausgabe dieses Hymnus, in Rheinwalds Repertorium Bd. XIV, S. 114.“. Hier erscheint er in einer dritten Ueberarbeitung.

Hymnus.

Ungelenker Füllen Zügel,
Nie verirrter Vöglein Flügel,
Steuerruder, ohn' Gefährde,
Hirt der königlichen Heerde,
Sammle, sammle in der Runde
Um dich her der Kinder Kreis,
Daß sie aus der Unschuld Munde
Singen ihres Führers Preis.

Großer König der Geweihten,
Du des hochgebenedeiten
Vaters allbezwingend Wort,
Quell der Weisheit, starker Hort
Der Bedrängten fort und fort;
Der da ist und der da war,
Der da sein wird immerdar,
Jesu, aller Welt Befreier,
Heger, Pfleger, Zügel, Steuer,
Himmelsfittig, o du treuer
Hüter der allheil'gen Schaar.

Fischer, der mit süßem Leben
Fischlein lockt, geweiht dem Guten,
Aus der Bosheit argen Fluthen,
Rettend sie an's Land zu heben,
Führe du, o Herr der Reinen,
Hirte, führe du die Deinen
Deine Pfade, Christi Pfade,
Deinen Weg, den Weg der Gnade.
Wort aus Gott von Anbeginn,
Unbegrenzter Gottessinn,
Der Barmherzigkeiten Quelle,
Ewigklare Lichteshelle,
Der du unsre Tugend bist,
Tugendspender, Jesu Christ!
Himmelsmilch, der Weisheit Gabe,
Die als eine süße Labe
Aus dem Schooß der Gnadenbraut
Mild auf uns herniederthaut.
Die wir mit des Säuglings Lust
Hängen an der Mutter Brust,
Uns in diesem Thau der Gnaden
Uns im Geiste rein zu baden:

Laß in Einfalt wahr und rein
Unser frommes Loblied sein;
Daß wir für die Lebensspeise
Deiner Worte, dir zum Preise
Singen, dir, dem starken Sohn,
Im vereinten Liedeston.
Auf denn, auf, ihr Christgebornen,
Auf du Volk der Auserkor'nen,
Schwinge dich, o Friedenschor,
Zu des Friedens Gott empor.

Die Sprache hat allerdings für uns etwas Schwülstiges; der rasche Wechsel der Bilder etwas Störendes; wir werden dabei noch erinnert an die Lobgesänge auf griechische Gottheiten; aber gerade diese Eigenthümlichkeit muß in geschichtlicher Beziehung uns ansprechen, wenn wir sie auch nicht zum Muster nehmen wollen für unsere Zeit. — So viel von Clemens.

Jetzt wenden wir uns zu seinem berühmteren Schüler **Origenes**.

Origenes, dieser größte der Kirchenväter aus der Zeit der drei ersten Jahrhunderte, ist geboren im Jahr 185 [3]). Sein Vater **Leonides** sah in dem Knaben, dessen Geistesgaben sich frühzeitig auf's Herrlichste entwickelten, ein Geschenk des Himmels. Oft, wird erzählt, wenn der Knabe schlief, schlich sich der beglückte Vater an sein Lager und entblößte seine Brust, um sie zu küssen, als einen Tempel, darin der Geist Gottes wohne. Aber darum machte er das Kind nicht zu seinem Götzen; er hielt es unter strenger Zucht; vor allem aber suchte er es einzuführen, nicht nur in die Tiefen der menschlichen Wissenschaft, sondern vor allem in die Tiefen der Erkenntniß Gottes. Er selbst unterrichtete seinen Sohn in der Grammatik, Logik, Rhetorik und Mathematik, vornehmlich aber in der christlichen Heilslehre. Kein Tag verging, da nicht der Knabe in den heiligen Schriften zu lesen angehalten wurde, und frühzeitig erwachte bei diesem Lesen in ihm die Begierde nach tieferer Schrifterkenntniß. Oft setzten seine Fragen den Vater in Erstaunen; aber er ließ sich nichts merken, sondern verwies dem Knaben vielmehr seinen Fürwitz und ermahnte ihn, bei dem nächsten praktischen

3) Euseb VI, 2 ff.

Sinne der Bibel stehen zu bleiben, statt über den in ihr verborgenen Geheimnissen zu grübeln. Nachdem so der Vater den ersten Grund zu seiner Frömmigkeit wie zu seiner Gelehrsamkeit gelegt hatte, kam Origenes in die Katechetenschule, der Clemens vorstand. Siebzehn Jahre alt war er, als die Verfolgung unter Septimius Severus ausbrach, in der sein Vater, wie wir früher erwähnt haben, den Märtyrtod fand. O wie gerne hätte der Sohn das Loos des Vaters getheilt! Nichts schien ihm wünschenswerther, als sein junges Leben für die Sache Christi hinzuopfern. Als er durch die List seiner Mutter, die ihm seine Kleider verbarg, abgehalten wurde, dem Vater in's Gefängniß zu folgen, da schrieb er ihm wenigstens einen Brief, in dem er ihn auf's Rührendste zur Standhaftigkeit ermunterte. — Nach dem Tode des Vaters ward er mit seiner Mutter und seinen sechs Geschwistern in das Haus einer reichen Dame in Alexandrien aufgenommen; doch bald suchte er eine selbstständige Stellung zu erringen, indem er sich seinen Unterhalt durch Ertheilung von Lehrstunden gewann. Ja, bald sah er sich durch die Umstände genöthigt, an der verwaisten Katechetenschule (denn auch Clemens war geflohen) als einstweiliger Lehrer aufzutreten. Seine freiwillige Leistung fand bald Anerkennung und der Bischof von Alexandrien, Demetrius, übertrug dem achtzehnjährigen Jüngling förmlich die erledigte Lehrstelle im J. 203. Nun widmete er Zeit und Kräfte ganz dem wichtigen Amte, und verband mit den unabläßlichen Studien die strengste Zucht des Leibes und des Geistes. Dieser Abhärtung wegen hat man ihn den Stählernen, den Demantenen genannt. Auch in den erneuten Verfolgungen, die über die Kirche ausbrachen, bewahrte er den alten Glaubensmuth und leuchtete Allen durch sein Beispiel vor. Er tröstete die Märtyrer, er begleitete sie zur Richtstätte, er setzte sich selbst jeder Gefahr aus; doch sollte er nicht selbst den Zeugentod sterben, sondern noch länger wirken für die Zwecke des göttlichen Reiches. — Seine Lehrthätigkeit wurde eine immer ausgedehntere, und er selbst scheute sich nicht, auch von heidnischen Philosophen sich noch weiter in das Studium der Weltweisheit einführen zu lassen, damit er auf diesem Wege um so leichter die Weisen und Gebildeten für das Christenthum gewinnen könne. Mit dem philosophischen Studium ging aber das Bibelstudium Hand in Hand, und noch

in reifern Jahren lernte er das Hebräische, um das alte Testament aus der Grundsprache erklären zu können. — Bald verbreitete sich der Ruf des berühmten Lehrers und Gelehrten im Morgenlande. Ein arabischer Fürst ließ ihn zu einer Unterredung einladen, über deren Erfolg wir übrigens nichts Näheres wissen. Unter der Regierung Caracalla's, der zwar nicht die Christen verfolgte, aber gegen Alexandrien und dessen Schulen wüthete, zog sich Origenes nach Cäsarea in Palästina zurück; auch da widerfuhr ihm von allen Seiten die größte Ehre, und obgleich er keine geistliche Weihe als Priester erlangt hatte, predigte er gleichwohl vor der Gemeinde. Daß er von der Mutter des Alexander Severus, Julia Mammäa, nach Antiochien berufen worden sei, um mit ihr über das Christenthum sich zu unterreden, haben wir das letztemal bemerkt. Diese vielfachen Auszeichnungen erregten freilich auch den Neid Anderer. Der Bischof Demetrius von Alexandrien, ein früherer Gönner unsers Origenes, hatte es nur ungerne gesehen, daß dieser in Cäsarea gepredigt, ohne eine geistliche Würde zu haben. Noch übler empfand er es, daß er die Presbyterwürde nicht aus seinen Händen empfing, sondern von den palästinensischen Bischöfen in Jerusalem und Cäsarea sich hatte weihen lassen. Er nahm nun seine Zuflucht zu Verdächtigungen; die freisinnige Lehrart des Origenes gab ihm dazu den besten Vorwand. Wie oft hat sich doch hinter den Eifer für Orthodoxie ein kleinlicher Neid versteckt, leider auch bei solchen, denen man eine bessere Gesinnung zutrauen sollte! Nachdem Origenes freiwillig Alexandrien verlassen, regte Demetrius auch hinterher noch die ägyptischen Geistlichen wider ihn auf; um so freundlicher ward der gelehrte Mann zum zweitenmal in Cäsarea empfangen. Da eröffnete er eine gelehrte christliche Schule, welche in kurzer Zeit zu einer außerordentlichen Blüthe gelangte und sogar mit der von Alexandrien wetteiferte. Aber ein neuer Sturm erhob sich, der die eben aufgegangenen Blüthen wieder zu zernichten drohte. Wir haben schon der Drangsale erwähnt, die über die Christenheit unter Maximin, dem Thracier, hereinbrachen. Origenes wurde abermals zur Flucht genöthigt; er begab sich nach Cäsarea in Kappadocien, und erst als der Sturm sich gelegt hatte, kehrte er wieder nach Palästina zurück. Da luden ihn die christlichen Bischöfe von Arabien zu sich ein, um einen

ihrer Amtsgenossen, den Beryll von Bostra, wieder auf den rechten Weg der Lehre zu leiten, nachdem er sich von demselben eine Zeitlang entfernt und sich den früher erwähnten Patripassianern angeschlossen hatte. Ebenso mußte er andere arabische Lehrer widerlegen, welche die seltsame Behauptung aufstellten, die Seele sterbe im Tode mit dem Leibe zugleich und werde erst am jüngsten Tage wieder mit ihm auferweckt. Auch diese brachte Origenes von ihrem Irrthum zurück, indem er die Unsterblichkeit der Seele gegen sie vertheidigte. So bewies derselbe Mann sich als eine Stütze der Rechtgläubigkeit, der in seinem eigenen Vaterlande als Irrlehrer verschrieen war. Daß er aber nicht nur mit dem Kopfe den Christenglauben gegen irrthümliche Fassungen zu vertheidigen, sondern auch das Leben für Christum einzusetzen bereit war, davon hat er in der Decischen Verfolgung, die, wie wir gesehen haben, im Jahre 250 ausbrach, die glänzendste Probe abgelegt. Er wurde ergriffen und in's Gefängniß geworfen; sein Hals ward mit eisernen Ketten belastet, seine Füße wurden in den Block gespannt; auch die Folter hielt er mannhaft aus. Schon drohte ihm der Tod durch's Feuer, als der Tod des Kaisers den Verfolgungen ein Ende machte und Origenes wieder auf freien Fuß gesetzt ward, allein die Mißhandlungen, die er erduldet, ließen unaustilgliche Spuren zurück; er starb, wahrscheinlich in Folge derselben, im Jahre 254 zu Tyrus im 69. Jahre seines Alters.

Origenes war ein überaus fruchtbarer Schriftsteller. Er war nicht nur christlicher Denker und Philosoph; er war Gelehrter im ganzen Umfang des Wortes. Von den Lehrern der drei ersten Jahrhunderte hat keiner wie er das theologische Wissen nach allen verschiedenen Richtungen hin gefördert, keiner verhältnißmäßig so viel geschrieben. Das Bibelstudium verdankt ihm die mühsamsten Vorarbeiten. Mit großen Kosten, die sein Freund Ambrosius, ein reicher Mann in Alexandrien, aufwendete, hatte er die verschiedenen griechischen Uebersetzungen des alten Testamentes zusammengebracht und sie mit dem hebräischen Grundtexte vergleichend zusammengestellt in einem Werke, das noch jetzt von den Gelehrten geschätzt wird [3]). Ueber alle Bücher der heil. Schrift hat er theils gelehrte

---

[3]) Unter dem Namen der Hexapla.

Commentare geschrieben, theils praktische Vorträge (Homilien) gehalten, die von den kunstgeübten Händen christlicher Jungfrauen nachgeschrieben worden sind und die wir, Dank sei es ihnen, noch besitzen. Das Ganze der christlichen Glaubenslehre hat er zuerst in eine Art von System gebracht und den Grund zu dem gelegt, was wir christliche Dogmatik nennen [4]). Gegen den Celsus, von dem wir früher gesprochen, hat er die Wahrheit des Christenthums mit Scharfsinn und Beredsamkeit vertheidigt [5]), und überdieß noch in mehrern einzelnen Abhandlungen einzelne Gegenstände des christlichen Glaubens und Lebens beleuchtet. Auch in der Geschichte der christlichen Predigt bilden die vorhin erwähnten Homilien des Origenes das erste namhafte Glied. Sie zeichnen sich durch große Einfachheit, aber durch Reichthum der Gedanken aus. Mehrere seiner Schriften sind untergegangen, manche von ihm haben wir auch nur in der lateinischen Uebersetzung und zum Theil entstellt. Noch in neuester Zeit ist ein bisher unbekanntes Werk von ihm entdeckt und veröffentlicht worden, eine Bestreitung der Gnostiker [6]). Nun kann es unseres Ortes nicht sein, die gelehrten Verdienste des Mannes von hier aus zu würdigen. Wohl aber müssen wir uns von seiner T h e o l o g i e im G a n z e n und von seiner eigenthümlichen Schriftauslegung eine Vorstellung zu bilden suchen. Das soll die Aufgabe unserer nächsten Stunde sein.

---

4) In dem Werke de principiis (*περὶ ἀρχων*).
5) Contra Celsum VIII Bücher.
6) Doch ist die origeneische Abstammung dieses in England herausgegebenen Werkes noch nicht erwiesen; nach neuern Vermuthungen wäre es ein Werk seines Schülers Hippolyt.

Vierzehnte Vorlesung.

Idealismus und Realismus. — Origenes und Tertullian.

Die Theologie des Origenes, mit der wir uns in dieser Stunde vorerst beschäftigen sollen, hat für uns darum eine so große und allgemeine Bedeutung, weil sie uns nicht nur mit den persönlichen Ansichten dieses bedeutenden Kirchenlehrers bekannt macht, sondern weil sich in ihr eine Richtung ausprägt, die bis auf diesen Tag ihre Vertreter in der Kirche hat, gegenüber einer andern Richtung, die gleichfalls ihre Berechtigung hat und die zu ihr die Ergänzung bildet. Man hat die eine dieser Richtungen die idealistische, die andere die realistische genannt, — Worte, mit denen man allerdings etwas sagen will, die man aber auch oft nur als Schlagworte gebraucht, ohne über ihren Sinn sich gehörige Rechenschaft gegeben zu haben. Lassen Sie uns daher der Sache selbst etwas näher treten. Alle Religion, das wird man uns zugeben, und so auch das Christenthum beschäftigt sich mit dem Uebersinnlichen, mit dem Geistigen. Die göttlichen Dinge, das sagt uns unsere natürliche Vernunft, liegen hoch hinaus über uns, über unserm Fühlen und Denken. „Was kein Auge gesehen", so sagt ja auch die Schrift, „was kein Ohr gehört, was in keines Menschen Herz gekommen ist, das hat Gott denen bereitet, die ihn lieben." — „Gott ist ein Geist, und die ihn anbeten, die müssen ihn im Geist und in der Wahrheit anbeten." — Es ist daher auch sehr natürlich, daß wo wir von göttlichen Dingen reden, wir unserm Geiste die Zumuthung machen, über das Irdische und

Sichtbare sich zu erheben, und sich — wie wir das ja auch bildlich ausdrücken — aufzuschwingen über die Formen unserer irdischen Erkenntniß, über Zeit und Raum. Wie weit wir dieß wirklich vermögen, ist freilich eine andere Frage. Aber schon das Geständniß, daß unsere menschliche Sprache nicht zureicht, das Göttliche auszudrücken, wie es in Wahrheit ist, und daß also das Bild, das wir gebrauchen, nicht dürfe schon genommen werden für die Sache selbst, die es bezeichnet, schon dieß Geständniß ist von großem Werthe. Es ist damit anerkannt die heilige Schranke, die, so lange wir in dieser Zeitlichkeit wandeln, sich zwischen den Himmel und die Erde stellt, und die wir nicht ohne Frevel überspringen dürfen. — So gewiß nun aber einerseits die Religion etwas Uebersinnliches, so gewiß Gott ein dem beschränkten Geiste des Menschen unerreichbares Wesen ist, dieweil er in einem Lichte wohnet, dahin kein sterbliches Auge dringt, so gewiß ist auch wieder nur da Religion und ein religiöses Verhältniß möglich, wo eine Gemeinschaft zwischen Gott und dem Menschen gesetzt wird, wo Gott in irgend einer Weise dem Menschen nahe tritt, sich ihm als den Wahrhaftigen zu schauen, zu fühlen, zu genießen giebt in menschlicher Weise, und wenn in einer Religion diese Menschlichkeit Gottes hervortritt, so ist es in der Religion der Bibel, da Gott schon im alten Testament sich zu den Menschen herabläßt und vollends im neuen Testament sich offenbart in der Gestalt des Menschensohnes, der von sich sagen konnte: wer mich sieht, der siehet den Vater. Es muß also — das werden wir zugeben — immer beides beachtet werden. Das Unendliche, das Uebersinnliche und Geistige in der Religion, das ist ihre ideale — das Wesenhafte, das dem Menschen sich Darbietende ihre reale Seite. Wer nur das Unendliche und Unerreichbare im Auge hat, der wird nie dazu kommen, das Göttliche sich anzueignen; es bleibt ewig über ihm als ein fernes, nimmer zu erreichendes Ideal; wer dagegen das Göttliche in den sinnlichen Erscheinungsformen festhalten will, ohne sich daran zu erinnern, daß er es nicht mit zeitlichen und räumlichen, sondern mit geistigen Verhältnissen zu thun hat, der läuft Gefahr, mit seinen religiösen Vorstellungen im Materiellen zu versinken und in jeder Beziehung unwürdig und profan von der Gottheit zu denken. — Der falsche Idealismus, der die gött-

lichen Wahrheiten verflüchtigt, ist daher eben so unrichtig, als der falsche Realismus, der sie verdichtet und verfleischlicht; während nur da das religiöse Bewußtsein vollkommen befriedigt ist, wo sich beides durchdringt, wo die Geistigkeit der Religion ihrer Wahrheit und Wesenhaftigkeit und wo diese wieder ihrer Geistigkeit keinen Eintrag thut. Da nun aber kein menschliches System die absolute Wahrheit enthält, so werden wir finden, daß eben immer bei allen menschlichen Vorstellungsweisen das Eine oder Andere vorwaltet, daß die Einen mehr sich anstrengen, das Erhabene, das Unerreichbare des göttlichen Wesens uns zum Bewußtsein zu bringen und daher alles abweisen, was Gott in die Endlichkeit herabzieht, während Andere hierin weniger bedenklich sind, und mit kühner Zuversicht die göttliche Realität in kecker Bildersprache herausheben, auch auf die Gefahr hin, Gott zu vermenschlichen. Vertreter der vergeistigenden (idealisirenden) Richtung ist uns nun eben Origenes, während uns die verleiblichende (realisirende) Richtung hauptsächlich in dem Afrikaner Tertullian entgegentritt. Wir haben, indem wir den Faden der vorigen Stunde nun wieder aufnehmen, zuerst von Origenes zu reden, mit dessen äußern Lebensschicksalen wir uns dort bekannt gemacht haben. In seinem Werk über die Grundlehren der Glaubenswissenschaft sucht nun Origenes gleich von vorneherein alles das ferne zu halten, was Gottes Wesen in das Endliche und Menschliche herabzieht; denn welche Vorstellung wir auch immer von Gott haben mögen, wir müssen immer annehmen, daß er weit über diese Vorstellung erhaben ist. So wenig einem Auge, das nur ein schwaches Laternenlicht verträgt, die Klarheit der Sonne könnte anschaulich gemacht werden, eben so wenig kann unserer menschlichen Vernunft ein zureichender Begriff von Gott gegeben werden. Nun redet zwar allerdings die heil. Schrift von Gott überall in menschlicher Weise; aber diesen Anthropomorphismus der Schrift sucht Origenes dadurch zu beseitigen, daß er den Stellen, die von Gott menschlich reden, einen andern als den nächsten buchstäblichen Sinn unterlegt, wie wir bei seiner Schrifterklärung sehen werden. So kann auch Origenes die biblische Schöpfungsgeschichte nicht wörtlich nehmen; er findet darin nur den bildlichen Ausdruck höherer kosmischer Verhältnisse. Ja, selbst eine Schöpfung, in der Zeit vollzogen, konnte den philo-

sophischen Gedanken des Origenes nicht befriedigen. Er fragte sich: war Gott jemals müßig? und indem er sich dieß verneinte, kam er auf eine unendliche Reihe von Schöpfungen Gottes, die unserer gegenwärtigen Schöpfung vorangegangen. Auch mochte er nicht das geistige Leben allein auf den Menschen beschränken; auch die Gestirne sind ihm beseelte Wesen; dennoch denkt sich Origenes Gott nicht etwa als eine bloße abstracte Größe, die über der Welt schwebt, ohne sich mit ihr in Berührung zu setzen; er vertheidigt vielmehr gegen den Celsus die Lehre von einer göttlichen Vorsehung, die in Allem nach höhern Zwecken handelt und die auch die Uebel der Welt als Erziehungsmittel gebraucht, um den Menschen zu einem gotteswürdigen Wesen heranzubilden. Die menschliche Seele denkt sich Origenes (nach dem Vorgange Plato's) als eine von Gott geschaffene, mit eigenthümlichen Kräften ausgestattete geistige Persönlichkeit, die schon vor ihrer Verbindung mit dem Körper in andern Welten existirt hat und die einst auch wieder aus dem Kerker dieses Leibes erlöst werden wird. Von der Seele unterschied er (wie noch viele andere Kirchenlehrer dieser Zeit), den Geist im Menschen, durch den die Seele erst ihre höhere Vollendung erhält. Wohl ist der Mensch nach dem Bilde Gottes geschaffen, aber erst durch den Gebrauch seiner Freiheit, seiner Vernunft, reift er zur effectiven Aehnlichkeit mit Gott heran. Der Mensch ist von seiner Geburt an mit Sünde behaftet; denn die Seele hat schon in ihrem frühern Zustande gesündigt und zudem ist die Leiblichkeit, wenn auch nicht die einzige Quelle der Sünde, doch ein fruchtbarer Boden für sie. Es kommt also darauf an, daß wir durch Christus, den im Fleisch gekommenen Sohn Gottes, erlöst und in die Gemeinschaft seines Geistes eingeführt werden. Den Sohn Gottes denkt sich Origenes als die ewige Weisheit und zwar nicht als bloße Eigenschaft, sondern als eine vom Vater verschiedene, ihm untergeordnete göttliche Persönlichkeit, die darum menschliche Seele und menschlichen Körper angenommen hat, um die Menschen zu erlösen. Den Tod Jesu denkt er sich am liebsten unter dem Bilde eines Opfers, auf das auch die alttestamentlichen Opfer vorbildlich hinweisen. Nicht nur für diese Welt, sondern für das ganze Weltall, für alle Wesen im Himmel und auf Erden ist die ewige Erlösung geschehen. Was auf Golgatha an dem

Gekreuzigten geschaut wurde, das ist gleichsam nur der sinnliche Abdruck dessen, was, unsichtbar dem menschlichen Auge, als eine in alle Himmel hineinreichende Gottesthat sich vollzogen hat — das große Geheimniß der Versöhnung. — Und nun das Ende aller Dinge? Das kann nach Origenes nur darin bestehen, daß alles, was von Gott abgefallen, wieder zu ihm zurückgeführt wird, damit Gott sei Alles in Allem. Origenes ist der Urheber der unter verschiedenen Wendungen wieder in die Kirche eingeführten, aber auch vielfach angefochtenen Lehre von einer sogenannten Wiederbringung aller Dinge. Die Sünde ist ihm nur ein zwischen Gott und den Menschen, auch in der Geisterwelt wieder tönender Mißklang, der aber einst sich vollkommen lösen muß. Nur mit großer Vorsicht, aber doch so, daß man's zwischen den Zeilen lesen kann, hat Origenes auch ein endliches Aufhören der Höllenstrafen und selbst eine Rückkehr des Satans zu Gott gelehrt. Das Böse hat ihm keine Selbstständigkeit an sich, darum kann es nicht ewig dauern, und so hat er gelehrt, was ein moderner Dichter gesungen:

„Allen Sündern soll vergeben
und die Hölle nicht mehr sein."

Origenes hat zwar eine einstige Auferstehung des Leibes mit der Kirche gelehrt. Aber diese Lehre findet in seinem System keinen rechten Halt. Da er ein selbstständiges Leben der Seele schon vor ihrer Verbindung mit dem Körper lehrte, so konnte er sich auch ein selbstständiges und ein seliges Leben der Seele denken, auch ohne Körper. Ja, consequenter Weise mußte ihm der Körper eher als eine, den Menschen zur Erde herabziehende Last erscheinen, von der ihn der Tod befreie. Und wirklich kommen bei ihm solche Aeußerungen vor, wonach die Seele im Tod ihre Hülle abstreift und sich frei zu Gott aufschwingt, und wonach einst in der Vollendung der Dinge auch alles Körperliche aufhören und in ein geistiges Sein sich auflösen soll. Wenn Origenes dann gleichwohl eine Auferstehung des Körpers lehrte, und dieses Dogma sogar gegen die Angriffe eines Celsus u. A. vertheidigte, so konnte er es nur thun, indem er auch diese Lehre vergeistigte oder wenigstens sie von all den materiellen und grobsinnlichen Vorstellungen entkleidete, die sich ihr angehängt hatten. Und da konnte er denn wohl mit Recht darauf hinweisen, daß schon Paulus von einem

verklärten Leibe gesprochen habe, der dem verklärten Leibe Christi ähnlich sein werde, und diese geistige Seite der paulinischen Auferstehungslehre hob er denn auch mit aller Macht heraus, und bezeichnete die als einfältig und kindisch, welche sich der Hoffnung hingaben, daß eben derselbe Leib, den sie auf Erden gehabt, mit eben den Gliedmaßen wieder auferstehen werde, deren er sich hienieden bediente. Er machte darauf aufmerksam, wie unser leiblicher Organismus genau zusammenhängt mit seinem gegenwärtigen Wohnplatze und wie in andern Welten auch andere Körper sein müssen, die der Natur derselben entsprechen. So wenig ein Fisch außer dem Wasser, so wenig könnte ein irdischer Leib wo anders leben als auf der Erde. Für den Himmel ziemen sich himmlische Körper. Eben so bekämpfte er die zu seiner Zeit noch sehr im Schwange gehende Lehre von einem tausendjährigen Reich Christi auf Erden, den sogenannten Chiliasmus. Man kann sagen, daß er ihn eigentlich auf eine Zeit lang darniedergekämpft hat.

Daß der Mensch während seines irdischen Lebens auch äußere Gnadenmittel bedürfe, die seine Gemeinschaft mit Gott unterhalten und beleben, das sah auch Origenes trotz seines Idealismus ein; aber unmöglich konnte er nach seiner Denkweise die Wirkung der Sacramente als eine unmittelbare oder gar als eine magische Wirkung fassen, die ohne Zuthun des Menschen ihm das Göttliche mittheile. Ihm war die Wirkung des Sacramentes durch den Glauben vermittelt, und wohl keiner der Kirchenlehrer hat so bestimmt als er, Bild und Sache von einander getrennt; namentlich können wir ihn in der Lehre vom Abendmahl als einen Vorgänger Zwinglis und Oekolampads betrachten, indem er Brot und Wein Zeichen des Leibes und Blutes Christi nennt und gegen die eifert, welche einen leiblichen Genuß statuiren.

Besonders wichtig ist uns aber noch die Lehre des Origenes von der heil. Schrift, und seine eigenthümliche Art, die Schrift zu erklären. — Origenes hielt die heil. Schrift des alten und des neuen Testamentes (so weit diese zu seiner Zeit schon zu einer Sammlung abgeschlossen war) mit der ganzen Kirche seiner Zeit für ein Werk des heil. Geistes. Er sah in ihr nicht nur eine Sammlung von Schriften aus verschiedenen Zeiten und von verschiedenen Verfassern, sondern die ganze Schrift war ihm ein leben=

diger, vom Geiste Gottes durchdrungener Organismus. Wie nun der menschliche Organismus besteht aus Leib, Seele und Geist, so läßt sich auch in der heil. Schrift dreierlei unterscheiden, ihr Leib, d. i. der buchstäbliche, der Wortsinn, — ihre Seele, d. i. der moralische, und ihr Geist, d. i. der mystische Sinn. Die Aufgabe des Schrifterklärers besteht also nach Origenes darin, durch den Leib zur Seele, durch die Seele zum Geist hindurch zu dringen. Wir sollen die Bibel allerdings zuvorderst nach ihrem Wortlaute grammatisch erklären; aber dabei sollen wir nicht stehen bleiben, das ist nur die Hülle, wir müssen uns des innersten Kernes bemächtigen. Ja, bisweilen ist die Hülle von der Art, daß sie uns den Kern verbirgt und daß wir sie nothwendig erst abstreifen und durchbrechen müssen, wenn uns der Kern nicht verloren gehen soll. Oft giebt schon der Buchstabe der Schrift einen guten Sinn; aber aber öfter verdeckt uns der Buchstabe den Geist, so daß eine buchstäbliche Auffassung der Schriftstelle geradezu falsch und irreleitend wäre. In diesem Falle muß der Buchstabe in den Geist umgedeutet, die betreffende Stelle muß allegorisch erklärt werden. Darin ging nun Origenes sehr weit. Wo ihm etwas in der Bibel entgegentrat, das seinen geistigen Begriffen von Gott zu widersprechen schien, das verwarf er nach seinem Wortlaute und nahm es erst dann als göttliche Wahrheit auf, wenn er es sich geistig zurecht gelegt und umgedeutet hatte. Daß Gott die Welt in sechs Tagen schaffe, daß er mit den Menschen menschlich verkehre, unter ihnen wandle und dergleichen, das dürfe man, meint er, nicht buchstäblich nehmen; eben so sei das, was von den Patriarchen erzählt wird, nicht als baare Geschichte, sondern als Allegorie zu fassen; desgleichen können die gesetzlichen Vorschriften des alten Testamentes unmöglich von Gott gegeben sein, wenn die buchstäbliche Erfüllung derselben ihr Zweck sein soll; denn in diesem Falle hätten Solon und Lykurg vernünftigere Gesetze gegeben, als Moses. Nur im Blick auf den geistigen, verborgenen Sinn müssen sie ausgelegt werden. Ja, meint Origenes, Gott habe absichtlich solche Steine des Anstoßes dem Leser in den Weg geworfen, damit er dadurch zu gründlicherm Forschen angeregt werde. So haben denn auch die biblischen Wunder, sowohl des alten als des neuen Testamentes, nicht sowohl ihre Bedeutung für uns als einmal geschehene

Geschichten, sondern ihre Hauptbedeutung besteht dem Origenes darin, daß sie uns geistige und ewige Verhältnisse in einer geschichtlichen Thatsache vor Augen stellen. So ist z. B. für den Christenglauben nicht das das Wichtigste, daß Christus einmal Blinde und Lahme geheilt, einmal Todte auferweckt hat, sondern das ist für uns die Hauptsache, daß er noch immer den geistig Blinden das Auge öffnet, noch immer die sittlich Lahmen aufrichtet, daß sie springen gleich dem Hirsch; daß er die geistig Todten belebt und sie aufweckt aus dem Schlaf der Sünde. — Wir würden Origenes mißverstehen, wenn wir glaubten, er habe durch seine allegorische Auslegung den biblischen Wahrheiten entlaufen, er habe die Schrift rationalistisch ausdeuten wollen. Es mag ihm dieß bisweilen begegnet sein, wo sich sein Geist nicht in die Vorstellungsweise der Schrift zu schicken vermochte; aber noch weit öfter hat er auch in die Schrift hineingedeutet und ihr gleichsam aus dem Seinigen aufgeladen, was ihr nicht angehört. Er ging von dem obersten Grundsatz aus, daß nicht eine einzelne Stelle sich in der heil. Schrift finde, die nicht voll sei des göttlichen Geistes; denn der zu den Menschen gesprochen hat: „du sollst vor mir nicht leer erscheinen," wie sollte der etwas Leeres sagen? — Nun war Origenes für seine Person so erfüllt von dem Gesammtinhalt der Schrift, welcher ist Christus, daß er eben diesen Gesammtinhalt wieder in jeder einzelnen Stelle suchte. Er hatte sich selbst so festgelebt in dem Herzen der Schrift, daß er dieses Herz auch in den äußersten Spitzen des Schrift-Organismus wollte pulsiren fühlen, und da hat er denn allerdings oft Mißgriffe gethan; aber auch Tiefblicke, wie sie ein prosaischer oder gar ein profaner Sinn bei aller Sprachkenntniß nicht thun wird. — Wir haben das letztemal gesehen, wie Origenes schon zu seinen Lebzeiten von Leuten verketzert wurde, die ihm an geistiger und sittlich-religiöser Bildung weit nachstanden, und auch später sind manche seiner Lehren mit dem Anathem der Kirche belegt worden. Auch wir wollen nicht alles gut heißen, was er über Christenthum und Bibel oft mehr geistreich, als wahr gelehrt haben mag. Aber bewundern werden wir diesen seltenen Geist immerhin, und einem Manne, der so wie Origenes im Dienste des Christenthums seine beste Kraft verzehrt, der sich mehr als einmal als Märtyrer hingegeben hat, wenn er auch gleich

nicht den Tod des Märtyrers starb, werden wir wohl auch einige Eigenthümlichkeiten zu gute halten, die, wenn auch mit Irrthum behaftet, doch seinem christlichen Leben keinen Eintrag thaten. Wie Gott in der Natur einer jeden Kraft, die sich selbst überlassen und in's Ungemessene fortgehend, schädlich wirken würde, immer auch wieder eine Gegenkraft geordnet, wie er der Centrifugalkraft im Weltall die Centripetalkraft entgegengesetzt hat, so hat er auch im Reich der Geister dafür gesorgt, daß, wie das Sprüchwort sagt, die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Dem aufwärts strebenden Idealismus hat er den an das Gegebene, das Positive, sich haltenden Realismus als heilsame Schranke geordnet, und so finden wir denn auch der Kirche der alexandrinisch idealistischen Denkweise eines Clemens und Origenes die realistische eines Irenäus und Tertullian entgegengesetzt. Von Irenäus, dem Kleinasiaten in Gallien, haben wir bereits in einer frühern Stunde geredet. Reden wir jetzt von dem Afrikaner Tertullian. — Er fällt der Zeit nach etwas früher als Origenes. Ein Zeitgenosse des Clemens von Alexandrien, war er schon in den reifern Mannesjahren, als Origenes seine jugendlichen Kräfte erst zu üben begann. Wir haben ihn aber bis dahin aufgespart, theils um ihn durch den Gegensatz zu Origenes noch mehr in seiner Eigenthümlichkeit hervortreten zu lassen, theils auch, um an ihn sofort den zweiten Repräsentanten der afrikanischen Kirche, Cyprian anknüpfen zu können.

Quintus Septimius Florens Tertullianus war in der zweiten Hälfte des zweiten Jahrhunderts als Heide zu Karthago geboren. Dieses Karthago, welch eine ganz andere Geschichte hat es, als Alexandrien. Wir wollen nicht auf den Mythus seiner Gründung zurückgehen; aber erinnern müssen wir an die mächtige That- und Willenskraft, die dieser Staat schon in den frühesten Zeiten entwickelt, an die eiserne Festigkeit, die er der zur Weltherrschaft aufstrebenden Macht Roms in einem mehr als hundertjährigen Kampf (264—146 vor Chr.) entgegengesetzt hat; ein Kampf, worin das alte Karthago erlag; aber die Zähheit des Charakters und den männlichen Trotz haben sich die punischen Naturen bewahrt, und zu ihnen gehörte auch Tertullian. Er war nicht ohne gelehrte Bildung; aber diese Bildung nahm bei ihm nicht jene speculative Richtung der Alexandriner; sie war die prak-

tische Richtung des Sachwalters und Redners, denn dieses Amt hatte Tertullian schon als Heide geübt. Erst in seinem männlichen Alter trat er zum Christenthum über; er hatte das Leben des Heidenthums in sich durchgelebt und kannte es aus Erfahrung. Auch auf ihn scheint das standhafte Bekenntniß der Märtyrer bestimmend gewirkt zu haben. Auch er brachte es übrigens, so wenig als Origenes, zu einem höhern Kirchenamte. Er wurde, wie jener, Presbyter, wahrscheinlich zu Karthago selbst. Von seinem äußern Leben und Wirken ist uns wenig aufbehalten; desto reicheres Zeugniß geben seine zahlreichen Schriften von seinem innern Leben. Ein nicht unbedeutendes Ereigniß, das auch mehr sein inneres, als sein äußeres Leben berührt, ist sein Uebertritt zum Montanismus, von dem wir früher (in unserer eilften Vorl.) gehandelt haben. Uebrigens brachte dieser Uebertritt keine totale Veränderung in ihm hervor; vielmehr fand er in dieser Verbindung mit den Montanisten das, was seinem strengen und fast möchte man sagen, düstern Geiste entsprach. Wir finden bei Tertullian nicht die Beweglichkeit des Gedankens, nicht den idealen Aufschwung, wie bei den Alexandrinern; aber eine Tüchtigkeit der Gesinnung, einen Ernst, einen Tiefsinn, der bei allem Stoßenden und Eckigen, das seine Denkweise mit sich führt, uns in Erstaunen setzt. — Tertullian ist ein erklärter Gegner der Schulphilosophie, der er das Recht abspricht, in theologischen Dingen mitzureden; „denn was hat", fragt er, „die Akademie mit der Kirche, was hat Christus mit Plato, was Jerusalem mit Athen zu thun?" Er nennt die griechischen Philosophen die Erzväter aller Ketzereien. Und doch war er selbst nicht der schlechteste Philosoph, und ein Selbstdenker wie Wenige. Es ging ihm, wie Vielen, die gegen den Vernunftgebrauch in der Religion deklamiren, und immer nur auf das Positive dringen, die sich aber gleichwohl genöthigt sehen, dieses Positive selbst wieder durch Vernunftgründe zu stützen, weil es auch ihnen unmöglich ist, es nur als ein Aeußerliches hinzunehmen, sondern weil es sie drängt, auch die geoffenbarte Wahrheit bis auf ihren innersten Lebensgrund zu verfolgen und sich verständige Rechenschaft darüber zu geben.

Sehen wir daher Tertullian auch nicht wandeln auf den gebahnten Wegen der Philosophie, so sehen wir ihn durch das

Dickicht, wir möchten sagen, durch den Urwald eines naturwüchsigen Denkens sich seinen eigenen Weg bahnen, sich seine eigene Sprache, seine eigene Logik schaffen. Da ihm das Wesen der Dinge, wie er sich schön ausdrückt, nicht auf der Oberfläche, sondern im Marke liegt, so bohrt er auch auf dieses Mark durch die härtesten Rinden hindurch, wobei er allerdings auch manches zärtere Gewebe zerreißt, das für ihn keine Bedeutung hat. — Eleganz des Styls und des Ausdrucks ist seine Sache nicht; er liebt die Schroffheiten des Ausdrucks, wie die Paradoxien des Gedankens, hinter die sich oft eine bittere Ironie versteckt. So, wenn er sagt, gerade das Absurde sei das Glaubwürdige, und er glaube ein Dogma gerade, weil es absurd sei, so wollte er damit doch wohl nur die Flachheit derer züchtigen, die das am liebsten für wahr halten, was sich leicht begreift und obenauf schwimmt und die ein tieferes Nachgraben scheuen. Dem seichten, alles glatt und ebenmachenden Rationalismus hat Tertullian einen über alle Vernunftbedenken sich hinwegsetzenden Glaubenstrotz entgegengesetzt, etwa in der Weise, wie es später auch wieder Luther im Kampfe gegen die Sophisten seiner Zeit gethan hat, und wie früher schon Paulus, wenn er von einer Thorheit des Christenthums redete, die ihm höher stehe, als die Weisheit der Weisen dieser Welt. — Tertullian war, um mich eines modernen Ausdrucks zu bedienen, entschiedener Supranaturalist. Das Christenthum war ihm ein von oben Gegebenes, göttlich Geoffenbartes. „Die Christen," sagt er, „werden nicht geboren, sie müssen es werden." Gleichwohl aber suchte auch Tertullian einen innern Vermittlungsgrund für das Christenthum; einen Anschlußpunkt für dasselbe in der menschlichen Seele. Ist auch der natürliche Mensch noch kein Christ, sondern erst nachdem er wiedergeboren worden, so ist doch die menschliche Seele von Natur eine Christin, sie ist auf das Christenthum angelegt und angewiesen, und wenn die Alexandriner davon reden, daß der göttliche Logos, noch ehe er in Christo Mensch geworden, in der Menschheit keimartig wirksam gewesen, so drückt zwar Tertullian sich anders aus, aber im Wesentlichen meint er dasselbe, wenn er sagt, Gott bezeuge sich in jeder menschlichen Seele. Wie diese auch immer entartet, von Leidenschaften umnachtet und gleichsam in einen wilden Rausch versunken sei, so erwache sie doch immer

wieder aus diesem Rausche, und schon die üblichen Redensarten und Betheurungen: bei Gott! so wahr Gott lebt, so Gott will, sind ihm ein Beweis hiefür. Zum vollen Bewußtsein des Göttlichen kommt aber die Seele erst durch Christum, und nur die **Kirche**, die Gemeinschaft der Gläubigen, die auf dem von den Aposteln gelegten Grunde ruht und ihre Ueberlieferung rein bewahrt, ist auch im Besitz der Wahrheit. Was außer dieser Kirche ist, das hat keinen Theil an den Gnadengütern des Evangeliums. Darum führt Tertullian eine so scharfe Sprache gegen die Ketzer, die von der Kirche sich absondern; sie vergleicht er dem Schlangen- und Otterngezüchte, das in trüben Sümpfen sein unheimliches Wesen treibt; die Christen dagegen vergleicht er den Fischen, die im frischen Wasser sich wohl befinden, oder den Bewohnern der Arche, die geborgen sind vor den Gewässern der Fluth, welche die Gottlosen verschlingen. Er schneidet den Ketzern von vorneherein alles Recht ab, über Glaubenssachen mit den Rechtgläubigen sich aus einander zu setzen. Selbst wenn sie aus der Bibel disputiren wollen, so steht ihnen dieß Recht nicht zu; denn nur die Kirche ist im Besitz apostolischer Ueberlieferung und somit der rechten Auslegung. Wer nicht die gläubigen Voraussetzungen theilt, wollte Tertullian sagen, mit dem ist keine Verständigung möglich — dem sind wir auch keine Rechenschaft schuldig. Man könnte freilich sagen, Tertullian habe sich selbst durch seinen Anschluß an den Montanismus von der Kirche getrennt. Allein wir dürfen nicht vergessen, daß der Montanismus rücksichtlich der **Lehre** mit der allgemeinen Kirche auf demselben Boden stand; auch stammt das eben Gesagte wahrscheinlich aus der Zeit **vor** seinem Uebertritte zu dieser Partei. — Treten wir nun den Glaubensansichten Tertullians näher, so wird uns auffallen, wie verschieden seine Grundanschauung der göttlichen Dinge von der der Alexandriner und namentlich des Origenes ist. Wenn Origenes nicht geistig genug von Gott und seinen Eigenschaften reden kann, so daß ihm jeder menschlich beschränkte Ausdruck der stillschweigenden Verbesserung bedarf, so nimmt Tertullian keinen Anstand, Gott sogar einen Körper zuzuschreiben. Das meint er freilich nicht so gröblich, als es lautet. Ihm heißt, wie den stoischen Philosophen, Körper alles, was den Dingen ihr Wesen giebt; ohne Körper ist das Leben halt-

und gestaltlos, verschwimmt es im leeren Gedankenraum, und so kann ja auch die Gottesidee so verfeinert und verflüchtigt werden, daß nichts als ein Unendliches, Unfaßbares zurückbleibt. Die Beispiele sind ja nicht so selten, daß der Idealismus zum Atheismus, die Verfeinerung der Gottesidee zur gänzlichen Leugnung eines wesenhaften Gottes geführt hat. Darum will Tertullian einen leibhaftigen, einen persönlich lebendigen, — allerdings einen menschlichen Gott, der ein Auge hat, den Menschen zu bewachen, eine Hand, ihn zu schützen, einen Mund, ihn zu belehren, ein Ohr, das auf seine Gebete hört, ein Herz, das ihn zu lieben vermag. Er glaubt Gott damit nicht zu beschränken, daß er ihn vermenschlicht; sondern der Gottesgedanke hat ihm dadurch erst Wirklichkeit. Und so wenig Tertullian mit einem körperlosen Gott sich befreunden kann, eben so wenig will er von einer Menschenseele wissen, die ohne Körper oder doch wenigstens ohne eine dem Körper ähnliche Gestalt zu existiren vermöchte. Wenn daher Origenes die Seelen vorher existiren läßt, ehe sie in das Gehäuse des menschlichen Leibes eingehen, so nimmt Tertullian einfach eine Fortpflanzung der Seele mit dem Leibe an, worauf sich bei ihm auch die Lehre der Erbsünde gründet, für die wir bei ihm zuerst den Namen finden. Seele und Leib sind nach ihm zusammengebunden wie Geschwister. Eins läßt sich ohne das Andere nicht denken. Was dem Einen Liebes oder Leides geschieht, das geschieht auch dem Andern. Ihm ist auch das Christenthum nicht bloße Geistesreligion, sondern eine menschliche Religion für Leib und Seele. So empfängt ja der Leib zunächst die Taufe, und doch geht ihr Segen auf die Seele über; so genießt der Leib die heiligen Pfänder der Liebe Christi im Abendmahl, und doch wird durch dieses leibliche Essen und Trinken die Seele gespeist und getränkt zum ewigen Leben. Darum ist auch die Auferstehung des Leibes dem Tertullian so wichtig, und bei ihm bildet sie nicht nur eine untergeordnete Lehrvorstellung, die dem Christenthum unbeschadet auch wegfallen könnte, sondern ist gerade ein wesentliches Moment seiner ganzen Lehre; denn wie der Leib der Märtyrer sich hat peinigen lassen für Christus, so soll auch der Leib erquickt werden in jenem Leben, und eben so was der Leib gesündigt hat, das soll auch der Leib wieder büßen. Auch die Idee von einem tausend-

jährigen Reich Christi auf Erden hatte für den Montanisten Tertullian nichts Anstößiges, obgleich er diese Lehre nicht so grob sinnlich faßte, wie manche Andere. Mit Einem Wort, für Tertullian's Denken mußte alles eine plastische Gestalt gewinnen was er in dasselbe aufnehmen sollte, mußte, um mich so auszudrücken, Hand und Fuß haben; die abstracte Idee genügte ihm nicht, er liebte das Concrete, das Faßbare und Compacte. Hören wir über ihn das Urtheil eines Mannes, der das Verdienst hat, diesen großen Kirchenlehrer seiner Zeit auf würdige Weise vorgeführt zu haben. „Tertullian," sagt der treffliche Neander in seiner Monographie, „hatte Scharf- und Tiefsinn, dialektische Gewandtheit, aber keine theologische Klarheit, Ruhe und Ordnung; einen tiefen, fruchtbaren, aber nicht harmonisch gebildeten Geist; es fehlte ihm die Zucht der besonnenen Selbstbeherrschung . . . . Gefühl und Anschauungsvermögen herrschten bei ihm über das Begriffsvermögen vor. Ein von dem Christenthum erfülltes inneres Leben war hier der Verstandesentwicklung vorgeeilt. Tertullian hatte mehr und etwas Höheres im innern Leben, im Gefühl, in der Anschauung, als er im Begriff zu entwickeln im Stande war. Eine neue innere Welt war ihm durch das Christenthum eröffnet: Gefühle und Ideen drängten sich in seiner lebendigen und feurigen Seele, und es fehlten ihm die angemessenen Worte sie auszudrücken. Der neue überschwängliche Geist mußte sich erst seine Sprache bilden. [1])

Wir kennen Tertullian nur halb, wenn wir bloß seine Glaubensansichten kennen; auch seine sittlichen Grundsätze sind von großer Wichtigkeit; sie hangen großentheils mit dem schon früher von uns betrachteten Montanismus zusammen. Wir haben dort gesehen, wie die Montanisten zu den strengen Christen gehörten, und so ist auch die Sittenlehre Tertullians eine durchaus rigoristische, der freiern hellenischen Lebensansicht gänzlich entgegengesetzte. Wenn das Leben der Griechen sich in der Kunst bewegte, und wenn das Schöne nicht nur mit dem Wahren und Guten stets verbunden erscheinen mußte, sondern oft sogar voranstand, so war bei Tertullian gerade das Umgekehrte der Fall. Ja, er nimmt sogar mit den Montanisten eine feindselige Stellung gegen die Kunst ein.

[1]) Neander, Antignostikus. S. 13.

Schon sein eigener Styl ist nichts weniger als elegant; er ist rauh, herbe, oft schwülstig und dunkel. Alles Geschmückte, Gezierte ist ihm zuwider. So tadelt er es an den Heiden als Unsinn, bei Festen und Gastmählern sich zu bekränzen, weil ja die Blumen zum Riechen geschaffen seien und nicht um in den Haaren zu prangen; so verbietet er den Frauen allen Putz und verlangt eine durchaus einfache Kleidung; für Jungfrauen den Schleier. Aus allen Kräften eifert Tertullian gegen das Schauspiel, in dem er bloß Täuschung und Lüge sieht. Daß auch in der Poesie eine Wahrheit liege, davon schien er bei seinem Realismus keine Ahnung zu haben. Mit größerm Rechte dagegen verurtheilte er das Schauspiel wegen der Aufregung der Leidenschaften, die es mit sich führt und wegen seines Zusammenhanges mit der heidnischen Götterfabel. Darum nannte er sogar das Theater ein Haus des Teufels. Auch über andere Vergnügungen und Ergötzlichkeiten des Lebens urtheilte er strenge; der Christ soll sich an nichts ergötzen als an Gott und seinem Worte. — Wir werden diese Strenge begreifen, wenn wir an die Sitten der alten Welt denken, die durch und durch vom Heidenthum inficirt waren. Wie sollte da ein Christ, ohne Verletzung seines Gewissens, an diesen heidnischen Dingen theilnehmen oder gar Gefallen darin finden könne? Nun aber kam die montanistische Moral häufig in's Gedränge mit dem, was das öffentliche Leben, was der Staat forderte. Wenn z. B. bei einem Triumphzuge eines römischen Imperators befohlen wurde, die Häuser zu bekränzen und zu illuminiren, so folgten manche Christen willig diesem Befehl; aber die strengern, zu denen Tertullian gehörte, weigerten sich auch dessen, und gaben dadurch auch eher Veranlassung zu den Verfolgungen. So verwarf auch Tertullian den Kriegsdienst, weil er ihn für unchristlich hielt und weil mit ihm auch heidnische Ceremonien verbunden waren, denen sich ein Christ nicht unterziehen sollte. Der Christ, so argumentirte er, hat nur einen Herrn, dessen Dienstmann er ist. Dem soll er gehorchen und keine andern Waffen führen, als die sein Herr und Meister geführt hat; zu keiner andern Fahne schwören, als zu der seinigen. — Mit Recht kann man in dieser und anderer Beziehung die Gesinnung Tertullians mit der vergleichen, welche später die Wiedertäufer und die Quäker vertreten haben. — Besonders strenge waren endlich auch

Tertullians Ansichten von der Ehe. Er ging von dem Begriff der Heiligkeit und Unauflöslichkeit derselben aus. Deßhalb verwarf er, sich streng an das Gebot des Herrn haltend, jede Scheidung derselben. Aber auch selbst der Tod scheidet nicht, nach seiner Ansicht. Die Verbindung dauert auch nach dem Tode als eine eheliche Verbindung fort, deßhalb verwarf Tertullian (und mit ihm die Montanisten) die zweite Ehe. Aber so hoch auch Tertullian die Ehe stellte, noch höher stand ihm das freiwillig erwählte ehelose Leben, das Cölibat, und obgleich in unserer Periode die Kirche noch weit davon entfernt war, die Ehelosigkeit von ihren Priestern oder Bischöfen zu verlangen (Tertullian selbst war verehlicht), so trugen doch diese überspannten Ansichten von der besondern Heiligkeit des ehelosen Standes dazu bei, dem spätern Cölibatsgesetze Eingang in die katholische Kirche zu verschaffen.

Fünfzehnte Vorlesung.

Die nordafrikanische Kirche. — Cyprian. — Die novatianischen Händel. — Streit mit Stephanus über die Ketzertaufe. — Märtyrertod Cyprians. — Seine Ansichten über Kirche und Kirchenzucht.

Origenes und Tertullian sind uns in der letzten Stunde als die Vertreter zweier Geistesrichtungen vorgeführt worden, wovon wir die eine, welche vorwiegend der alexandrinischen Kirche des Morgenlandes angehörte, die idealistische, die andere, die in dem nordafrikanischen Boden Wurzel faßte, die realistische genannt haben. Solche Benennungen sind immer nur Nothbehelfe, und wir müssen uns wohl hüten, das in mannigfaltigen Abstufungen und Schattierungen sich kundgebende Leben der Geschichte in diesen Kategorien beschlossen zu sehen. Aber einmal diese Benennungen zugelassen, so ist schwer zu sagen, welcher von beiden Auffassungsweisen unbedingt der Vorzug gebührt, ob der idealistischen oder der realistischen? Je nach der eigenen Stimmung unseres Wesens und der vorwiegenden Richtung, die unser religiöses Denken genommen hat, werden wir geneigt sein, der einen oder andern unsern Beifall zu schenken. Jede hat ihr Gutes und Wahres, das Anerkennung verdient, jede auch wieder ihre Mängel und Einseitigkeiten, die wir uns können zur Warnung dienen lassen. In Origenes mußten wir das schöne Streben ehren, eine Vermittlung zu suchen zwischen dem Christenthum und der hellenisch-platonischen Philosophie, welche gewiß der edelste Ausdruck des philosophirenden Geistes im Alterthum war, während uns in Tertullian nicht weniger der großartige Versuch freuen mußte, mit Hintansetzung

aller fremdartigen Philosophie, sich des christlichen Lebensprincips unmittelbar zu bemächtigen und sich mit Hülfe der ihm zunächstliegenden römisch-punischen Sprache eine eigene christliche Terminologie zu schaffen. An beiden Orten begegnet uns ein Ringen des christlichen, seinen Ausdruck suchenden Geistes mit der Sprache und den Denkformen, wie sie die Zeit darbot; an beiden Orten das Zugeständniß eines überschwänglichen Inhaltes, für den eben die angemessene Form noch nicht gefunden war. Wo nun bei diesem Ringen und Suchen die eine Richtung sich bei ihrem Aufschwung in dem lichten Aether des Idealen zu verlieren drohte, da lief die andere, bei ihrem Graben nach der Tiefe Gefahr, in den dunkeln Gängen sich zu verirren, oder gar von ihrem eigenen Bau verschüttet zu werden, wenn das Grubenlicht, dem sie traute, ihr ausging. Wo die eine mit einer willkürlichen Exegese von dem Buchstaben sich lossagte, da klammerte sich die andere nicht weniger willkürlich so fest an denselben, daß der Geist darüber zu erstarren und die evangelische Freiheit in die Schroffheit des Gesetzes umzuschlagen drohte. Wo die eine dem Gnosticismus sich annäherte, ohne jedoch sich von ihm bis zum Aeußersten fortreißen zu lassen, da ging die andere mit dem schwärmerischen Montanismus ein bedenkliches Bündniß ein. Und doch müssen wir sagen: Beide Richtungen haben, bei all ihren Fehlern, etwas Gewaltiges und Imposantes, und bildeten eine jede in ihrer Weise den besten Damm gegen die Uebergriffe des Häretischen, indem sie das, was Gutes und Brauchbares an jenen häretischen Erscheinungen war, in das kirchliche Bewußtsein verarbeiteten, so gut es ihnen gelang.

Nicht nur aber in der Stellung zu ihrer Zeit mußten uns Origenes und Tertullian als die Träger von zwei gleichberechtigten Richtungen erscheinen, sondern, wie ich schon das letztemal andeutete, sie reichen gewissermaßen auch noch in unsere Zeit hinein. Auch die Gegenwart ist ja noch immer im Ringen und Kämpfen begriffen nach dem rechten Ausdruck dessen, was christlich heißen und was als christlich im Leben gelten soll. Noch jetzt sagen die Einen: Fasset das Christenthum nur einmal geistig auf, entkleidet es der allzumenschlichen Hülle, lasset ab von der strengen buchstäblichen Fassung eurer Dogmen, so wollen wir gerne uns anschließen an diese humanisirte und vergeistigte Religion, wie sie

unserm modernen Bewußtsein sich empfiehlt. Dagegen legen die Andern ihren Protest ein, indem sie daran erinnern, wie bei dem Vergeistigungsprozesse die eigentliche Kraft des Christenthums, die gerade in seinen Geheimnissen und Wundern liege, verloren gehe. Nur in der unbedingten Rückkehr zum positiven Wortlaute der Bibel und der kirchlichen Bekenntnisse, in der heilsamen Beschränkung der subjectiven Vernunft, in der rücksichtlosen Zucht des Geistes, auf dem Gebiete der Kunst und Wissenschaft, verbunden mit der äußersten Sittenstrenge, auch in den socialen und persönlichen Verhältnissen sehen sie das Mittel, dem Christenthum wieder aufzuhelfen mitten in einer verweichlichten und geistig-verwöhnten Zeit.

An redlichem Willen und Streben gebricht es weder den Einen, noch den Andern (ich rede von den bessern unter ihnen, denen es ernst ist mit ihrer Ueberzeugung), aber von Einseitigkeiten sind die Einen so wenig frei als die Andern. Eine totale Vereinigung und Verschmelzung der beiden Standpunkte wird sobald nicht möglich sein. Je nach der geistigen Eigenthümlichkeit, die ein Mensch nicht sich selbst giebt, sondern die er von Gott empfangen hat, wird der Eine mehr dieser, der Andere mehr jener Richtung sich zuneigen. Es ist schon viel gewonnen, wenn nur Jeder der andern Ansicht die Gerechtigkeit widerfahren läßt, daß er in ihr ein Bruchstück der Wahrheit erkennt und achtet, und daß er strebt, das ihm noch Mangelnde aus dem Guten und Richtigen zu ergänzen, das er an der entgegengesetzten Ansicht wahrnimmt. Für den Idealisten ist es gut und heilsam, vor hochmüthigem Gedankenschwindel bewahrt zu werden durch die beständige Hinweisung auf die Macht der Thatsachen und der Wirklichkeit, die sich nicht so leicht durch den Zauberspruch einer philosophischen Formel beseitigen lassen; während es den positiven Geistern auch wieder wohl thut, von Zeit zu Zeit eine geistige Anregung zu empfangen, die aus der trägen Sicherheit ihres Besitzstandes sie aufrüttelt und ihnen die Arbeit eines prüfenden Denkens zumuthet, das sie gegen Verdumpfung und Erstarrung des Geistes schützt. — Nicht in diesem, nicht in jenem Systeme, wohl aber im Christenthum, das über den Systemen steht, liegt die ganze, die volle Wahrheit. Das Christenthum ist weder haltloser Idealismus, noch geistleerer,

bloß am sogenannten Positiven sich haltender Realismus. Es ist Geist und Leben. — Geistiges und Leibliches, Sinn und Wort und That durchdringt sich in ihm zu lebendiger Einheit einer allseitigen Gottesoffenbarung. Je mehr wir aus seinen Lebensquellen, zu denen wir immer wieder zurückkehren, die ganze Wahrheit zu schöpfen und an seiner ewigen Norm die Einseitigkeiten unseres Wesens auszugleichen bemüht sind, desto leichter werden wir zum Ziel gelangen. Der Geist allein thut's nicht, wenn nicht das Geistige sich auch in That und Wahrheit bewährt und bekundet. Der Buchstabe thut's eben so wenig, wenn er nicht immer wieder auf's Neue vom Geiste belebt wird. Selbst das, was wir das Wirkliche nennen, ist nur dann ein Wirkliches und ein Wahres, wenn es in den Geist aufgenommen, in das Wesen des Geistes verwandelt und verklärt und aus ihm wiedergeboren ist. — Es giebt nicht nur ein Schein- und Traumleben des Idealismus, dem es an aller Realität gebricht, es giebt auch ein Scheinleben des Realismus, der sich einbildet, die Wirklichkeit zu besitzen, wo er nur ein todtes Erbe festhält, wo er die bloße Form schon für die Sache und den Leichnam für den lebendigen Leib nimmt, und dieses Scheinleben ist oft noch gefährlicher und trügerischer als jenes. — Davon ist eben die Kirche Christi und ihre Geschichte ein sprechendes Zeugniß.

Auch das Thema der heutigen Stunde, zu dem wir nun übergehen, wird uns zeigen, wie nothwendig es ist, daß die Kirche sich fort und fort erbaue auf dem einen festen Grund, der für alle Zeiten gelegt ist, wenn sie nicht haltlos in der Luft schweben soll; wie sie aber auch immer wieder sich erneuern muß im Geiste, wenn sie nicht trotz ihrer festen positiven Grundlage im Sumpf der Gewohnheit versinken oder zur leblosen Ruine erstarren soll.

Wir dürfen den Boden der nordafrikanischen Kirche, den wir mit Tertullian betreten haben, noch nicht verlassen. Die heutige Stunde wird uns noch auf demselben festhalten, und zwar wenden wir uns jetzt einem andern Gebiete der Kirche zu, als dem der Lehrbestimmungen, nämlich dem Gebiete der Kirchenverfassung und Kirchenzucht. Auf diesem Gebiete tritt uns ebenfalls eine große Persönlichkeit entgegen, die sich unmittelbar an Tertullian (der um's Jahr 220 starb) anreiht und in manchen Stücken in

seine Fußstapfen tritt; es ist dieß der Afrikaner Cyprian. Wir sehen ihn in eine kampfreiche Zeit hineingestellt. Abgesehen von den Verfolgungen, von denen die Kirche seiner Zeit bedrängt wurde, und von denen wir früher schon gesprochen haben, sehen wir in der nordafrikanischen Kirche selbst einen Kampf der kirchlichen Gegensätze sich entwickeln, der für uns ein nicht geringeres Interesse darbietet, als die Glaubenskämpfe. Es ist einerseits der Kampf des demokratischen Princips gegen das sich in den Bischöfen concentrirende aristokratische Kirchenregiment, als auch wieder der Kampf des volksthümlichen (nationalen) Kirchenbewußtseins gegen die Uebergriffe Roms, was uns hier entgegentritt. Nach beiden Seiten hin hatte Cyprian zu wehren. Gegen den von unter her sich aufringenden Demokratismus hat er das Ansehen der bischöflichen Würde eben so aufrecht zu halten gesucht, als er noch obenhin die Selbstständigkeit seines eigenen Episcopats gegen die Ansprüche Roms auf die Suprematie der Kirche zu vertheidigen suchte. Mit andern Worten, es ist die kirchliche Aristokratie, welche Cyprian sowohl gegen demokratische als monarchische Bestrebungen zu vertreten berufen schien. Machen wir erst mit seiner Person Bekanntschaft.

Thascius Cäcilius Cyprianus, wahrscheinlich in Karthago selbst geboren zu Anfang des dritten Jahrhunderts, stammte aus einer angesehenen Familie und erhielt eine gute wissenschaftliche Bildung. Seine väterliche Religion war die heidnische; aber durch einen christlichen Presbyter Cäcilius wurde er zuerst für das Christenthum gewonnen und im Jahr 246 ließ er sich taufen. Tief ergreifend ist die Schilderung, die er uns selbst von den Wirkungen der Taufe macht, die er an sich erfuhr. „Ich schmachtete,“ sagt er, „zuvor in Finsterniß und in tiefer Nacht und trieb mich auf dem wogenden Weltmeer schwankend und unschlüssig, auf Irrwegen umher, unsicher über mein Lebensziel, ferne von Wahrheit und Licht; .... aber nachdem ich das heilbringende Bad zum neuen Leben erhalten, da war es mir, als ob alle Befleckung des frühern Lebens abgewaschen wäre, da strömte von obenher heiteres und reines Licht an die versöhnte Brust; und als ich vom Himmel her den Geist geschöpft und durch die Wiedergeburt zu einem neuen Menschen umgeschaffen war, da gewann wundersam der schwankende

Geist Kraft, da öffnete sich das Verschlossene, da lichtete sich das Dunkel; was vordem schwierig schien, wurde leicht; was mir unmöglich dünkte, ausführbar. Nun erkannte ich, daß was vorher im Fleische geboren und im Dienst der Sünde lebte, irdisch gewesen, daß aber, was nunmehr der göttliche Geist belebte, auch ein göttliches Dasein beginne." — Schon vor der Taufe, im Zustande des Katechumenen, hatte sich Cyprian vielfach mit der heiligen Schrift beschäftigt. Diese heisame Beschäftigung setzte er nun mit allem Ernste fort und verband damit das Studium der Kirchenlehrer, besonders des Tertullian, der für ihn eine Autorität wurde; nicht nur im theoretischen, auch im praktischen Christenthum. Auch Cyprian nahm es strenge mit sich selbst. Den größten Theil seiner Güter schenkte er den Armen und auferlegte sich strenge Bußübungen. Schon zwei Jahre nach seiner Taufe sehen wir ihn zum Bischof von Karthago erwählt, nachdem er kurz zuvor die Weihe zum Presbyter erlangt hatte. Die Wahl geschah durch das Volk. Cyprian glaubte sich des hohen Amtes unwürdig und lehnte die Wahl ab. Allein das Volk, auf seinem Sinn beharrend, umzingelte das Haus und bestürmte ihn so lange mit seinen Bitten, bis er nachgab. Aber mit seiner Erhebung auf den bischöflichen Stuhl begann auch für den in seiner Größe sich fühlenden Mann eine Reihe von Mißhelligkeiten, denen nur ein Charakter wie der seinige, die Spitze zu bieten im Stande war. Ein Theil der Presbyter, und namentlich der älteren, die sich durch die Erhebung eines jüngern Mannes auf den Bischofstuhl zurückgesetzt sahen, zeigte sich mit dem ganzen Vorgang unzufrieden; es bedurfte eines hohen Maaßes von Klugheit des Benehmens, um diese Gegner, wenigstens auf eine Zeitlang zu gewinnen, und eines entschiedenen Auftretens, um ihnen zu imponiren. Was Cyprian mit gutem Gewissen ihnen einräumen konnte, das räumte er ihnen ein. Er zog sie in allen Dingen zu Rath und nahm nichts vor, ohne ihre Zustimmung. Gleichwohl hatte er wieder zu bestimmt ausgeprägte Begriffe von der eminenten Würde eines Bischofs, als daß er dieselbe nicht da geltend gemacht hätte, wo er das Recht und die Pflicht dazu zu haben glaubte. Cyprian war eine durchaus energische Natur; ein Kirchenfürst im vollen Sinn des Wortes. Als solcher übte er auch eine strenge Kirchenzucht. Der Sittenverfall in Kar-

thago forderte ihn doppelt zu dieser Strenge auf. Er hatte in dieser, in Ueppigkeit und Zuchtlosigkeit versunkenen Stadt eine ähnliche Stellung zu behaupten, wie 1200 Jahre nach ihm Calvin zu Genf. Die äußere Ruhe vor Verfolgungen, welche die Christen längere Zeit genossen, war ein günstiger Boden für das aufschießende Unkraut. Ein dreißigjähriger Friede hatte die Gemüther in Sicherheit gewiegt und auch das sittliche Leben der Bessern erschlafft; nicht nur die Laien, auch die Geistlichen, selbst Bischöfe hatten sich in zeitlichen und weltlichen Sorgen eingelassen; bei Frauen und Jungfrauen war die christliche Zucht gewichen, bei einigen sogar auf's Tiefste gesunken. Cyprian glaubte mit einer strengen Censur durchgreifen zu sollen. Er untersagte ganz im Geiste seines Lehrers Tertullian, den Frauen alle Kleiderpracht, durch die sie nur das Werk des Schöpfers verunstalten; er eiferte gegen die Schauspiele, und wollte nicht einmal einem frühern Schauspieler, der Christ geworden war und seinen vorigen Beruf aufgab, gestatten, jungen Leuten Unterricht in der Deklamation und Mimik zu geben. Lieber wollte er, daß der Mann dem Almosen der Kirche anheimfalle, als daß er auf diese Weise sein Brod verdiene. — Mitten in diese censorinische Strenge kam nun aber die Verfolgung unter Decius. Wir wissen, wie es in dieser Verfolgung besonders auf die Bischöfe abgesehen war; wissen auch schon, daß eben in dieser Verfolgung Cyprian die Flucht ergriff. Einem Andern hätte man dieß vielleicht verziehen, und vom allgemein christlichen Standpunkte aus ließ sich ja wohl auch eine Flucht rechtfertigen. So war ja auch Clemens von Alexandrien, so waren Andere geflohen. Aber dem strengen Cyprian beurtheilte man auch wieder strenge; selbst eine göttliche Vision, in welcher ihm diese Flucht geboten worden, und auf die sich Cyprian berief, schützte ihn nicht vor dem Vorwurfe der Feigheit. Er mochte nun immerhin, um den übeln Eindruck möglichst auszulöschen, aus der Ferne als ein treuer Hirte für die zurückgelassene Heerde sorgen und schriftliche Ermunterungen zur Geduld erlassen; er mochte sich in aller Treue der Armen annehmen, und die um des Bekenntnisses willen Gefangenen der Sorgfalt christlicher Brüder empfehlen (er selbst legte eine milde Gabe bei), seine Stellung blieb eine schwierige, und was sie doppelt schwierig

machte, das war das Verhalten der Kirche gegen die während der Verfolgung Abgefallenen.

Wir haben früher erwähnt, daß es deren in der Decischen Verfolgung viele gab und von verschiedenen Stufen (Opfernde, Weihrauchstreuende und solche, die sich durch erkaufte schriftliche Zeugnisse der heidnischen Obrigkeiten gegen die Verfolgung schützten) [1]. Solche Gefallene wurden als unwürdige Glieder von der Kirchengemeinschaft ausgeschlossen, und nur unter schweren Bedingungen wurde ihnen der Wiedereintritt gestattet. Allein die Strenge gegen sie mußte offenbar nachlassen, wenn gerade die standhaftesten Bekenner, die bei der Gemeinde in hohem Ansehen standen, ein gutes Wort für diese gefallenen Brüder einlegten. Sie, die Kerker und Bande und Folter ausgestanden, hätten ja am ehesten auf Bestrafung und Beschämung der Gefallenen dringen können. Wenn sie nun aber selbst mit dem Beispiel der Milde vorangingen, wenn sie, die Starken, ein Wort der Fürbitte einlegten für die schwachen Brüder, wer durfte ihnen widerstehen? — Einer widerstand ihnen, und das war gerade Cyprian. Obgleich er sich der Verfolgung durch die Flucht entzogen hatte, so glaubte er sich dadurch nicht gehindert, die Strenge der Kirchengesetze auf die Gefallenen anzuwenden; denn zu fliehen war erlaubt, nicht aber den Glauben zu verleugnen. Gleichwohl mußte es einen übeln Eindruck machen, wenn der flüchtig gewordene Bischof über die gefallenen Brüder strenger urtheilte, als die Männer, die im Feuer gestanden und ihr Leben einzusetzen jeden Augenblick bereit waren, und mag es immerhin unter diesen auch Solche gegeben haben, die auf den bewiesenen Muth sich etwas zu gut thaten und darauf übertriebene Ansprüche gründeten; man wird es begreifen, daß ihre Fürsprache bei der Menge besser aufgenommen wurde, als das strenge Gebot des Bischofs. — Das aber wird man nicht weniger begreifen, daß dadurch die Kirchenzucht auf's Tiefste erschüttert wurde. Die Bekenner, die zwar persönlichen Muth und Todesverachtung bewiesen hatten, gehörten eben keineswegs immer zu den Erleuchtetsten und und Tugendhaftesten in der Gemeinde; es gab auch rohere Naturen unter ihnen, die physische Schmerzen gering achteten, während sie

[1] **Sacrificati, Thurificati, Libellatici.**

es in sittlichen Dingen nicht so genau nahmen, und wie gefährlich war es dann für die Kirche, wenn diese in den einmal ausgestandenen Leiden einen Freibrief erblickten, theils für sich selbst, theils für Andere. Und das geschah wirklich. Der Mißbrauch ging so weit, daß die sogenannten Bekenner (confessores) nicht nur einzelne Gefallene zur Wiederaufnahme empfahlen, sondern ihnen für sich und ihre Hausgenossen Ablaßscheine ausstellten, und dadurch die Handhabung der Ordnung unmöglich machten. Diesem unordentlichen Wesen konnte Cyprian nicht gleichgültig zusehen. Er richtete sich zunächst in Briefen an die Bekenner selbst und machte sie auf das Ungeziemende ihres Betragens aufmerksam. Er ließ ihrem in den Verfolgungen bewiesenen Muthe alle Gerechtigkeit widerfahren, rügte aber die Unordnungen, die sie durch ihre willkürlichen Ablässe beförderten. Doch, was geschah? Nach und nach ließ sich Cyprian selbst zu mildern Grundsätzen, hinsichtlich der in der Verfolgung Gefallenen, bewegen, und erließ darüber einige mit der frühern Strenge allerdings nicht zusammenstimmende Verordnungen. Das aber machte seine Stellung zur Opposition um nichts besser. Im Gegentheil. Wie früher seine Strenge, so gereichte ihm nun wieder seine Milde zum Vorwurf bei denen, die ihm einmal übel wollten. Man sieht, es ist durchaus nicht das Princip an sich, weder der Strenge noch der Milde, was hier in Betracht kam; es ist die Person des Bischofs, es ist seine hervorragende Stellung, die von der Mehrzahl der demokratisch gesinnten Geistlichen nun einmal nicht ertragen wurde, und man weiß ja nur zu gut, wie der Parteihaß an einer unbeliebigen Persönlichkeit immer wieder etwas auszusetzen hat, auch wenn sie ihre persönlichen Ansichten und Grundsätze (vielleicht der Partei zu lieb), was wir bei Cyprian nicht behaupten wollen, geändert hätte. Genug, die gegnerische Faction trieb es bis zum offenen Bruche mit ihrem rechtmäßigen Bischof. An ihrer Spitze stand ein kirchlicher Demagoge, der Presbyter Novatus, von dessen sittlicher Verworfenheit Cyprian uns eine abschreckende Schilderung macht, wobei die Vermuthung nahe liegt, daß Cyprian in seiner Leidenschaft die Farben stärker aufgetragen habe, als die Wahrheit es erheischte. Dieser Novatus gesellte sich einem Diaconus Felicissimus bei, den er auf seine eigene Hand hin ordinirte. Diese

Beiden widersetzten sich nun den Abgeordneten des Bischofs, welche die kirchlichen Dinge in Karthago untersuchen und ordnen sollten, und wurden dieser Widersetzlichkeit wegen von Cyprian aus der Kirchengemeinschaft ausgeschlossen. — Nach Ostern 251 kehrte Cyprian selbst nach Karthago zurück, nach einer vierzehnmonatlichen Abwesenheit. Sofort veranstaltete er eine Kirchenversammlung der ihm treu gebliebenen Bischöfe, und das erste Geschäft war, die Grundsätze wegen der Gefallenen festzustellen. Die Synode suchte die Mitte zu halten zwischen allzugroßer Strenge und allzugroßer Nachgiebigkeit. — Aber unterdessen hatte sich der Streit noch mehr verwickelt. Auch in Rom war es zu ernsten Bewegungen gekommen. Dort zeigte sich erst das umgekehrte Verhältniß. Dort war der Bischof Cornelius von Anfang an milde gegen die Gefallenen verfahren; gegen ihn erhob sich der Presbyter Novatianus, der allen Gefallenen die Wiederaufnahme in die Kirche auf's Strengste verweigerte, während der Presbyter Novatus in Karthago anfänglich zu jenen Milden gehört hatte, die sie mit Leichtigkeit wieder aufnahmen. Als nun aber Novatus nach Rom gekommen, machte er mit Novatianus gemeinsame Sache, und wie er früher die mildere Maxime gegen die strengere Cyprians vertheidigt hatte, so vertheidigte er jetzt umgekehrt die strengere Ansicht gegen den milder gewordenen Cyprian sowohl als gegen den römischen Bischof Cornelius. Es liegt auf der Hand, daß es ihm durchaus nicht um die Principien zu thun war, die er nur vorschützte; er suchte einen Bundesgenossen, um gegen die Aristokratie der Bischöfe zu operiren, und das gelang ihm. Er und seine Partei brachten es nun auch in Afrika dahin, daß dem Cyprian ein Gegenbischof gesetzt wurde in der Person eines gewissen Fortunatus, der auch mit zur rebellischen Priesterfaction gehört hatte. Allein Cyprians Ansehen bei dem bessern Theil der Gemeinde wurde durch solch unwürdiges Parteigetriebe nicht erschüttert; im Gegentheil hob sich dasselbe immer mehr, besonders als er in der über Karthago ausgebrochenen Pest (von der er uns selbst eine lebhafte Beschreibung gegeben hat) sich durch seine christliche Hingebung und seine Glaubenstreue die allgemeine Liebe und Achtung auch derer zu erwerben wußte, die ihm früher gegrollt hatten. Die Novatianer, wie nun die Partei entweder nach dem römischen Novatianus oder nach

dem afrikanischen Novatus genannt wurde, hoben dagegen ihrerseits alle Gemeinschaft mit der katholischen Kirche auf, weil ihnen diese in ihren Grundsätzen der Kirchenzucht viel zu lax erschien; sie schlossen die, welche gröbere Sünden oder sogenannte Todsünden begangen, für immer aus der Kirche aus, und die, welche von der katholischen Kirche zu ihr übertraten, tauften sie noch einmal. In ihrer Strenge trafen sie vielfach mit der der Montanisten überein, mit denen sie sich zum Theil auch äußerlich vermischten, bis sie endlich von der herrschenden Kirche überwältigt, von dem Schauplatz der Geschichte verschwanden.

Hatte Cyprian in diesem Streite mit seinem römischen Collegen, Cornelius, zusammengehalten gegen die widerstrebende demokratische Partei in der Kirche, wie sie sich anfänglich als die laxe und dann als die überstrenge sich erwies, so sehen wir ihn dagegen mit dem Nachfolger des Cornelius, dem römischen Bischof Stephanus in eine heftige Fehde gerathen, wobei er gegen die Uebergriffe des römischen Stuhles seine bischöfliche Selbstherrlichkeit zu bewahren suchte.

Von den ältesten Zeiten an hatte die Kirche das Bewußtsein, daß nur in ihr das Heil und außer ihr keines zu finden sei. Es ist dieser Satz nulla salus extra ecclesiam, freilich in der Folge zu einer todten und harten Formel geworden, in so fern man eben die äußere, in die Sichtbarkeit tretende Kirche mit der wahren Gemeinschaft der Gläubigen verwechselte. An sich aber war der Satz: kein Heil außer der Kirche, ein ganz richtiger, wenn er so viel sagen wollte, als außer Christus und der geistigen Verbindung mit ihm sei kein wahres Heil für den Menschen zu finden. Es hieß dann nur so viel, als was Christus selbst sagt: Jede Rebe, die nicht am Weinstock bleibet, die verdorret. — „Wer die Kirche", so hieß es, „nicht zur Mutter hat, der hat Gott auch nicht zum Vater." So hieß es bei Cyprian, so hieß es bei allen katholischen Christen der ersten und der folgenden Jahrhunderte. Mit diesem obersten Grundsatze, daß nur in der Kirche das Heil zu finden, stand auch der andere in genauer Verbindung, daß nur die Kirche und zwar die rechtmäßige, die katholische, im Besitz sei des heiligen Geistes und der von Christo geordneten Gnadenmittel, daß mithin auch allein in ihr die rechte Taufe zu finden sei. Wenn daher

solche, die bisher nicht zu dieser Kirche gehört hatten, zu ihr übertraten, so wurden sie getauft mit der christlichen Taufe, und dadurch in die Kirche aufgenommen. Nun fragte sich's, wie steht es mit denen, die bei einer häretischen Partei, die von Ketzern getauft worden sind? Ist diese Taufe gültig oder nicht? Die afrikanische Kirche verneinte es. Die Ketzer bilden keine Kirche und folglich haben sie auch keine Taufe. Was sie so nennen, verdient diesen Namen nicht, und folglich müssen die von den Ketzern Getauften, wenn sie zur einen und allgemeinen Kirche übertreten, noch einmal getauft, oder richtiger ausgedrückt, sie müssen jetzt erst wahrhaft getauft werden; denn nicht eine Wiedertaufe soll an ihnen vollzogen werden, sondern schlechthin die Taufe, die sie nach dem Sinne der Kirche noch gar nicht hatten. Wir haben vorhin bemerkt, daß die Novatianer alle die wieder tauften, die zu ihnen übertraten, weil sie glaubten, die rechte, die reine und unverdorbene Kirche zu sein, während sie in der katholischen Kirche eine Abtrünnige erkannten. Sie handelten nach dem gleichen Grundsatz wie die Katholiken; daß nur in der wahren Kirche die wahre Taufe sei. Sie aber hielten sich für die wahre Kirche.

Entgegen diesem Grundsatze und wohl aus Opposition gegen die Novatianer behauptete aber der römische Bischof Stephanus, die Taufe ist eine an sich gültige, in sich abgeschlossene Heilsthat Gottes an den Menschen, die unabhängig von dem Glauben des sie vollziehenden Priesters, das wirket, was sie nach ihrer Natur wirken soll. Auch von einem Ungläubigen, von einem Ketzer vollzogen, ist sie gültig, wenn sie nach der Vorschrift Christi auf den Namen des Vaters, des Sohnes und des heil. Geistes vollzogen ist. Wie ja auch ein Siegel Gültigkeit hat, abgesehen von der Beschaffenheit dessen, der es aufdrückt, bewahrt auch die Taufe ihren von der Person des Täufers unabhängigen Charakter. So ungefähr ließ sich des Stephanus Ansicht rechtfertigen, so ist sie wenigstens später gefaßt und weiter ausgeführt worden, während seine eigenen Aussprüche darüber noch verschiedene Auslegungen zulassen. Immerhin war das seine Meinung, es genüge, die von den Ketzern Getauften durch bloße Handauflegung in die katholische Kirchengemeinschaft aufzunehmen, und dieß, behauptete er, sei apostolische Tradition und römische Observanz. Das letztere gestanden

ihm seine Gegner, zu denen Cyprian gehörte, zu; nur hatte das für sie kein Gewicht; das erstere hingegen leugneten sie, und wenn Stephanus sich darauf berief, daß auch die von dem Diaconus Philippus getauften Samariter von Petrus und Johannes nicht noch einmal getauft worden seien, sondern daß ihnen die Apostel bloß die Hände aufgelegt hätten (Apostelg. 8, 17), so erwiederte Cyprian wohl mit Recht, daß dieser Fall hieher nicht passe, da Philippus kein Ketzer, sondern ein rechtgläubiger Christ gewesen.

Uebrigens meinte Cyprian, daß in solchen Dingen die „Gewohnheit" allein nicht entscheiden soll; es gäbe auch alte, verrostete Irrthümer; unser Gott heiße nicht Gewohnheit, sondern Wahrheit, und nach dieser sei in allen Dingen zu handeln. — Als Stephanus den Abgeordneten der afrikanischen Kirche kein Gehör schenkte, wandte sich Cyprian an die Bischöfe Asiens, und diese gaben ihm ihren Beifall. Ja, der Bischof von Cäsarea, Firmilianus, mißbilligte auf's Höchste die Anmaßung Roms, womit es andern Kirchen seine Weise als die allein gültige aufdringen wolle, und die Folge war, daß auf einer Synode in Karthago (261) sich die afrikanischen Bischöfe einstimmig gegen Rom erklärten. Allein was half es? — Rom beharrte bei seinem diktatorischen Worte, und wie früher im Osterstreite, so trug es auch hier den Sieg davon. Und so blieb es denn römische Observanz, die von Ketzern verrichtete Taufe als gültig anzuerkennen, wenn sie in den richtigen Formen vollzogen ist. Dieser Observanz ist die römische Kirche auch nach der Reformation in so weit treu geblieben, als sie auch die in der protestantischen Kirche getauften Christen nicht wieder tauft, wenn sie zu ihr übertreten, obgleich es auch Beispiele vom Gegentheil giebt, die uns zeigen, wie die gerühmte Consequenz dieser Kirche auch ihre bedenklichen Ausnahmen hat.

Nun nahete auch die Zeit, da der vielgeprüfte Mann jene Krone des Märtyrthums erlangen sollte, von der er selbst in einer seiner Schriften mit Begeisterung geredet hat; die Zeit, da er auch den Mund der Lästerer stopfen sollte durch das blutige Zeugniß, das keine Lüge zu verwischen, kein Neid zu verkleinern vermochte. Schon unter Kaiser Gallus waren, wie wir früher gesehen haben, neue Verfolgungen ausgebrochen. Cyprian floh nicht, wurde aber auch nicht von der Verfolgung erreicht. Anders unter Kaiser

Valerian. Schien auch im Anfange die Verfolgung in Afrika nicht sehr blutig sich anzulassen, so war es doch auch hier vor allen Dingen auf die Bischöfe abgesehen. Es war den 30. August 257, kurz nachdem Cyprian in einer Schrift zum Märtyrtod ermahnt hatte, als der römische Proconsul Aspasius Paternus ihn vor sich beschied und ihm den kaiserlichen Befehl eröffnete, wonach Jeder ohne Ausnahme den Göttern opfern sollte. Cyprian erklärte, er sei ein christlicher Bischof, ein Verehrer des allmächtigen Gottes, Schöpfers aller Dinge, zu dem er stets für das Wohl der Imperatoren bete; zu opfern sei ihm unmöglich. Als er auf dieser Erklärung beharrte, wurde ihm die Stadt Curubis zum Verbannungsorte angewiesen. Die Stadt war eine Tagreise von Karthago entfernt, in einer öden, flachen Gegend, der Sonnenhitze ausgesetzt, höchst ungesund. Von da aus leitete Cyprian, so gut er's vermochte, die Angelegenheiten der Kirche; auch tröstete er in einem Sendschreiben die in die mauritanischen und numidischen Bergwerke verurtheilten Christen; es waren neun Bischöfe mit ihren Presbytern und Diakonen. Sein eigenes Schicksal soll ihm ein nächtliches Traumgesicht offenbart haben. Es träumte ihm, er stehe vor dem Blutgericht, das Urtheil wurde ihm gesprochen; ein Jüngling deutete ihm durch Geberden an, er werde enthauptet werden. Er stellte die Bitte, man möge ihm zur Anordnung seiner Geschäfte, einen Tag Aufschub schenken. Dieser Tag bedeutete (nach der Auslegung seines Biographen Pontius) ein Jahr, und wirklich verzögerte sich die Hinrichtung noch so lange. Nach Verfluß dieses Jahres ließ der Proconsul den Verbannten wieder vor sich laden und befahl ihm, sich auf seine Güter zu begeben, damit er ihm zur Hand sei, wenn das schärfere Edict von Rom, von dem er vorläufige Kunde hatte, würde eingetroffen sein. Das schärfere Edict erschien; es lautete auf Todesstrafe für Jeden, namentlich für jeden Geistlichen, der sich weigern sollte, an den vaterländischen Religionsübungen theilzunehmen. Cyprian war auf Alles gefaßt, um so mehr, als er auch den schon erfolgten Märtyrtod des römischen Bischofs Sixtus erfahren hatte. Vergebens forderten ihn seine Freunde auf, auch dießmal durch die Flucht sich zu retten; für dießmal glaubte Cyprian den Willen Gottes erkannt zu haben, daß er sterben müsse, ebenso wie er

früher seine Flucht auf einen göttlichen Wink hin veranstaltet hatte. Einzig lag ihm daran, in Karthago selbst, und nicht an einem andern Orte, sein Zeugniß abzulegen. Als ihn daher der Proconsul, der sich gerade zu Utika befand, durch die Lictoren dahin wollte holen lassen, zog er sich auf seine Güter zurück und erließ von daher den letzten Brief an die Gemeinde. Er ermunterte sie zur Standhaftigkeit und zu ruhigem Verhalten. Sobald der Proconsul Galerius Maximus, der auf den Aspasius Paternus gefolgt, wieder nach Karthago zurückgekehrt war, fand sich auch Cyprian bereit, sich zum Verhör zu stellen. Zwei Häscher holten ihn von seinen Gütern ab. Sie setzten ihn zwischen sich auf einen Wagen und führten ihn in's Verhör. Er wurde in Arrest gelegt. Eine mächtige Bewegung entstand in ganz Karthago, als die Nachricht von der Ankunft des Bischofs und von seiner Verhaftung sich verbreitete. Eine Menge Volks brachte die Nacht vor seinem Gefängniß zu. Der Bischof that Alles, um Unordnungen zu verhüten. Des andern Morgens, es war am 14. September 258, ließ der Proconsul ihn vor sich bringen. Cyprian gestand offen, er sei christlicher Bischof und fest entschlossen, dem Befehl des Kaisers in Absicht auf die Opfer, keine Folge zu leisten. Das Urtheil ward gesprochen. Es lautete: Thascius Cyprianus soll mit dem Schwert hingerichtet werden. Cyprian erwiederte: „Gott sei gedankt." Unter Begleitung einer großen Volksmenge ward er zur Stadt hinausgeführt auf einen ebenen, mit Bäumen bepflanzten Platz. Hier entkleidete er sich, kniete nieder, betete. Dem Scharfrichter befahl er 25 Goldstücke auszuzahlen. Die Augen verbanden ihm zwei seiner Geistlichen. Nur mit zitternder Hand führte der Scharfrichter den tödlichen Schlag. Der Leichnam ward in der Nähe des Richtplatzes von den Christen begraben. — Bald erhoben sich zu seinen Ehren zwei Kirchen in Karthago, die eine an der Stelle, wo er hingerichtet, die andere, wo er begraben war. Beide wurden späterhin bei den Einfällen der Vandalen unter Geiserich zerstört. Die katholische Kirche hat den Cyprian als Heiligen verehrt und nach der Legende soll Karl der Große seine Gebeine nach Frankreich gebracht haben, wo sie, zuerst in Lyon, dann zu Arles aufbewahrt wurden. Auch andere Kirchen der spätern Zeit, wie die zu Venedig, das Kloster von Compiègne, die Kirche von Rosnay

in Flandern streiten sich um die Ehre, seine heiligen Ueberreste zu besitzen. — Höher als diese irdischen Ueberreste stehen uns die Zeugnisse seines Geistes, seine Schriften. Von diesen lassen Sie uns noch ein Wort reden.

Cyprian gehört nicht zu den großen Theologen und Kirchenlehrern der Kirche. Er hat weder den speculativen Geist der Alexandriner, eines Clemens und Origenes, noch den genialen, auf's Mark der christlichen Wahrheiten eindringenden Tief- und Scharfsinn seines Lehrers Tertullian. Er war mehr Kirchenfürst, als Kirchenlehrer; mehr Hierarch, als Dogmatiker. In ihm sieht die engliche Hochkirche das Vorbild der Männer, die wider den Puritanismus des 17. Jahrhunderts eine feste Mauer gebildet haben. Auf seine Grundsätze weist die Oxforderschule hin als auf die Grundsätze des ächten, vom römischen unterschiedenen Katholicismus. So sind auch Cyprians Schriften nicht sowohl lehrhafter, als kirchenregimentlicher und praktischer Natur, oder wo sie dogmatisiren, da gilt es dem Dogma der Kirche, das den Mittelpunkt der Cyprianischen Theologie bildete. Das Meiste, was wir von ihm haben, sind Briefe, die mit seiner Amtsführung und mit den wechselvollen Schicksalen seines Bisthums selbst zusammenhängen, freilich Briefe, die sich mitunter zu Abhandlungen erweitern, wie seine Schrift von der Einheit der Kirche. Dieß ist eine seiner Hauptschriften; man hat sie nicht unpassend die magna charta der kirchlichen Hierarchie genannt. Sie erwuchs ihm unter seinen Händen mitten unter den novatianischen Streitigkeiten. Eben den traurigen Spaltungen gegenüber, wie sie ein Novatus und Felicissimus in Afrika, wie sie ein Navatianus in Rom anrichteten, hob Cyprian den großen Gedanken der Einheit und Allgemeinheit der Kirche hervor. Er bedient sich dazu der Bilder, wie sie die Natur und die heilige Geschichte an die Hand geben. So wie mehrere Strahlen aus der einen Sonne ausstrahlen, so wie viele Aeste aus dem einen Stamme sich verbreiten, so wie viele Bäche aus der einen Quelle sich ergießen, so müssen alle Christen mit der Kirche, als ihrer gemeinschaftlichen Sonne, Wurzel und Quelle verbunden sein. Reiß den Strahl aus der Sonne und dahin ist die Mannigfaltigkeit des Lichtes mit der gestörten Einheit; brich den Ast vom Stamme und er ver-

trocknet; schneide den Bach von seiner Quelle ab und er versiegt. So ist ihm auch das Osterlamm, das in einem Hause gegessen werden mußte, so ist ihm das eine Haus der Rahab, das verschonet wurde, ein Bild des einen Hauses der Kirche; so der ungenähte Rock Christi ein Bild der einen, unzertrennlichen Kirche, und wenn es im hohen Liede heißt: eine ist meine Taube, wer kann diese Taube anders sein, als die Braut Christi, die Kirche? Aber eben darum muß auch die Kirche die Taubenunschuld bewahren. Wer die nicht hat, der mag sich von der Kirche trennen, an ihm ist nichts verloren, im Gegentheil, die Kirche muß sich Glück wünschen über sein Ausscheiden. Den Waizen treibt der Wind nicht weg, wohl aber die Spreu. Festgewurzelte Bäume werden nicht ausgerissen, nur die kraftlosen. Solche mögen dann immer ihre eigenen Kirchlein sich bilden; aber vergebens berufen sie sich auf das Wort des Herrn: „wo zwei oder drei versammelt sind in meinem Namen, da bin ich mitten unter ihnen;“ wie soll Christus unter ihnen sein, da sie sich muthwillig von ihm und seiner Kirche getrennt haben? Selbst der Märtyrtod kann solchen Abtrünnigen nichts frommen; denn wo bleibt die Liebe, die allein nach des Apostels Lehre den guten Werken ihren Werth giebt? denn wenn sich auch Einer sengen und brennen ließe und hätte die Liebe nicht, so wäre er nichts. Cyprian kann nicht Ausdrücke finden, die ihm stark genug wären, das Verwerfliche der Sectirerei und des Separatismus zu bezeichnen. Er vergleicht in gewaltigem Pathos, das ihm so viele Päpste und Päpstlein nachgemacht haben, die Abtrünnigen mit der Rotte Korah, die sich dem Priester Gottes zu wiedersetzen wagt und in ihr eigenes Verderben stürzt; er verdammt sie weit mehr, als die Gefallenen, die doch ihr Unrecht einsehen und zur Kirche zurückkehren. — Diese Schrift nun über die Einheit der Kirche macht einen eigenen Eindruck auf uns, je nachdem wir die höhere Idee, die ihrem Verfasser vorschwebt, in's Auge fassen oder uns in die leidenschaftliche Stimmung hinein versetzen, die offenbar an der Abfassung auch ihren Theil hatte. — Es ist gewiß etwas Großes um diese Einheit und Ungetheiltheit der Kirche, um diese Katholicität im wahren Sinne des Wortes, und wir Protestanten thun sehr unrecht, wenn wir diesen Katholicismus als dem protestantischen Princip wider-

strebend bezeichnen; denn es heißt die Kirche aufgeben, wenn man den Gedanken an ihre höhere Einheit aufgiebt. Aber diese Einheit läßt sich nun einmal nicht durch äußere Formen erzwingen; sie darf nicht erzwungen werden auf Kosten des Lebens, auf Kosten der innern Reinheit und Heiligkeit. Gewiß ist alle Spaltung vom Uebel, und jeder, der von der Kirche sich trennt, giebt Aergerniß. Aber hat der Herr nicht gesagt: es müssen wohl Aergernisse kommen? — Und hat nicht oft die Kirche selbst durch ihre Lauheit, durch ihre Fleischlichkeit, durch ihr Hängen am Aeußerlichen diese Aergernisse verschuldet? — Ein Cyprian konnte wohl noch mit gutem Gewissen den Vorwürfen seiner Gegner Rede stehen, die ihm seine Flucht, zu der er berechtigt war, zum Verbrechen anrechneten; aber wenn dieselbe Sprache, die er den Separatisten seiner Zeit gegenüber führte, von den spätern Päpsten des Mittelalters geführt wurde, etwa den Waldensern gegenüber, oder wenn sie das neue Rom führt im Angesicht des evangelischen Protestantismus, oder wenn sie auch die protestantische Orthodoxie bisweilen geführt hat gegenüber denen, die ein lebendiges Christenthum anstrebten — so kann man wohl bedenklich werden. Das ist ja eben so lange die Kirche steht, das Schwierige gewesen, die beiden Prädicate der Kirche, ihre Einheit und Allgemeinheit auf der einen, aber auch ihre Reinheit und Heiligkeit auf der andern Seite festzuhalten. Wo man einseitig nur das eine in's Auge faßte und das andere darüber vergaß, da wurde das Ideal der Kirche getrübt. Das Erzwingen einer absoluten Reinheit und Heiligkeit durch eine strenge Kirchenzucht, wie die Montanisten und Novatianer und nach ihnen die Donatisten, die Katharen des Mittelalters, die Puritaner im 16. Jahrhundert es wollten, und so viele in unserer Zeit es wieder wollen, führt eben zur Spaltung und zur Auflösung, und leicht wird über der alles verdammenden Strenge, die alles gewinnende Liebe vergessen. Das Erzwingen aber der äußern Einheit, mit Hintansetzung der geistigen Güter des Lebens, hat auch wieder entweder zur inquisitorischen Härte oder zum laxen Indifferentismus geführt, der sich auch über das Aergste zu trösten weiß, wenn nur der Schein der Einheit gerettet wird, und der mit dem einen großen Kirchenmantel einer weitherzigen Liebe auch die fatalsten Gebrechen zudeckt. Wie unendlich schwer

es ist, hier die rechte Mitte zu finden — wer hat das nicht schon gefühlt, auch in unserer Zeit? Da mag denn eben die Geschichte uns vor einem voreiligen Urtheil bewahren, wenn bald in der einen, bald in der andern Weise zu viel geschieht, und auch da, wo wir genöthigt sein werden, unser Urtheil zurückzuhalten, werden wir eben mit dem Gedanken uns trösten, daß nicht wir es sind, die die Kirche zu machen, zu führen, sie in ihrer Gesammtheit zu verantworten haben, sondern daß der sie schützt und durch alle Kämpfe ihrem Ziele sie entgegenführt, der sie auf Felsen seines Wortes gegründet und der den Tag sich vorbehalten hat, die Spreu vom Waizen zu sondern.

Mit diesem Gedanken tröstete sich am Ende auch Cyprian. Von der sichtbaren und streitenden Kirche auf Erden richtete er auch je und je die sehnsüchtigen Blicke nach der triumphirenden Kirche im Himmel. Sei es, daß Verfolgungen wütheten, sei es, daß die Seuche ihre Verheerungen unter den Sterblichen anrichtete, — immer wies er die Kämpfenden hin nach der obern Gemeinde und dem himmlischen Jerusalem, das er sich mit der Gluth einer an der morgenländischen Bildersprache genährten Phantasie ausmalte. So in der Schrift über die Sterblichkeit, die er zur Zeit der großen Seuche schrieb. Da schreibt er unter anderm, nachdem er die Hinfälligkeit der dießseitigen Welt geschildert: „Nur droben ist wahrer Friede, zuverlässige Ruhe, beständige, feste und ewige Sicherheit; dort ist unsere Wohnung, dort unsere Heimath; wer sollte nicht gern eilen, dahin zu gelangen? Dort erwartet uns eine große Menge Geliebter, die zahlreiche und große Schaar der Väter, der Brüder und Kinder. Dort ist der herrliche Chor der Apostel, dort die Zahl der frohlockenden Propheten; dort die zahllose Menge der Märtyrer, nach Kampf und Leiden mit Sieg gekrönt; dort die triumphirenden Jungfrauen; dort die belohnten Barmherzigen. Dahin laßt uns eilen mit sehnlichem Verlangen; laßt uns wünschen, bald bei ihnen, bald bei Christo zu sein. — Auf das Irdische folgt das Himmlische, auf Kleines folgt Großes, auf die Vergänglichkeit die Ewigkeit."

Sechszehnte Vorlesung.

Weitere Schicksale des Christenthums unter Aurelian. — Paul von Samosat. — Die Sabellianische Lehre von der Dreieinigkeit. — Die erste Regierungszeit Diokletians. — Fortschritte des Christenthums. — Mani und der Manichäismus im Orient.

Nachdem wir nunmehr die Hauptgestalten der alexandrinischen und der nordafrikanischen Kirche, die Gestalten eines Clemens, Origenes, Tertullian, Cyprian an uns haben vorübergehen sehen, und auch in der letzten Stunde einen Blick gethan haben in die Kämpfe über Kirchenzucht und Kirchenverfassung, in die namentlich Cyprian verflochten erscheint, und die nur ein Vorspiel sind zu dem großen Kampf der Hierarchie, der Jahrhunderte lang die Kirche bewegte, — treten wir jetzt wieder heraus auf den Schauplatz des politischen Lebens, und knüpfen unsere Erzählung von den äußern Schicksalen der Kirche wieder an, wo wir sie (12. Vorl.) abgebrochen haben. Wir haben dort bemerkt, daß Gallienus, der Sohn Valerians (im Jahr 259) ein Toleranzedict zu Gunsten der Christen erlassen hatte, und daß bald darauf die Unruhen im römischen Reich die Aufmerksamkeit auf andere Dinge, als auf die Christen hin lenkte, bis endlich Aurelian die Zügel der Regierung an sich riß, und unter ihm ein festerer Zustand eintrat.

Domitius Aurelianus aus Sirmium in Pannonien, der vom Jahr 270—75 regierte, wird von der Geschichte als der Wiederhersteller des römischen Reiches, als der zweite Cäsar bezeichnet. Er war nicht sowohl eine edle, als eine rauhe, entschlossene, durch das Soldatenleben gekräftigte Natur [1]). Die

---

[1]) Natura vesanus et praeceps. Lact. de mort. pers. c. 6. Vgl. Flav. Vopisc. Aur. c. 6. Eutrop. IX. 13. Kortüm, röm. Geschichte. S. 386.

„Hand am Schwert“ [2]), galt es bei ihm, zuzuschlagen, statt lange zu erwägen, und das Kriegsglück begünstigte den Kriegesmuthigen. Er hat nicht nur die Macht der Markomannen in Italien gebrochen, er hat auch das große Reich der berühmten Zenobia, der Königin von Palmyra zerstört, und Syrien, Aegypten, Mesopotamien und einen Theil Vorderasiens wieder an's Reich gebracht; eben so Gallien, Spanien, Britannien zum Gehorsam zurückgeführt. Auch nach Persien gedachte er seine Waffen zu tragen; allein mitten unter den Zurüstungen ereilte ihn der Tod. Er ward in Cänophrurium, in der Nähe von Byzanz, auf Anstiften seines Geheimschreibers Menesthus ermordet. Die christlichen Kirchengeschichtschreiber sehen in diesem plötzlichen Tode des Kaisers eine gnädige Fügung des Himmels; denn er soll gerade ein Verfolgungsedict wider die Christen bereitet haben, als dieser plötzliche Tod die Ausführung vereitelte [3]). — Statt die Christen mit dem Schwerte zu verfolgen, kam vielmehr Aurelian, dessen Gerechtigkeitsliebe rühmlich bekannt war, während seiner Regierung in den Fall, sich als Schiedsrichter in die innern Angelegenheiten der Christen zu mischen.

In Antiochien gab ein Bischof, Namens Paulus, aus Samosat gebürtig, der dortigen Gemeinde großes Aergerniß, theils durch seine Lehre, theils durch seinen Wandel. Ein Günstling der mächtigen und klugen Zenobia, benahm er sich durchaus als Weltmann: eitel, hoffärtig, gewaltthätig. Er verband mit seiner Bischofswürde ein weltliches Amt [4]) und mischte sich gern in weltliche Händel. Er verlangte weltliche Ehrenbezeugungen. Seine Predigten waren mehr rhetorische Kunststücke, als christliche Reden,

---

[2]) Manu ad ferrum, nannten ihn die Soldaten und sangen ihm zu Ehren bei ihren Waffentänzen das rohe Lied:

Tausend, tausend, abertausend
Leben brachten wir um's Leben,
Tausend, tausendmal soll leben,
Der da schlug die Tausendtausend,
Der des Blutes mehr vergoß,
Als je Wein auf Erden floß!

[3]) „Da er eben im Begriff stand, Edicte wider die Christen zu erlassen, ergriff ihn die göttliche Rache und hielt ihn gleichsam bei den Ellenbogen (ἐξ ἀγκώνων) von seinem Vorhaben zurück.“ Euseb Kirchengesch. VII, 30.

[4]) Das Amt eines „Ducenarius,“ bei welchem Titel er sich am liebsten nennen hörte. Vgl. über sein ganzes Benehmen den Brief der über ihn in Antiochien versammelten Bischöfe an den römischen Bischof Dionysius und den Alexandriner Maximus, bei Euseb Kirchengesch. V, 30.

und er nahm willig den Beifall der Menge auf, wenn sich dieser in der Kirche, wie im Theater durch Händeklatschen und Stampfen mit den Füßen (κρότος) kundgab. Er soll auch Lieder zu seiner eigenen Verherrlichung gedichtet und in der Kirche haben absingen lassen, statt der Lobgesänge auf Christum; doch wird dieß von andern widersprochen; vielmehr soll er statt der Lieder auf Christum, die er für eine Neuerung erklärte, die alttestamentlichen Psalmen eingeführt haben; ob aus Deferenz gegen die Juden, die bei der Königin Zenobia in großem Ansehen standen, oder aus dogmatischen Gründen, lassen wir dahin gestellt. Das Letztere zu vermuthen, liegt indessen nahe, wenn man weiß, wie Paulus darauf ausging, die Lehre von der Gottheit Christi zu verringern, und das ist es eben, was in Verbindung mit seinem ungeistlichen Benehmen, die Gemeinde wider ihn aufbrachte. Paul nannte zwar Christum den Sohn Gottes, aber nur in einem sehr vagen Sinne. Wie sein Charakter, so war seine Lehre zweideutig; er wußte seine Irrlehre klug zu verhüllen und zu bemänteln; er bediente sich der kirchlichen Terminologie, legte aber den Ausdrücken einen andern Sinn unter, als der schlichte Christensinn mit verband. Das merkten die tiefer Blickenden und suchten ihn endlich zu einem offenen Bekenntniß zu drängen. Es wurden verschiedene Synoden gehalten; Paul wußte immer durch geschickte Wendungen zu entschlüpfen; aber endlich fand er seinen Meister. Auf einer Synode zu Antiochien (265) gelang es dem Presbyter Malchion, einem gewandten Dialektiker, den Paul der Irrlehre zu überführen, und sofort wurde die Absetzung des Bischofs beschlossen. Das war noch vor der Regierung Aurelians geschehen. Paulus wollte von seinem Bischofsitze nicht weichen, er verließ sich auf seine Gönnerin Zenobia und auf eine nicht geringe Zahl antiochenischer Gemeindeglieder, die sich auf seine Seite schlugen. Mit der Regierung Aurelians und dem Sturz der Zenobia war aber auch sein Sturz gekommen. Die Antiochener wandten sich an den Kaiser und baten ihn um seinen Entscheid. Allerdings seltsam genug! Ein heidnischer Kaiser und noch dazu ein Kaiser wie Aurelian, der sich besser auf das Kriegswesen als auf Theologie verstand, sollte in einer solchen rein christlichen Streitsache Schiedsrichter sein. Aurelian zog sich gut aus der Sache; er sprach dem das Bisthum von Antiochien zu,

dem es der römische Bischof zusprechen würde. Und dieser bestätigte die Absetzung des Paul. — Darin lag stillschweigend eine fernere Concession an den römischen Stuhl, der, wie wir gesehen, immermehr über die übrigen Bischofsstühle der Christenheit sich emporhob.

Wenige Jahre vor Paul von Samosat hatte zu Ptolemais in der Pentapolis (in der Gegend des heutigen Tripolis) ein Presbyter, Namens Sabellius, eine Lehre aufgestellt, die man gewöhnlich mit der des Paul von Samosat zusammengestellt findet, obgleich sie sich von ihr wesentlich unterscheidet. Sabellius leugnete nicht, wie Paul von Samosat, die Menschwerdung Gottes in Christo. Er schloß sich vielmehr mit seiner Lehre an die schon früher erwähnte Richtung eines Praxeas, Beryll, Noët an, die wir als die patripassianische bezeichnet haben. Er leugnete nicht, daß Christus Gott gewesen sei, geoffenbaret im Fleisch; nur wollte er nicht, daß im Wesen Gottes selbst drei Personen als wirkliche Personen unterschieden würden, weil dieß leicht auf die Vorstellung von drei Göttern führe. Um aber nicht den Vorwurf hinnehmen zu müssen, er lasse den Vater Mensch werden und sterben, machte er allerdings einen Unterschied zwischen Vater, Sohn und Geist in der Benennung des göttlichen Wesens. Er sprach sich darüber offen und ehrlich aus. Vater, Sohn und Geist, lehrte er, sind durchaus eins; und die Verschiedenheit ist nicht eine innere, im Wesen Gottes selbst begründete Verschiedenheit; sondern je nach der Art, sich den Menschen zu offenbaren, heißt Gott das einemal Vater, das anderemal Sohn, das drittemal Geist. Als Vater hat er den Juden das Gesetz gegeben, als Sohn hat er die Welt erlöst, als Geist wirkt er in den Herzen der Gläubigen. Sabellius bediente sich, um seine Lehre anschaulich zu machen, gewisser Bilder. Wie der Leib, die Seele und der Geist des Menschen eins sind, so, sagt er, sind Vater, Sohn und Geist eins in Gott; wie die Sonne wärmt und leuchtet und zugleich ein runder Körper ist, so verhält es sich auch mit der Gottheit, die als Sohn die Welt erleuchtet, als Geist sie erwärmt und sich wieder als Vater zusammenfaßt in bestimmter Persönlichkeit. Gott hat gleichsam seinen Arm ausgestreckt in die Welt hinein, als er sich ihr in Christo offenbarte, und hat ihn wieder an sich gezogen mit der Erhöhung Christi in den Himmel.

Man sieht, die Lehre des Sabellius ruhte nicht, wie die des Paulus von Samosat, auf einer unfrommen, frivolen Gesinnung; sie konnte bestehen mit der feurigsten Liebe zu Christo, als dem in der Menschheit erschienenen, in der Menschheit geoffenbarten Gott. Was ihr zur Last fiel, bezog sich mehr auf die wissenschaftliche Structur des Dogmas, als auf seinen religiösen Gehalt. Es lag nämlich der Kirche daran, nicht nur die einmalige historische Gottesoffenbarung in Christo festzuhalten, sondern die ewige Gottheit des Sohnes, verschieden von der des Vaters, und dennoch eins mit ihr, zu bewahren als eine persönliche; aber den rechten Ausdruck hiefür zu finden, war schwierig, und lange Zeit schwankte die Kirche selbst hin und her, bis sie diesen rechten Ausdruck glaubte gefunden zu haben [5]). Wenn wir daher — und diese Bemerkung erlaube ich mir hierin im Allgemeinen — die Lehrstreitigkeiten in der Kirchengeschichte recht beurtheilen wollen, so müssen wir wohl unterscheiden zwischen eigentlichen Irrlehren, die bewußt oder unbewußt, das Fundament des christlichen Glaubens erschütterten und in deren Gefolge immer auch eine verkehrte, antireligiöse Richtung sich zeigte, und zwischen bloß irrthümlichen, mangelhaften und einseitigen Auffassungen der christlichen Wahrheit. Diese letztern verdienen um so mehr mit Milde und Schonung behandelt zu werden, als es überhaupt schwierig ist, in solchen rein übersinnlichen Dingen zu einer absolut befriedigenden und für alle Zeiten abgeschlossenen Erkenntniß zu gelangen; denn wenn man auch sagen will, die heil. Schrift habe uns darüber göttliche Offenbarungen gegeben, so ist daran zu erinnern, daß die Schrift uns über diese Dinge nicht mehr Licht gegeben hat, als wir haben sollen, um den Heilsweg zu finden. Nicht das Wesen Gottes an sich, nicht das Verhältniß Gottes zu Gott hat sie uns aufgeschlossen, sondern das Verhältniß Gottes zum Menschen. Aber die falsche Wißbegierde hat zu allen Zeiten das Gebiet des Glaubens überschritten und sich ein Wissen angemaßt, das sowohl über das Vermögen unserer Vernunft, als über die von Gott selbst gezogenen Schranken der Offenbarung hinausgeht, und das hat eben, leider! all das

---

5) Dieß zeigt sich besonders in der Arianischen Streitigkeit der folgenden Periode.

Schulgezänke der Theologen herbeigeführt, von dem wir hier schon ein Vorspiel haben. Wie viele Streitigkeiten, wie viele nutzlose, bittere und leidenschaftliche Kämpfe hätte sich die Kirche ersparen können, wenn sie frühzeitig unterschieden hätte das, was zum Glauben und was zum bloßen Wissen in der Religion gehört. — So aber trat eine Verwirrung ein, an der wir bis auf diese Stunde leiden. Gegen den Sabellius trat zunächst ein Schüler des Origenes, Dionysius von Alexandrien, auf, der die wirkliche (objective) Dreiheit der Personen vertheidigte; aber mit seinem Scharfsinn genügte er eben so wenig den Ansprüchen der Kirche, als Sabellius. Die strenge Unterscheidung der Personen, welcher Dionysius folgte, führte ihn zu einer höchst bedenklichen Unterordnung der einen göttlichen Person unter die andere, und das schien in der That noch gefährlicher, als die Vermischung des Unterschieds[6]). — Und so setzten sich die frömmsten und wohlmeinensten Lehrer der Kirche der Gefahr aus, wenn sie den einen Irrthum vermeiden wollten, in den andern, mithin von der Charybdis in die Scylla zu fallen. Wir müßten die Grenze unserer dießmaligen Periode überschreiten, wollten wir zeigen, wie gerade die orthodoxen Gegner des Sabellius dem Irrthum Vorschub leisteten, der später als der arianische bekämpft wurde. Das Gesagte mag genügen, um uns die größte Vorsicht zu empfehlen in der Beurtheilung von Glaubensansichten, zu deren vollem Verständniß ein tieferes Studium gehört, als die besitzen, die mit ihren Verdammungsurtheilen oft am schnellsten bei der Hand sind. Die Lehrmeinungen — ich kann es nicht genug wiederholen — sind es nicht, auf denen der Glaube der Kirche ruht; sie sind vielmehr immer nur ein unvollkommener Ausdruck des Glaubens, und was heute diesem Glauben gerecht scheint, kann morgen wieder dahinfallen. Die Lehrmeinungen haben je und je gewechselt, aber der Glaube mit seiner weltüberwindenden Kraft ist zu allen Zeiten derselbe gewesen und hat sich zu allen Zeiten und unter allen Formen an denen bewährt, die in reinem Herzen die Stimme der

6) Wenn Dionysius sagte, der Sohn verhalte sich zum Vater nicht anders, als das Schiff zu dessen Erbauer, als der Weinstock zum Weingärtner, so setzte er offenbar den Sohn zum Geschöpf herab und lehrte (wenn auch in argloser Absicht) Aehnliches, was später die Arianer.

Wahrheit vernommen und sie als Heiligthum bewahrt haben. Wir wollen damit nicht die Geistesarbeit der Theologen geringschätzen, nicht den Werth, ja die Nothwendigkeit einer festen und gründlich normirten Dogmatik in Abrede stellen, gegenüber den in's Unbestimmte zerfließenden Gefühlen; nur nicht überschätzen wollen wir sie, und nicht da ihre Bedeutung suchen, wo sie nicht zu suchen ist.

Nach Kaiser Aurelianus Tode folgten sich bald nach einander vom Jahr 275—284 sechs verschiedene Kaiser, unter denen Aurelius Probus (276—282) noch am längsten, und mit Glück und Verstand regierte. Unter diesen blieben die Christen unangefochten. Dasselbe gilt auch von den ersten achtzehn Jahren unter der Regierung des Diocletian, der den 17. September 284 zur Würde des Augustus gelangte. — Diocletian gehört offenbar zu den vorzüglichern Regenten Roms; sowohl was seine persönliche Gesinnung, als was die Verwaltung des Reichs betrifft. Obgleich von geringer Herkunft, zeigte er in Allem eine edle Gesinnung und einen männlichen Muth. Mit fester Hand suchte er den auseinanderfallenden Staatskörper in einer drangvollen Zeit zu halten und weil seine eigenen Kräfte nicht hinzureichen schienen, so gerieth er auf den Gedanken, sich durch Mitregenten unterstützen zu lassen. Er theilte den Titel des Augustus, den bisher nur Einer besessen, mit seinem Freunde Maximianus mit dem Beinamen Herkuleus. Dazu kamen später noch die beiden Cäsaren Maximianus Galerius und Constantius Chlorus (der Vater Constantins). Diocletian herrschte über das Morgenland und Aegypten, Maximian über das Abendland. Ersterer übertrug dann wieder dem Cäsar Galerius die Regierung über Illyrien, Thracien, Macedonien und Griechenland; letzterer dem Constantius Chlorus die über Spanien und Britannien. Jeder dieser vier Herrscher hatte seinen eigenen Hofstaat, seine eigenen Beamten, sein eigenes Heer, was allerdings auch die Staatslasten vermehrte [7]). Diocletian residirte mit orientalischer Ueppigkeit in Nikomedien [8]), Maximian in Mailand, während der

[7]) Vgl. Lact. de mort. pers. c. 7.

[8]) Nicomediam studens urbi Romae coaequare. Lact. ibid.

Senat in Rom seine eigene Macht und das Ansehen der alten Kaiserresidenz nach und nach dahinschwinden sah.

Bei alle dem befanden sich die Christen unangefochten im Reiche. Mit Inbegriff der achtzehn ersten Regierungsjahre umfaßt die ganze Zeit, da die Christen vor Verfolgung Ruhe hatten, vierzig Jahre. Wie vieles konnte in dieser Zeit sich ändern! — Auf der einen Seite benützte die Kirche den längern Frieden, um ihr irdisches Dasein wohnlicher zu machen. In den Zeiten der Verfolgung, da waren die Bekenner des Herrn unstät und flüchtig; da versammelten sie sich bei Nacht, in Wäldern, an einsamen Orten, am liebsten auf den Gräbern der Märtyrer, oder sie kamen bei verschlossenen Thüren zusammen in der Wohnung eines ihrer Brüder. Sie wußten nichts von prachtvollen Gotteshäusern; schon grundsätzlich waren Viele dagegen; man warf ihnen auch von heidnischer Seite vor, daß sie gar keine Tempel und Altäre, gar nichts Aeußerliches hätten in ihrem Gottesdienst. Jetzt war es anders geworden. Jetzt erhoben sich nicht nur einfache Bethäuser, sondern auch schon prachtvollere Kirchen, besonders in den Städten; so namentlich in Nikomedien. Ebenso hatten die Christen, wie wir früher gesehen, ihre höhere Lehranstalten, ihre Schulen, ihr Güterwesen. Das alles gewann in der Friedenszeit einen sichern Bestand, und so hatte die Kirche Ursache, für diese Zeit der Erholung und der Erquickung ihrem Gott zu danken. Auch nahm die Zahl der Christen bedeutend zu, da die Verfolgung nicht mehr vom Bekenntniß zurückschreckte, und im Gegentheil die Christen an vielen Orten, selbst am Hofe mit Zuvorkommenheit und Achtung behandelt wurden. Auf der andern Seite aber schloß auch die längere Friedenszeit manche innere Gefahren in sich. Die Christen gewöhnten sich allmälig wieder an Wohlleben und Bequemlichkeit, sie stellten sich mehr und mehr dieser Welt gleich und vermengten sich mit der Welt. Mehrere von ihnen bekleideten bereits Stellen am Hofe als Kämmerlinge, oder Staats- und Militärstellen. Daß selbst Bischöfe in den Dienst der Weltlichkeit gezogen wurden, hat uns vorhin das Beispiel des Paul von Samosat gezeigt. Derselbe Euseb, der es nicht genug zu rühmen weiß, wie viel Gutes der Kirche zu jener Zeit von Gott und Menschen sei erwiesen worden, kann es auch nicht genug beklagen, wie die Christen dadurch in Trägheit,

in Heuchelei, in Genußsucht und Streitsucht ausgeartet seien, wie Einer den Andern beneidete und verlästerte, wie selbst Bischöfe mit Bischöfen sich überwarfen und Gemeinden wider Gemeinden sich empörten, und so sieht er auch die nachher ausgebrochene Verfolgung, die alle andern an Schrecklichkeit übertraf, als ein gerechtes Gericht Gottes an [9]).

Ehe wir diese Verfolgung selbst über die Kirche hereinbrechen sehen, bemerken wir, daß Diocletian im Jahr 296 ein sehr merkwürdiges Edict gegen eine Religionssecte im Morgenlande erließ, von der wir bisher noch nichts gemeldet haben; es ist die Secte der Manichäer.

Um das Auftreten dieser Secte, oder besser gesagt, dieser eigenthümlich aus alt-orientalischen und christlich-gnostischen Ueberlieferungen zusammengebrauten Religion zu begreifen, müssen wir in die ältere, asiatische Religionsgeschichte zurückgehen. Da finden wir, daß unter dem persischen König Guschtasb, über dessen Zeitalter die Meinungen der Gelehrten noch immer getheilt sind, indem ihn die Einen mit Darius Hystaspis für dieselbe Person halten [10]), Andere ihm ein früheres Alter anweisen [11]), von Medien aus eine neue Religion in Persien einwanderte, wo bis anhin von alter Zeit her der Feuerdienst geherrscht hatte. Als Stifter dieser Religion wird Zerduscht (Zoroaster) genannt, über dessen äußere Schicksale uns nur wenig bekannt ist. Die Grundsätze seiner Religion sind in den heiligen Büchern des Zend Avesta, d. i. des lebendigen Wortes niedergelegt; Bücher, mit deren Inhalt wir erst seit den Siebzigerjahren des vorigen Jahrhunders durch die Bemühungen der Gelehrten (wie eines Anquetil dü Perron und Kleuker) bekannt geworden sind [12]). Folgende sind die Hauptlehren der Zendreligion: Von Ewigkeit her ist die ungeschaffene Zeit (Zeruane-

---

9) Vgl. Euseb Kirchengesch. VIII, 1.

10) So noch unter den Neuern Hammer und Stuhr, letzterer in den „Religionen des Orients“ I, S. 354.

11) Unter diesen wieder identificiren die Einen den Guschtasb mit König Xyarares, 100 Jahre vor Darius Hystaspis; die Andern (Niebuhr, Movers) versetzen ihn in eine mythische Zeit.

12) Seither ist eine neue Ausgabe erschienen von Spiegel, die heiligen Schriften der Perser. Leipzig, 1852. Bd. I.

Akerene), und aus ihr hervorgegangen sind die beiden Grundwesen Ormuzd und Ahriman, das gute und das böse Princip mit ihren guten und bösen Geistern. Das Reich des Lichtes ist das Reich des Ormuzd, das Reich der Finsterniß das des Ahriman; beide Theile stehen sich feindlich entgegen und machen sich die Herrschaft streitig, bis endlich das Reich des Ormuzd den Sieg über das Böse davon tragen wird. — Diese zoroastrisch-parsische Lehre wich indessen seit der Eroberung Persiens durch Alexander den Großen nach und nach den Einflüssen griechisch-macedonischer Bildung. Unter der 400jährigen parthischen Herrschaft der Arsaciden wurde über den äußern Kämpfen gegen Rom das religiöse Leben des Volkes vernachläßigt; es sank zu einem geistlosen Ceremoniendienst herab. Erst als es unter der Regierung des Kaisers Alexander Severus dem Perser Ardeschir Babekan gelang, den parthischen Herrscher Artabanus IV. zu stürzen und das altpersische Reich wieder aufzurichten (die Herrschaft der Sassaniden), die von 227 nach Chr. bis in die Zeit der mahomedanischen Unterjochung bestand, da suchte auch wieder die altväterliche Religion Zoroasters sich aus ihren Trümmern zu erheben. Eine große Bewegung entstand deßhalb unter den Vertretern der Religion selbst, die unter sich wieder in verschiedene Parteien zerfielen und über den Sinn der zoroastrischen Lehre sich stritten, indem die Einen einen strengen Dualismus (eine urwesentliche Zweiheit der Principien) lehrten, Andere dagegen über dem Gegensatz eine höhere Einheit suchten. Die Anhänger der ersten Meinung, die Magusäer, unterlagen. Zu ihnen gehörte Manes (Mani, Manichäus), der zugleich eine Vermischung der Lehre Zoroasters mit dem seither auch in Persien bekannt gewordenen Christenthum, namentlich mit dem Gnosticismus erzielen mochte, welcher sich von Syrien aus auch nach Persien verbreitet hatte. Die Geschichte Manis liegt sehr im Dunkeln. Nur so viel geht aus den verworrenen Nachrichten über ihn hervor, daß er, angeblich ein geborener Babylonier, in der zweiten Hälfte des dritten Jahrhunderts unter dem persischen König Schapur (Sapores) eine geistige Revolution unter seinen bisherigen Glaubensgenossen anregte. Er sei, heißt es, ein großer Gelehrter, Mathematiker, Astronom, Musiker und Maler gewesen, und habe eine Zeitlang das Amt eines christlichen Presbyters zu Chvaz, der Hauptstadt

der persischen Provinz Huzitis, versehen, sei aber dann von den Christen seiner Irrlehren wegen ausgestoßen worden und habe sich sonach wieder zu den Magiern gewendet, bei denen er aber eben so wenig sein Glück machte; denn obgleich er sich der Gunst des Königs zu erfreuen hatte, nöthigten ihn doch die Nachstellungen der Magier zur Flucht. Er machte große Reisen nach Ostindien bis nach Sina hin und hielt sich dann längere Zeit in der Provinz Turkistan verborgen. Von da kehrte er mit seinem unter der Zeit verfertigten, mit seltsamen Malereien geschmückten Evangelienbuch an den persischen Hof zurück, wo er bei dem Nachfolger des Sapores, Hormisdas I., günstige Aufnahme fand. Dieser König räumte ihm die feste Burg Deskereh zu Khuzistan in Susiana zu seinem Wohnsitze ein. Aber unter Behram (Varanes I.) ward er genöthigt, mit den Magiern eine Disputation zu halten, und da er von diesen der Religionsfälschung überwiesen wurde, so traf ihn grausame Strafe. Es wurde ihm bei lebendem Leibe die Haut abgestreift, und diese ausgestopft, zum warnenden Beispiele an den Thoren von Djondischapur aufgehängt im Jahr 277. So nach den orientalischen Berichten. Schon diese lauten abenteuerlich genug. Wir übergehen die nicht minder abenteuerlichen, in wesentlichen Punkten abweichenden Darstellungen der griechischen und römischen Kirchen-Schriftsteller [13]), und wenden uns der manichäischen Lehre zu, die ich mich bestreben werde, so klar und bündig als möglich zu geben.

Die Grundanschauung, von der Mani ausgeht, ist die dualistische, oder die Annahme zweier Grundwesen, eines guten und eines bösen. Sonach giebt es von Anfang an ein Reich des Lichtes und ein Reich der Finsterniß. Beide Reiche bestanden erst un-

---

[13]) Nach diesen hieß Manes Cubricus (Corbicius, Urbicus). Er war Sclave einer Wittwe in Babylon und kam nach ihrem Tod in den Besitz von geheimen Büchern, die ihr Gemahl Terebinthus (Buddas) hinterlassen hatte. Der König Shapur (Sapores) ließ ihn gefangen setzen, weil die Kur, die er an seinem kranken Sohne vollziehen sollte, mißlang. Manes aber rettete sich durch die Flucht in das Schloß Arabion auf der persisch-mesopotamischen Grenze. Von da gelangte er nach Kaskar in Mesopotamien, wo er bei einem angesehenen Manne, Marcellus, Aufnahme fand. Hier traf er mit dem christlichen Bischof Archelaus zusammen, der mit ihm disputirte und ihn überwand. Er verfolgte ihn auch auf seiner Flucht nach dem Flecken Diodoris, bis endlich der König Shapur ihn greifen und auf die oben angegebene Weise hinrichten ließ.

gestört neben einander, da keines von dem andern Kunde hatte. Aber im Reich der Finsterniß begann es zu gähren. Die bösen Mächte geriethen wider einander und rieben sich in gegenseitigem Kampfe auf, bis sie endlich vom Strudel ihrer eigenen Unruhe fortgerissen, an die äußerste Grenze ihres Reiches gelangten, und auf einmal geblendet wurden von dem Glanze des anstoßenden Lichtreiches. Ueberrascht von der Macht und Fülle dieses noch nie geahnten Glanzes vergaßen sie des alten Haders und rathschlagten unter einander, was sie thun könnten, des Lichtreiches mächtig zu werden, seines Glanzes sich zu versichern. Als der Fürst des Lichts die Absicht der finstern Mächte merkte, setzte er sich zur Wehre. Er rüstete eine Macht aus, sie in den Kampf auszusenden mit dem Reiche der Finsterniß. Zu dem Ende erzeugte er aus dem ewigen Lichte, der Mutter des Lebens, den Urmenschen, angethan mit den fünf reinen Elementen des Lichtes, des Feuers, der Luft, des Wassers und der Erde. Also ausgerüstet stieg der Urmensch in die Region der Finsterniß hinab. In diesem Kampfe aber verlor er einen Theil der Rüstung. Einzelne Lichttheile blieben hängen an der Finsterniß und aus dieser Mischung von Licht und Finsterniß entstand die gegenwärtige, die sichtbare Welt. In diese ist die Weltseele versenkt: sie harret ihrer Erlösung. Diese wird bewerkstelligt durch die beiden Lichtwesen, Christus und den heil. Geist, wovon das eine Christus (dem persischen Mithras vergleichbar) in der Sonne und dem Monde, der heil. Geist aber in dem durch die Welt sich ausdehnenden Aether seinen Sitz hat. Diese beiden, Christus und der heil. Geist, ziehen nun die in die materielle Welt versenkten Lichttheile wieder an sich, während der böse Dämon (der Fürst der Finsterniß) und die an die Gestirne gefesselten Geister sie zurückzuhalten suchen. — Sonne und Mond sind die beiden leuchtenden Schiffe (lucidae naves), die unaufhaltsam durch den Ocean der Welt ihre Fahrt machen, um das in die Welt der Finsterniß versenkte Licht wieder hinüberzuleiten in das ewige Lichtreich. Das kleinere Schiff, der Mond, giebt seine Fracht ab an das größere Schiff, die Sonne, die damit dem Lichtreiche zusteuert. Das mit Licht gefüllte Schifflein stellt sich uns im Vollmonde, das seiner Fracht wieder entleerte im Neumonde dar, und auch die zwölf Zeichen des Thierkreises dienen als große Schöpfeimer bei diesem

Auspumpen des Lichtes. Um nun aber gleichwohl ihre vorhandenen Kräfte zu concentriren, machten die finstern Mächte die letzte Anstrengung, indem sie ein Wesen schufen, das ein Abbild des Urmenschen, eine Welt im Kleinen sein sollte, in dessen Brust der große Weltkampf sich wiederholt; sie schufen den Menschen. Auch dieser ist, wie die Welt, ein Gemisch von Licht und Finsterniß; denn zwei Seelen sind es, die in ihm sich die Herrschaft streitig machen, eine gute und eine böse; die eine dem Lichte zugewendet, die andere der Finsterniß.

Fragen wir nun, wie weit das manichäische System mit seiner Erlösungslehre an das Christliche sich anlehnt, so hören wir wohl von einem leidenden Jesus und von einem Christus, dem „Sohn des ewigen Lichtes", der zur Rechten des Lichtes thront. Aber beide sind wohl zu unterscheiden von dem Christus der Evangelien und beide wieder unter sich. Der leidende Jesus (Jesus patibilis) ist dem Manes eben nichts anders, als ein Symbol der noch an die Materie gebundenen Weltseele und ihrer Kämpfe. Wenn in der Schrift gesagt ist, daß Christus gelitten habe am Holz, so wird das nach phantastisch-willkürlicher Umdeutung bezogen auf das Leiden der Natur, zumal in der Pflanzenwelt. Die Pflanze sehnt sich nach dem Lichte. Die Pflanzenseele schmachtet nach ihrer Befreiung. Aber einstweilen ist sie noch an die grobe und zähe Materie des Holzes gebunden. Das ist die Passion der Natur, der große physische „Weltschmerz", würden die Manichäer des 19. Jahrhunderts sagen. Mit jeder Pflanze, die aus dem dunkeln Erdenschooße hervorbricht, wird Jesus immer wieder auf's Neue geboren, um auf's Neue zu leiden, zu ringen, zu kämpfen den Kampf der Finsterniß (der Materie) mit dem Lichte. Der Tod der Pflanze ist ihre Erlösung; daher ist es bei den Manichäern ein Verdienst, gewisse Pflanzen abzubrechen und zu verzehren, damit das gebundene Licht frei wird, während freilich auch wieder andere Pflanzen heilig sind und nicht berührt werden dürfen.

Indem nun also der leidende Jesus selbst der Erlösung bedarf, so hat sich der zur Rechten des Lichtes thronende Christus aufgemacht, hat seinen himmlischen Sonnensitz verlassen und ist als Erlöser auf Erden erschienen in menschlicher Gestalt. Aber nur in menschlicher Gestalt; nicht in menschlichem Wesen; denn wie soll

das Göttliche mit der Materie, das Licht mit der Finsterniß sich einen? Christus hatte sonach keinen wirklichen Leib, sondern einen bloßen Scheinkörper, und auch sein Leiden und Sterben am Kreuz war nur ein scheinbares, gleichsam ein Blendwerk für die Menge. Im Lichte liegt das ganze Geheimniß der Erlösung, und nur in so fern das lichtstrahlende Kreuz als Symbol des Lichtes gefaßt wird, kann man sagen, daß von ihm das Heil der Welt ausgeht. Aber, sagen die Manichäer weiter, das Werk Jesu ist schon von Anfang an mißverstanden und von seinen Aposteln selbst in's Jüdische verunstaltet worden. Darum hat Christus schon zu seinen Lebzeiten den Parakleten verheißen. Unter diesem verstand nun Mani nicht den heil. Geist, sondern (wie wir früher bei Montanus Aehnliches gesehen haben) sich selbst. Er betrachtete sich als den Erneuerer des geistigen Christenthums und gerirte sich nun auch als Religionsstifter. Er sandte zwölf Apostel aus zu Verbreitung seiner Lehre, und eben so standen zwölf Aelteste und 72 Bischöfe, als Nachbild der 72 Jünger an der Spitze der manichäischen Religionsgemeinde. Diese Gemeinde bestand aus zwei scharf von einander geschiedenen Klassen, den Auserwählten oder Vollkommenen (Perfecti) und den bloßen Zuhörern (Auditores) oder dem Volke der Unvollkommenen. Die Auserwählten mußten sich der strengsten Zucht und allen Entbehrungen unterziehen, welche das System nach seiner Consequenz fordert. Sie beobachteten die strengsten Fasten und blieben unverehlicht; sie nährten sich meist nur von Vegetabilien, besonders von Oliven; denn das Oel ist die Nahrung des Lichts, und das Essen dieser lichtbringenden Substanzen ein Verdienst. Die Auserwählten allein erhielten die Taufe und standen, ähnlich den Brahminen der Indier, als Mittler da zwischen den Unvollkommenen und der Gottheit, mit der sie sich in näherm Verkehr glaubten. Sie ertheilten Ablaß denen, die durch ihren Beruf genöthigt waren, sich täglich durch Berührung mit der Materie zu verunreinigen und zu versündigen; denn nicht nur das Schlachten von Thieren, selbst der Ackerbau war streng genommen eine Versündigung an der Natur und mußte wieder gesühnt werden. — Der sittliche Grundirrthum des Manichäismus bestand darin, daß das Böse in der Materie selbst seinen Sitz habe. — Hineingestellt zwischen Geist und Materie, zwischen Licht und Finsterniß,

hat der Mensch eben den Kampf zu bestehen, den die Welt im Großen kämpft. Aber ohne wahre Freiheit des Willens, ohne sittliche Selbstbestimmung und Energie, wird er zwischen den beiden Mächten hin- und hergeworfen, bald geistig erhoben zum Licht, bald wieder versenkt in die finstere Materie. Nicht freie Beherrschung der Materie, sondern Abtödtung derselben und Uebung in äußerlicher Werkheiligkeit ist das Wesen manichäischer Sittenlehre. Allein diese Werkheiligkeit stützt sich nicht etwa auf das alttestamentliche Gesetz. Dieses verwarf der Manichäismus vielmehr als ein ungeistliches und mit ihm das alte Testament überhaupt. Auch die Schriften des neuen Testamentes sind nach der Meinung der Manichäer frühzeitig verfälscht und mit jüdischem Sauerteig vermischt worden; die Manichäer hatten daher ihre eigene Bibel und ihre eigenen Ceremonien, ihre eigenen Feste. Der Todestag Manis wurde besonders feierlich begangen als Fest des Lehrstuhles (Bema).

Zur Zeit Diocletians war die Secte erst noch im Wachsthum; manches von dem Gesagten paßt daher erst auf ihre spätere Entwicklung im vierten und fünften Jahrhundert, wo sie auch auf das Abendland zurückwirkte. So war der große Kirchenlehrer Augustin längere Zeit von dem Netz dieser hochmüthigen, mit ihrer Weisheit sich brüstenden Secte umstrickt, und durch das ganze Mittelalter hindurch bildete der Manichäismus gleichsam die große Ablagerung für alle ketzerischen Ideen, welche die Zeit durchzuckten. Wir mußten ihrer aber darum schon hier erwähnen, weil sie schon in den ersten Jahrhunderten ihre Wurzeln angesetzt hat. Aus dem Wenigen, das ich mittheilen konnte, werden Sie sich überzeugt haben, wie hier eine ganz fremdartige Anschauungsweise sich nur äußerlich mit dem Christenthum verband und wie wir es hier mit einer Ketzerei zu thun haben, die nicht nur als eine verschiedene Auffassung christlicher Wahrheiten zu betrachten ist, wie etwa die vorhin angeführte Lehre des Sabellius, sondern als eine, die tiefern religiösen und sittlichen Grundlagen des Christenthums erschütternden, mithin antichristlichen Richtung. Ja, wenn schon der Gnosticismus, den wir früher betrachteten, eine Mißgestalt des Christenthums ist, so ist der Manichäismus vollends eine Verkehrung desselben in eine phantastische Natursymbolik und in einen traurigen Ceremoniendienst des Aberglaubens, eine Verwandlung,

um in seiner eigenen Sprache zu reden, des Lichtes in die Finsterniß, während er freilich von sich das Gegentheil behauptete. Nichtsdestoweniger hat sich das manichäische Gift weit mehr, als man glauben sollte, in die Kirche einzuschleichen gewußt und spukt im Grunde noch in manchen Vorstellungen der Gegenwart, die man für christlich hält und die es doch nicht sind. Manichäisch ist jede, die Allgewalt Gottes beschränkende Annahme von einer absoluten Macht des Bösen, von einer selbstständigen Gewalt des Teufels, von einer über dem Menschen waltenden, dunkeln Nothwendigkeit; manichäisch ist die trübe Lebensansicht, welche die sinnliche Welt, die Gott geschaffen, als den Sitz des Bösen oder gar als ein Werk des Teufels betrachtet, mit dem ein Christenmensch sich nicht befassen dürfe, ohne sich zu verunreinigen; manichäisch aber auch die pantheistische Verwirrung des sittlichen und des natürlichen Gebietes, des Gebietes der Freiheit und der äußern Nothwendigkeit; manichäisch die heuchlerische Symbolik, die hinter christlich klingenden Ausdruck ihren unchristlichen Sinn verbirgt, und mit der kirchlichem Orthodoxie Versteck spielt; manichäisch endlich alles Pfaffenthum, alle Scheidung von Geweihten und Ungeweihten, alle Geheimnißkrämerei, die in vornehmem Wissensstolze auf die Menge der Gläubigen, als auf die Unwissenden herabsieht und sie am Gängelbande ihrer geistlichen Herrschsucht führt. Gegen diese manichäischen Verirrungen alten und neuen Styles soll uns ewig gelten die einfache gesunde Lehre der Schrift, wonach alle gute und alle vollkommene Gabe von Gott kommt, dem Vater der Lichter, wonach wir alle seine Gaben mit Danksagung genießen sollen, die Lehre, daß alle Kreatur an sich gut und nur der Mißbrauch Sünde ist; daß auch der Fürst dieser Welt gerichtet ist und daß er keine Macht hat über die, die sich dem Herrn zum Eigenthum ergeben haben. Auch das Christenthum kennt ein Reich des Lichts und ein Reich der Finsterniß; aber bei ihm heißt es: Ihr waret weiland Finsterniß, nun aber seid ihr ein Licht in dem Herrn; wandelt wie die Kinder des Lichts (Eph. 5, 8. 9). Auch das Christenthum kennt und empfiehlt eine Kreuzigung des Fleisches, aber es kennt auch eine Heiligung des Fleisches dadurch, daß das Wort Fleisch geworden ist, und eben darum lehrt es auch eine Auferstehung des Fleisches. Es kennt nicht nur Weltverachtung und Weltentsagung, es kennt

auch eine Weltbeherrschung, Weltveredlung und Weltverklärung! Mit einem Worte, der Gegensatz von Gott und Welt, von Licht und Finsterniß, von Geist und Fleisch, von Gut und Böse ist allerdings auch im Christenthum vorhanden und nirgends mehr als hier; aber nicht ist er vorhanden als ein starrer und unversöhnlicher Gegensatz; sondern darin besteht seine Lösung, daß durch den, der in die Welt gekommen und sich wahrhaft mit Fleisch und Blut verbunden, auch die Welt überwunden und Gott mit der Welt versöhnt ist, daß er den Zwiespalt gehoben und es uns möglich gemacht hat, aus der Finsterniß zum Lichte, aus dem Reich des Zwanges und der Knechtschaft, in das der Freiheit zu gelangen. Daraus folgt auch endlich, daß alle geistlichen Vorrechte der Einen vor den Andern geschwunden, daß Alle christlichen Priester, Alle berufen sind, zur Erkenntniß des Heils zu gelangen und Alle, wenn auch nicht auf dieselbe Weise und mit denselben Gaben, doch in demselben Geiste und mit dem gleichen Rechte verkündigen sollen die Tugenden deß, der uns berufen hat von der Finsterniß zu seinem wunderbaren Lichte. (1 Petr. 2, 9.)

Siebenzehnte Vorlesung.

Verfolgung der Christen unter Maximian. — Die thebaische Legion. — Legenden aus der schweizerischen Kirchengeschichte: die h. Verena, St. Ursus, Felix und Regula. — Die Diokletianische Verfolgung. — Weitere Schicksale der Christen unter Galerius und Maximian. — Märtyrer. — Die h. Agnes, die h. Afra u. A. — Das Toleranzedict des Galerius. — Rückblick auf die Verfolgungen und allgemeine Betrachtungen darüber.

Wir haben gesehen, wie Diocletian zunächst ein Edict wider die manichäische Secte erlassen hatte, und zwar that er dieß ausdrücklich, um der von ihr behaupteten Lehre willen, die er für eben so unverträglich mit den religiösen Begriffen der römischen Staatsreligion hielt, als wir sie für unverträglich mit dem Christenthum halten. Er blieb aber nicht bei der Verfolgung der Manichäer stehen, sondern wandte seinen Eifer gegen das Christenthum selbst. Unsere heutige Stunde führt uns nun auf diese letzten, aber auch heftigsten Verfolgungen, welche die Christen unter der Regierung dieses Kaisers und seines Mitregenten zu erdulden hatten. Auf die Zeit der Ruhe, welche die Kirche vierzig Jahre lang genossen, sollte noch einmal eine Feuertaufe über sie ergehen, die ihr zur Läuterung wurde. Ehe wir jedoch von der Diocletianischen Verfolgung selbst reden, haben wir einer Verfolgung zu gedenken, die sein wilder und roher Mitregent, Maximianus Herculius, veranstaltet haben soll. Die Nachrichten über diese Maximianische Verfolgung in Gallien und Rom sind indessen höchst unzuverlässig. Die gleichzeitigen Schriftsteller melden davon nichts; erst im sechsten Jahrhundert geschieht ihrer Erwähnung und noch mehr weiß die

spätere Legende von den einzelnen Umständen derselben zu erzählen. Ich theile die Erzählung mit, weil sie auch selbst in ihren fabelhaften Ausschmückungen, ähnlich der früher erwähnten Legende von den 11000 Jungfrauen, in unsere vaterländische Kirchengeschichte oder vielmehr in deren Legende eingreift, und schon als solche unsere Aufmerksamkeit verdient. Es ist die Erzählung von der sogenannten thebaischen Legion. Maximian, so lautet die Erzählung, wurde um's Jahr 287 aus Italien herbeigerufen, einen Aufstand in Gallien zu dämpfen, oder nach einer andern Version war seine Absicht, die dortigen Christen zu verfolgen. Er ließ aus Aegypten eine Legion Soldaten kommen, die (schon das lautet unwahrscheinlich genug) aus lauter Christen bestand. Sie hieß die thebaische Legion. In den agaunischen Engpässen, unweit Octodunum, dem heutigen Martinach im Walliserland, stieß die Legion mit dem Hauptheere zusammen. Hier sollte sich die ganze Armee durch heidnische Opfer auf den bevorstehenden Kampf vorbereiten. Allein die thebaische Legion weigerte sich, diese Ceremonie zu leisten. Sie erklärte überhaupt, keinen Schritt weiter gehen zu wollen; und namentlich war es ihr Anführer, Mauritius, der auf diesem Widerstand beharrte. Maximian ließ darauf je den zehnten Mann ausheben und hinrichten. Als aber auch die Uebriggebliebenen den Gehorsam verweigerten, ließ er sie Alle niedermachen, unter ihnen auch den Mauritius, dessen Tod dann später von den Christen dieser Gegend als Märtyrtod gefeiert wurde. Ihm zu Ehren ward eine Kirche und Kapelle errichtet — das heutige Saint Maurice. Außer dem S. Mauritius werden uns auch die Feldherren Exuperantius und Candidus genannt. — An diese Stammlegende von der thebaischen Legion knüpfen sich dann noch mehrere Sagen über die ersten Heiligen des Schweizerlandes. So entkamen Victor und Ursus nach Solothurn, wurden aber von dem dortigen Befehlshaber Hirtacus zum Feuertode verurtheilt. Ein Wunder vereitelte jedoch die Ausführung des Urtheils und bewog einen großen Theil der heidnischen Einwohnerschaft, das Christenthum anzunehmen. — Eine Verwandte des h. Mauritius, die h. Verena, kam mit oder bald nach Ursus ebenfalls nach Solothurn, ward aber von Hirtacus, den sie von einer schweren Krankheit heilte, freigelassen, worauf sie nach Zurzach sich begab und dort für die Ausbreitung

des Christenthums wirkte. Auch die beiden Geschwister Felix und Regula gehörten zu den Flüchtlingen der thebaischen Legion. Sie entkamen dem Blutbade im Walliserlande durch die Flucht über die Furka und gelangten über Uri und Glarus nach Zürich, allwo sie das Evangelium verkündigten. Der römische Befehlshaber Decius ließ sie hinrichten, in der Gegend, wo die Wasserkirche steht. Da ereignete sich das bekannte Wunder, das auf dem Insiegel der Stadt Zürich verewigt ist. Die Heiligen trugen ihre abgeschlagenen Häupter unter dem Arme den Berg hinan bis an die Stätte, da ihre Gebeine ruhen sollten und da zu ihrem Andenken das große Münster sich erhebt. Auch in den Rheingegenden und nach Italien kamen versprengte Haufen dieser Legion. — Wie sich die sämmtlichen Sagen ausgebildet, welche historische Thatsache ihnen möglicherweise zu Grunde gelegen, wollen wir Andern zu untersuchen überlassen. Möglicherweise hat die Hinrichtung eines Militärtribuns Mauritius und einer Schaar von siebzig christlichen Soldaten, die nach ältern Zeugnissen zu Apamea in Syrien auf Befehl des Maximian stattgefunden haben soll, Veranlassung zu der Sage gegeben, indem der Name und Stand des Märtyrers beibehalten, der Schauplatz aber nach dem Wallis verlegt und die ganze Begebenheit willkürlich umgestaltet wurde. Wir wenden uns wieder der beglaubigten Geschichte zu.

Auch nach dieser war es nicht sowohl Diocletian selbst, als seine Rathgeber, der Cäsar Maximianus Galerius[1]) und der Statthalter Hierokles, welcher letzterer selbst eine Schrift wider die Christen schrieb, die ihn beredeten, die prachtvolle Kirche in Nikodemien zerstören zu lassen, und auch die weitere Zerstörung der christlichen Kirchen und die Vernichtung ihrer heil. Schriften anzuordnen. Es erschienen (303) drei Edicte, eines schärfer als das andere, wider die Christen; endlich ein viertes im Jahr 304, nach welchem, ohne Ausnahme, alle Christen dem Tode verfielen, die sich weigern würden, den Göttern zu opfern. Und nun erhob sich denn auch im ganzen römischen Reiche (Gallien ausgenommen, wo Constantius Chlorus schon jetzt den Christen günstig war) eine

---

[1]) Ihn schildert Lactanz (oder vielmehr der Verf. der Schrift **de mortibus persecutorum**) als den Grausamsten unter Allen: **Inerat huic bestiae naturalis barbaries, efferitas a romano sanguine aliena. l. l. c. 8.**

zehnjährige Verfolgung, die längste und die heftigste unter allen, welche die christliche Kirchengeschichte kennt. In Nikodemien selbst wurden viele hingerichtet, unter ihnen Anthimus, der dortige Bischof, mehrere Hofbeamte, mit ihnen Petrus, an dem die Grausamkeit vergeblich ihre scheußlichsten Künste versuchte, um ihn zum Abfall zu bringen. Ueberall füllten sich die Gefängnisse mit Priestern; Bischöfen und Diaconen. Die Zahl der Märtyrer mehrte sich von Tag zu Tag. „Nicht wenn ich hundert Zungen hätte," sagt ein Kirchenschriftsteller in der Sprache des Dichters, „und einen hundertfachen Mund und eine eherne Stimme, nicht vermöchte ich, alle die Schandthaten, alle die vielgestaltigen Qualen und Marter zu nennen, welche die Gerichte der Provinzen über Schuldige und Unschuldige verhängten." [2]) Daß auch Schuldige unter den Christen waren, geben also selbst christliche Schriftsteller zu. Und in der That bewahrten nicht alle Christen dieselbe ruhige, würdige Haltung, die dem Märtyrerthum erst seine höhere sittliche Würde giebt. Gleich als das erste Edict war angeschlagen worden, wurde es abgerissen, wahrscheinlich von der Hand eines Christen. Auch brach bald darauf im kaiserlichen Pallast zu Nikomedien Feuer aus. Ob es, wie Lactanz zu verstehen giebt, auf Anstiften des Galerius von einem Heiden eingelegt worden, um den Verdacht auf die Christen zu wenden, ob, wie Constantin vermuthet, der rächende Blitz des Himmels herniederfuhr, oder ob ein Christ sich so weit vergessen habe, dem allerdings begreiflichen Rachegefühl Luft zu machen, wer mag das entscheiden? Unmöglich wäre das Letztere nicht, da wir uns auch unter den Christen jener Zeit nicht lauter vollkommene Jünger des Herrn zu denken haben, die den Spruch beherzigten: Wisset ihr nicht, weß Geistes Kinder ihr seid? Auch das Benehmen der Christen in der Verfolgung war ein sehr verschiedenes. Auch jetzt ließen sich Viele zum Abfall verleiten. Zu den verschiedenen Klassen der Gefallenen kam noch eine neue hinzu, die der sogenannten Traditoren (Ueberlieferer). So hießen die, welche sich bewegen ließen, die heiligen Schriften an die Verfolger auszuliefern, damit sie verbrannt würden. Dagegen bewiesen wieder andere eine bewundernswürdige Standhaftigkeit, unter ihnen Jung=

---

[2]) Lact. de mort. pers. c. 16.

frauen und Knaben von zartem Alter. Eine junge Christin zu Karthago, Victoria, deren Vater und Bruder noch Heiden waren, ließ sich durch kein Zureden ihrer Blutsverwandten bewegen, ihren Glauben zu verleugnen. Als der Bruder, um sie zu retten, vorgab, sie sei ihrer Sinne nicht mächtig, widersprach sie diesem Zeugniß, und erklärte, daß dieß ihre wahre Gesinnung sei und daß sie nicht davon abgehen werde. Als der Proconsul sie fragte: „Willst du mit deinem Bruder gehen?" antwortete sie: „Nein, denn ich bin eine Christin und die sind meine Brüder, die Gottes Gebote beobachten." Den Knaben Hilarianus meinte der Proconsul durch seine Drohungen schrecken zu können; der Knabe antwortete: „Thut was ihr wollt, ich bin ein Christ." Und so ließen sich der Beispiele noch mehrere anführen. Auch auf Seite der Heiden gaben sich hie und da edlere Gesinnungen kund. Zu Alexandrien fanden mehrere der verfolgten Christen Schutz in heidnischen Häusern, und manche der heidnischen Hausbesitzer opferten lieber ihre Habe und ihre Freiheit, als daß sie Verräther an ihren Schützlingen geworden wären.

Im Jahr 305 legten die beiden Augusten Diocletian und Maximian ihre Würde freiwillig nieder. An ihre Stelle trat im Orient Galerius mit seinem Cäsar Maximin; im Occident Constantius Chlorus, der in Gallien, Britannien und Spanien das Zepter führte, während der Cäsar Severus über Italien und Afrika herrschte. Da Constantius Chlorus, wie schon bemerkt, den Christen günstig war, so erstreckte sich jetzt die Verfolgung großentheils über den Orient, wo besonders der rohe Maximin wüthete; namentlich traf die Christen in Palästina ein schweres Schicksal. Manches Leben ward auch hier geopfert; Andere wurden in die Bergwerke abgeführt oder in den Kerker geworfen. Der Bischof Pamphilus von Cäsarea, der vertrauteste Freund des Kirchengeschichtschreibers Euseb, wurde, nachdem er erst die gräulichsten Marter ausgestanden und zwei Jahre im Gefängniß zugebracht, mit noch eilf andern Bekennern hingerichtet. Später wurden an einem Tage ihrer neun und dreißig enthauptet. Noch ärger, noch unmenschlicher wurden die Christen in Aegypten behandelt, sowohl in Alexandrien, als in Oberägypten (Thebais); Männer, Frauen und Kinder wurden theils verbrannt, theils in

den Fluthen des Meeres ertränkt, theils an's Kreuz geschlagen, theils auf die raffinirteste Weise zu Tode gemartert. Wenn die Angaben nicht übertrieben sind, so wurden oft an einem Tage bis Hunderte hingerichtet, so daß die Schwerter stumpf wurden und die ermatteten Henker einander ablösen mußten. Unter den zahlreichen Opfern fiel auch der Bischof Petrus von Alexandrien, und mit ihm noch andere Bischöfe und Presbyter der ägyptischen Kirche. — Aehnliches ereignete sich in Pontus, Phrygien, Kappadocien [3]), Mesopotamien; ähnliches in Antiochien und anderwärts. Wie weit unter anderm der heidnische Fanatismus ging, um den Christen jeden Lebensfaden abzuschneiden, davon möge das Gesetz zeugen, das Maximin im Jahr 308 erließ, wonach alle Eßwaaren, die auf den Markt gebracht wurden, zuvor mit Opferwein begossen werden mußten, damit den Christen nur die Wahl blieb zwischen dem Abfall und dem Hungertod.

Auch in den Provinzen, über die Galerius unmittelbar herrschte, in Mösien, Pannonien, Macedonien, Thracien erlitten die Christen manche Drangsale, von denen die Märtyrerakten das Weitere berichten. Nicht viel besser erging es den Provinzen des Abendlandes, über die Severus gebot; namentlich ward Rom selbst der Schauplatz mancher Leiden. So feierte schon die alte Kirche des vierten und fünften Jahrhunderts das Andenken der heil. Agnes, die als ein dreizehnjähriges Mädchen zu Rom mit Ketten beladen vor Gericht geführt, und als sie weder durch Schmeicheleien, noch durch Drohungen, noch endlich durch öffentliche Ausstellung am Pranger zum Abfall bewogen werden konnte, mit dem Schwerte hingerichtet wurde. Ambrosius von Mailand verkündete ihr Lob, Augustinus feierte sie in einer Gedächtnißrede, Prudentius in einem Gedichte. Auch hat die Legende ihre Geschichte poetisch ausgeschmückt [4]). Die Eltern der Vollendeten verweilten oft ganze Nächte auf ihrem Grabhügel. Da sahen sie einst in nächtlichem Gesichte eine Schaar von Jungfrauen in weißen, mit Gold durch-

---

[3]) Unter den dortigen Märtyrern nennt die Legende den h. Georg, einen tapfern Krieger, der später als Ritter in mittelalterlicher Rüstung abgebildet wurde. Sein Kampf mit dem Drachen stellt den Kampf gegen das Heidenthum symbolisch dar.

[4]) Siehe unter anderm Pipers evang. Kalender v. J. 1851. S. 105 ff.

wirkten Gewändern vom Himmel auf die Erde herniederschweben und unter ihnen die verklärte Tochter, ein weißes Lamm zu ihrer Seite. Als die Eltern darob erschraken, redete sie Agnes mit holdseligen Worten an: „Betrauert mich nicht länger als eine Todte, ihr seht ja, daß ich lebe; freuet euch mit mir und wünschet mir Glück, daß ich mit diesen Allen die Wohnungen des Lichtes ererbte, und nun ewig dem im Himmel vereinigt bin, den ich auf Erden von ganzem Herzen liebte." Sie sprach's und verschwand. Darum pflegen die Künstler die heil. Agnes mit einem Lamm an der Seite zu malen. — Schon in der Mitte des vierten Jahrhunderts schmückte ein römischer Bischof das Grab der Heiligen mit einer Marmorplatte und bald erhob sich daselbst eine Kirche, die im Jahr 626 von Grund aus erneuert wurde, und als St. Agnesenkirche noch unter den Kirchen Roms sich erhalten hat. In dieser Kirche werden am Feste der heil. Agnes, am 21. Januar, die Lämmer geweiht, aus deren Wolle die Pallien für die Erzbischöfe verfertigt werden; auch sind anderwärts Kirchen und Klöster dieser Heiligen geweiht worden.

Außer der heil. Agnes werden uns auch noch andere Märtyrer und Märtyrerinnen aus Italien genannt. So Agricola und Vitalis zu Bologna, Gervasius und Protasius zu Mailand u. a.; — doch sind die Märtyrerakten, welche uns von den Leiden dieser Heiligen berichten, nur mit Vorsicht zu benutzen. Selbst in den Gegenden, über welche Constantius Chlorus herrschte, blieben die Christen nicht durchweg verschont, da der Kaiser nicht überall die Verfolgungen verhüten konnte. Spanien mußte der Kaiser seinen Statthaltern überlassen, und so begegnen wir auch dort einer Anzahl Märtyrer, namentlich in Cäsar-Augusta, dem heutigen Saragossa. Schon Augustin erwähnt des heil. Vincentius, der ähnlich dem früher genannten Laurentius auf einem glühenden Roste zu Tode gemartert wurde; Anderer nicht zu gedenken. Auch nach Rhätien, Vindelicien, Noricum, wo wir die ersten Spuren des Christenthums zu Anfang des vierten Jahrhunderts finden [5]), soll sich die Verfolgung erstreckt haben, wenn anders die Sage gegründet ist, wonach die heil. Afra aus Cypern in Augsburg dem Flammentode

[5]) Vgl. Rettberg, Kirchengesch. Deutschlands I, S. 219.

preisgegeben wurde (um's Jahr 304). Afra hatte sich, so berichtet die spätere Legende, mit ihrer Mutter Hilaria in dieser Stadt niedergelassen und ein ausschweifendes Leben geführt. Durch den spanischen Bischof Narcissus, den sie beherbergte, war sie zur Erkenntniß gebracht und bekehrt worden, und ward, weil sie als Christin sich bekannte, auf einer kleinen Insel des Lechflusses verbrannt. Dasselbe Schicksal traf ihre Mutter und einige ihrer Gefährtinnen. — Endlich wurde den Christenverfolgungen im römischen Reiche ein Ziel gesetzt. Galerius, durch schwere Krankheit gedemüthiget, erließ, kurz vor seinem Tode im Jahr 311, ein Edict, worin er erklärte, es sei zwar seine Absicht gewesen, die Christen wieder zur Religion ihrer Väter zurückzuführen; da indessen die meisten unter ihnen bei ihrer Denkungsart verharrten und da es doch besser sei, daß sie auf irgend eine Weise für das Wohl des Staates beteten, so soll ihnen gestattet sein, es auf ihre Weise zu thun. Ja, es wurde ihnen (ein merkwürdiges Zugeständniß an das Christenthum) das Beten für das Wohl des Staates zur Pflicht und zur Bedingung gemacht, unter der sie auf Duldung Anspruch machen könnten[6]). Nach Verfluß von sechs Monaten ließ zwar Maximin die Christen im Orient auf's Neue verfolgen; allein der bald darauf erfolgte Uebergang des Constantinus über die Alpen und sein im Zeichen des Kreuzes errungener Sieg über den Maxentius (312), verschaffte den Christen nicht nur allgemeine Duldung, sondern nach und nach ward ihre Religion die vom Kaiser bevorzugte, ja zuletzt die herrschende im Reiche, die Staatsreligion. Von diesem wichtigen Umschwung der Dinge, die eine neue Periode in der Kirchengeschichte herbeiführte, von dem Leben, der sogenannten Bekehrung und der christlichen hierarchischen Regierung Constantins des Großen können wir hier nicht mehr reden, ohne die uns gesteckte Grenze zu überschreiten. Wir wollten uns ja absichtlich für diesen Winter auf die drei ersten Jahrhunderte, auf die Zeit vor Constantin beschränken. An dieser Grenze angelangt,

---

6) Euseb Kirchengesch. VIII, 17. Die Abhandlung von Keim, die römischen Toleranzedikte für das Christenthum, 311—313, und ihr geschichtlicher Werth (in Baurs und Zellers Jahrbb. Jahrg. 1852, 3. Heft) ist dem Verfasser erst später bekannt geworden. Es ist hier nicht der Ort, darauf näher einzugehen.

blicken wir aber jetzt noch einmal zurück auf die sämmtlichen über die Christen ergangenen Verfolgungen im römischen Reich und knüpfen daran einige allgemeine Betrachtungen.

Es gab eine Zeit, in der man die Zahl der erlittenen Verfolgungen genau glaubte angeben zu können und dieselben auf zehn feststellte. Man brachte sie mit den zehn Plagen Aegyptens, mit den zehn Hörnern des Thiers in der Apokalypse in Verbindung, und hielt eben darum um so mehr auf der Zahl fest. Allein eine solche bestimmte Zahl läßt sich gar nicht angeben, da der Begriff der Verfolgung selbst ein fließender ist, und da es von vielen schwer zu sagen ist, wo sie angefangen und wo sie aufgehört haben. Wollen wir in Kürze die Hauptverfolgungen zusammenstellen, so werden sich uns ergeben im ersten Jahrhundert: die unter Nero in Rom, und partielle Verfolgungen unter Domitian und Trajan, theils in der Hauptstadt, theils in den Provinzen; im zweiten Jahrhundert die Verfolgung unter Mark Aurel in Kleinasien und Gallien und im dritten Jahrhundert die unter Septimius Severus, und unter Maximin dem Thracier; dann unter Decius, Gallus und Valerianus, und endlich zu Anfang des vierten Jahrhunderts die Verfolgung unter Diocletian und seinen Mitregenten. Vergleichen wir nun diese Verfolgungen unter einander, so werden wir leicht beobachten, daß sie nicht alle denselben Charakter haben, und daß auch nicht die genannten Kaiser selbst den gleichen Antheil an ihnen nahmen. Bei Nero war es der Ausbruch roher Tyrannenwuth, welche die Christen sich zu Schlachtopfern ausersah, die für den von ihm angeschürten Brand von Rom büßen sollten; bei Trajan war es die Consequenz, welche keine unerlaubten Verbindungen im Reiche gestattete, während der Kaiser für seine Person die möglichsten Maßregeln der Milde empfahl; den Mark Aurel mochte die stoische Abneigung gegen alles, was die Gemüther aus der gewohnten Ruhe aufrütteln könnte, und damit zusammenhängende Staatsraison zu seinen, dem edeln Charakter des Mannes widersprechenden Urtheilen verleitet haben; bei Septimius Severus waren es die Uebertreibungen der Montanisten, die den Kaiser zu strengern Maßregeln, auch gegen die übrigen Christen, hinrissen; bei Maximin dem Thracier Nachgiebigkeit gegen das Volk und eigene Herzens-Rohheit, während erst bei Decius eine planmäßige

Absichtlichkeit sich zu erkennen giebt, die wo möglich eine gänzliche Ausrottung der Christen sich zum Ziel setzte. Dasselbe läßt sich denn auch und noch in höherm Grade von den weitern Verfolgungen und namentlich von der so eben betrachteten unter Diocletian und seinen Mitregenten sagen. Hier galt es Sein oder Nichtsein — absolute Vertilgung oder absolute Herrschaft der einen oder der andern Religion, ein Kampf auf Leben und Tod. — Wie weit die römischen Kaiser überhaupt, sowohl die verfolgenden, als die günstig gestimmten, eine richtige Einsicht vom Christenthum hatten, ist schwer zu bestimmen. Die spätern kannten es natürlich schon besser als die frühern, und darum nahmen auch ihre Verfolgungen schon mehr den Charakter systematischer Religionsverfolgungen an; während die frühern theilweise auf fremdartigen Beweggründen und auf den falschen Gerüchten ruhten, die ihnen zu Ohren gekommen. In der spätern Zeit fällt daher auch die persönliche Stimmung der Kaiser mehr in's Gewicht, während es früher meistentheils der souveräne Volkshaß war, der die Christen verurtheilte und dem die Kaiser nachgaben, weil es ihnen sowohl an Einsicht als an Kraft fehlte, ihn zu beschwichtigen. Daß das Volk die Christen beurtheilte, wie noch immer die Masse religiöse Erscheinungen beurtheilt — wen kann das befremden? Zu allen Zeiten mußte, besonders bei außerordentlichen Landplagen, das Volk einen Gegenstand haben, auf den es seinen Haß ablud. Wie mußten nicht im christlichen Mittelalter die Juden, wie in unserer Zeit gewisse religiöse Orden oder Secten Schuld sein an alle dem, was als Druck der Verhältnisse empfunden wird; heute an Krankheiten, morgen an Hungersnoth, das einemal an der Revolution, das anderemal an der Reaction. So war es damals mit den Christen. Sehr gut sagt Tertullian: „Die Christen hält man für die Ursache jedes öffentlichen Unglücks, jedes Mißbehagens im Volke. Wenn die Tiber aus ihrem Bett austritt, wenn der Nil nicht die Gefilde befruchtet, wenn der Himmel stille steht und die Erde sich bewegt, wenn Hungersnoth, wenn Seuche einbricht, sofort heißt es: fort mit den Christen zu den Löwen!“ [7]) — Das heidnische Volk hielt die Christen allervorderst für Feinde der Götter und darum

[7]) Tert. Apol. c. 40.

auch für Feinde des Staates und seiner Religion; man bezeichnete sie allgemein als die Gottlosen, als die Atheisten, als die, welche weder Tempel noch Altar haben (besonders in der frühern Zeit), welche die Wolken anbeten. Von ihren geheimen Zusammenkünften wußte man sich allerlei zu erzählen, das man gerne glaubte, und desto lieber glaubte, je fabelhafter, je gräßlicher es lautete. Da sollen sie zusammenkommen und Menschenfleisch essen und Menschenblut trinken; vielleicht daß der Mißverstand der Abendmahlsfeier von einem Essen des Leibes und einem Trinken des Blutes Christi die Rede war, zu diesem Gerücht Anlaß gegeben. Was die alte Fabel erzählt von Thyestes, dem Sohne des Pelops, daß ihm sein Bruder Atreus die eigenen Söhne zur Speise vorgesetzt und dieser, ohne es zu wissen, sie gegessen habe, das wurde jetzt mit geringen Variationen den Christen Schuld gegeben. Es werde, hieß es, in ihren Versammlungen ein Gericht aufgetragen, das äußerlich einer Mehlspeise ähnlich sehe, und einer der Neulinge müsse es anschneiden; das sei aber ein mit Mehl bestreutes Kind, welches nun von der Versammlung verzehrt werde. Auch was von Oedipus berichtet wird, daß er seine Mutter Jokaste geehlicht, das wiederhole sich, hieß es, bei den Christen. Weil sie sich gegenseitig Brüder und Schwestern nannten, so gab man ihnen unnatürliche Vermischungen und gesetzwidrige Ehen schuld. Noch Aergeres wurde ersonnen. Wenn sie eine Zeitlang in ihren nächtlichen Conventikeln beisammen gewesen, hieß es, so würden plötzlich die Lichter gelöscht und dann überlasse sich Alles der schändlichsten Lust. Das Gerücht, daß sie einen Eselskopf anbeteten und andere läppische Beschuldigungen sind von der Art, daß man sie kaum wiederholen mag; aber man müßte die menschliche Natur nicht kennen, die am Unnatürlichen und am Erfinden des Unnatürlichen ihre seltsame Freude hat, wenn man sich darüber zu sehr wundern wollte[8]). Vernünftige Leute glaubten nun freilich diesen Gerüchten nicht, und wir haben gesehen, wie manche der heidnischen Beamten, unter denen ein Plinius nicht allein dasteht, die Christen bemit-

---

8) Die verschiedenen Beschuldigungen finden sich zusammengestellt in dem Werke des Minucius Felix: Octavius, worin ein Heide und Christ als Redner aufgeführt werden. Auch sind die übrigen Apologeten zu vergleichen.

leideten und ihnen, wo möglich, ihr Schicksal zu erleichtern suchten. Während hie und da auch wohl einer der rohern Statthalter seine Gewalt mißbrauchte und an den grausamen Hinrichtungen mit unmenschlicher Schadenfreude sich weidete, gaben sich Andere alle ersinnliche Mühe, den Angeklagten selbst einen Ausweg zu zeigen; sie legten ihnen ordentlich das Wort auf die Zunge, womit sie sich lossprechen konnten; sie waren erbötig, ihnen Zeugnisse ihrer Unschuld auszustellen, um sie vor weitern Verfolgungen zu schützen; aber freilich führten diese wohlgemeinten Versuche nicht immer zum erwünschten Ziel. Die Gewissenhaften unter den Christen verschmähten es, auch nur durch eine augenblickliche Verstellung, durch ein kluges Verschweigen oder gar durch eine Lüge, und wäre es auch eine Nothlüge, sich loszukaufen. Ja, manche gingen noch weiter. Sie suchten den Märtyrtod, sie bekannten mehr, als man wissen wollte, sie drängten sich ordentlich zu den Richterstühlen hinzu und baten um die Gnade, für Christum sterben zu dürfen. So erzählt uns unter anderm Tertullian, wie schon im Zeitalter Hadrian's sich eine Christenschaar von Ephesus dem dortigen Statthalter dargestellt und sich das Märtyrthum von ihm erbeten habe. Der Statthalter ließ einige hinrichten; die übrigen entließ er mit den Worten: „o ihr Elenden! wenn ihr durchaus sterben wollt, so habt ihr ja Abgründe und Stricke!" — Dieses falsche, erzwungene Märtyrthum, wie sehr ist es zu unterscheiden von dem wahren und ächten Glaubensmuthe, der nur da sich in den Tod gab, wo die Nothwendigkeit es forderte!

Es waren aber nicht nur die Verleumdungen und die unsinnigen Anschuldigungen des Volkshasses, welche die Christen in den Augen der heidnischen Obrigkeit zu Verbrechern stempelten. Wir dürfen nicht vergessen, daß die ganze christliche Anschauungsweise eine vom Heidenthum so verschiedene war, daß in allen Vorkommenheiten des praktischen, besonders des politischen Lebens, diese Verschiedenheit hervortrat, daß das christliche Gewissen jeden Augenblick mit den bestehenden Gesetzen und Einrichtungen des Staates in einen unauflöslichen Conflikt kam. So ernstlich es auch den wahren Christen darum zu thun war, die Obrigkeit und auch die heidnische, als eine von Gott geordnete zu ehren und ihren Befehlen sich zu unterziehen, so zeigten sich doch beständig Anlässe,

wo das andere Gebot eben so wichtig erschien: man müsse Gott mehr gehorchen als den Menschen. Schon die äußern Ehrenbezeugungen, die der römische Bürger der Person des Kaisers und seiner Mitregenten zu leisten hatte, waren von der Art, daß ein Christ Bedenken tragen konnte, daran Theil zu nehmen. Wir reden nicht einmal vom Opfern und Weihrauchstreuen vor den Bildnissen der Kaiser; aber auch das Bekränzen und Illuminiren der Häuser bei einem Triumphzuge hatte, so unschuldig es schien, so viele Berührungen mit dem Heidenthum, widersprach so sehr dem nach innen gekehrten christlichen Sinne, daß die strengern und ängstlichen Gewissen sich darein nicht zu finden wußten. Vollends brachte die Verpflichtung zum Kriegsdienste manche Collision. Schon den Krieg an und für sich hielten manche Christen für etwas Unerlaubtes; aber wenn sie nun vollends den Soldateneid leisten und sich allen den Ceremonien unterwerfen sollten, die zum militärischen Gottesdienst gehörten: wenn sie Wache stehen sollten vor den Götzentempeln und diese vor Entweihung schützen, wenn sie gar zu Arrestationen und Hinrichtungen ihrer Glaubensgenossen mitwirken sollten, so gaben sie, falls sie sich des Dienstes weigerten, ihren Obern gerechten Anlaß zur Bestrafung. Nur ein Beispiel aus den Zeiten Diocletians. Zu Sevesta in Numidien weigerte sich ein 21jähriger Jüngling, sich zum Kriegsdienste zu stellen, zu dem das Gesetz ihn verpflichtete. „Ich darf nicht Soldat sein; ich darf nichts Böses thun.“ Das war die Rede, auf der er standhaft verblieb. Vergebens redete man ihm zu, daß viele Christen im Heere der beiden Kaiser und ihrer Cäsaren dienten und daß man ihm seine Religion unangetastet lassen wolle; der Jüngling beharrte auf seinem Widerstand, er riß das Militärzeichen ab, das man ihm umhing, und so wurde er hingerichtet nicht als Christ, sondern weil er sich gegen die Gesetze aufgelehnt. — Wir müssen also, wenn wir gerecht sein wollen, nicht alles was die Christen jener Zeit erduldeten, auf Rechnung der Heiden schreiben. Wir müssen zugeben, daß Uebertreibungen und Schroffheiten, wie sie namentlich bei der Montanistensecte vorkamen, ja daß sogar auch mitunter wirkliche Vergehen, die sich Einzelne zu Schulden kommen ließen (ich erinnere an die Vorfälle in Nikomedien), die strengen Maaßregeln rechtfertigten oder doch entschuldigten, welche die heid-

nischen Obrigkeiten ergriffen und von ihrem Standpunkte aus ergreifen mußten, wenn sie ihre Pflicht thun wollten.

Fragen wir endlich nach der höhern Bedeutung, welche die Christenverfolgungen im Ganzen hatten, so wird uns nicht entgehen, daß sie allervorderst einer höhern Ordnung der Dinge angehören, daß sie nothwendig waren zur Entwicklung und Kräftigung des Reiches Gottes. Christus selbst hatte es den Seinen vorausgesagt, daß Verfolgungen über sie kommen würden. „Sie werden euch überantworten in ihre Rathhäuser und werden euch geißeln in ihren Schulen. Man wird euch vor Fürsten und Könige führen um meinetwillen, zum Zeugniß über sie und über die Heiden. . . Es wird aber ein Bruder den andern zum Tod überantworten und der Vater den Sohn, und die Kinder werden sich empören wider ihre Eltern und ihnen zum Tode helfen, und müsset gehasset werden von Jedermann um meines Namens willen; wer aber bis an das Ende beharret, wird selig. . . Der Jünger ist nicht über seinen Meister, noch der Knecht über seinen Herrn. . . Haben sie den Hausvater Beelzebub geheißen, wie viel mehr werden sie seine Hausgenossen also heißen; darum fürchtet euch nicht vor ihnen. . . Ihr sollt nicht wähnen, daß ich gekommen sei, Friede zu senden auf Erden. Ich bin nicht gekommen, Friede zu senden, sondern das Schwert; denn ich bin gekommen, den Menschen zu erregen wider seinen Vater und die Tochter wider ihre Mutter und die Schnur wider ihre Schwieger, und des Menschen Feinde werden seine eigenen Hausgenossen sein. . . Wer nicht sein Kreuz auf sich nimmt und folget mir nach, der ist mein nicht werth. Wer sein Leben erhalten will, der wird es verlieren, und wer sein Leben verlieret um meinetwillen, der wird es finden.“ (Matth. 10, 17—39). — Und wie Jesus, so haben es auch die Apostel ausgesprochen: „Alle die gottselig leben wollen in Christo Jesu, müssen Verfolgung leiden (2 Tim. 3, 12); nur durch viele Trübsale gelangen wir in das Reich Gottes“ (Apostelg. 14, 22). — „Achtet es aber,“ schreibt Jacobus, „für eitel Freude, wenn ihr in mancherlei Anfechtung fallet, und wisset, daß euer Glaube, so er rechtschaffen ist, Geduld wirket“ (Jac. 1, 2 ff.). — „Ihr Lieben“, schreibt Petrus, „lasset euch die Hitze, die euch begegnet, nicht befremden, als widerführe euch etwas Seltsames; sondern freuet euch, daß ihr mit Christo leidet, auf daß ihr auch

zu der Zeit der Offenbarung seiner Herrlichkeit Freude und Wonne haben möget" (1 Petr. 4, 12). — Und an wie vielen Stellen redet Paulus von den Verfolgungen, die er um des Evangeliums willen erduldete, und wie sieht auch er sie als nothwendig an, damit die äußere, wie die innere Frucht daraus entstehe. — Schon die äußere Frucht, welche die Verfolgungen brachten, kann uns nicht entgehen. Sehen wir in ihnen zunächst auch eine räumliche Beschränkung des Christenthums, einen harten Damm, der sich seiner Verbreitung entgegensetzte, so wirkten sie, wie wir schon früher gesehen haben, dennoch zu dieser Verbreitung mit. Das Blut der Märtyrer ward ein Same der Kirche. Theils wurde das Evangelium, und so schon im Anfange, durch die dem Schwert des Verfolgers Entronnenen in die entferntesten Gegenden getragen, wie das Feuer um so mehr neue Gluth entzündet, je mehr man es zertheilt und je weiter seine Funken nach allen Richtungen auffallen; theils aber wirkte auch das Märtyrthum begeisternd ein auf die, welche Zeugen desselben waren. Es hatte nicht nur eine abschreckende, es hatte auch eine anziehende, ja mitunter sogar eine ansteckende Gewalt. Wir haben Beispiele angeführt von solchen, die durch den Anblick der Märtyrer zu ähnlicher Gesinnung geführt wurden und ein gleiches Ende nahmen. Und dieß führt uns auf die innere Frucht der Verfolgungen. Sie dienten dem Christenthum selbst zur Läuterung, zur innern, sittlichen Vollendung. Unter den Leiden und Drangsalen konnte allein der innere Mensch, auf den es das Christenthum absah, seiner Vollendung entgegengeführt werden. Wie bald wäre das Christenthum in Weltlichkeit, in todten Mechanismus versunken, hätte es diese Läuterungskämpfe nicht bestehen müssen. Wir haben gesehen, wie schon die vierzig Jahre Ruhe bis zur letzten Verfolgung, einen schädlichen, einen erschlaffenden Einfluß übten. Die ersten Christen betrachteten sich als Krieger Christi, die immer gerüstet sein müssen wider den Feind, immer wachsam, immer schlagfertig, immer auf's Aeußerste gefaßt. Das gab ihrem Geiste eine heilsame Spannung, ihrem Dichten und Trachten eine beständige Richtung auf das unverrückte Ziel ihres Strebens, das stählte und kräftigte ihren Willen und läuterte ihr Gemüth. — Je geschäftiger die Verleumdung, ihnen Böses nachzureden, desto mehr mußten sie sich hüten, daß sie auch nicht von ferne Anlaß

zu gerechten Klagen gaben. Da galt auch jenes apostolische Wort: „Selig seid ihr, wenn ihr geschmähet werdet über dem Namen Christi, denn der Geist, der ein Geist der Herrlichkeit und Gottes ist, ruhet auf euch. Bei ihnen ist er verlästert, aber bei euch ist er gepriesen. Niemand aber unter euch leide als ein Mörder oder Dieb oder Uebelthäter oder der in ein fremdes Amt greifet. Leidet er aber als ein Christ, so schäme er sich nicht; er ehre aber Gott in solchem Fall; denn es ist Zeit, daß anfange das Gericht am Hause Gottes. So aber an uns, was will's für ein Ende nehmen mit denen, die dem Evangelium Gottes nicht glauben! Und so der Gerechte kaum erhalten wird, wo will der Gottlose und Sünder erscheinen? Darum, welche da leiden nach Gottes Willen, die sollen ihm ihre Seele befehlen als dem treuen Schöpfer in guten Werken“ (1 Petr. 4, 14—19). — Je schwerere Opfer das Christenthum kostete, desto theurer wurde es auch geschätzt, desto höher stieg es auch in den Augen der Heiden, die in ihm eine noch nie geahnte Macht erkannten, an der die Macht ihrer Götter und die Weisheit ihrer Philosophie zu Schanden ward; desto mehr ging in Erfüllung das Wort: „Lasset euer Licht leuchten vor den Leuten, auf daß sie eure guten Werke sehen und den Vater im Himmel preisen“ (Matth. 5, 16). — Aber indem die Verfolgungen als Läuterungsmittel dienten, mußten natürlich auch die Schlacken ausgesondert werden vom reinen Golde. Bei den Verfolgungen zeigte sich's, ob Einer nur mit dem Munde oder mit der That sich zu Christo bekenne; ob er nur mit herrschen und mit genießen, oder auch mit kämpfen und mit leiden wolle. Wir wissen, wie strenge die erste Kirche über die Gefallenen urtheilte; wir sind gewiß geneigt, sie milder zu beurtheilen, je gewissenhafter wir uns die Frage vorlegen, was hätten wir gethan, wir, die Kinder einer Zeit, die nichts weniger als eine Zeit der Märtyrer ist? Aber je begreiflicher, je entschuldbarer uns der Abfall wird, desto höher steigt unsere Bewunderung der Glaubenshelden, die mit ihrem Blute den Boden der Kirche getränkt haben, und wenn schon die alte Krrche das Andenken an ihre Märtyrer heilig gehalten hat, so werden wir uns nicht dem Vorwurf einer falschen Menschenverehrung aussetzen, wenn auch wir dieses Andenken bewahren, und da, wo es nur

zu sehr in den Hintergrund getreten ist, es wieder auffrischen [9]). Von der andern Seite werden wir uns aber auch hüten, das Märtyrthum zu überschätzen. In diesen Fehler ist die römisch-katholische Kirche verfallen, wenn sie die Verdienste der Heiligen im Sinne äußerer Werkheiligkeit ausgebeutet und wenn sie diese Verdienste nur nach der Größe des Leidens geschätzt hat. Wir dürfen 1) nicht vergessen, daß Christus allein der Grund unserer Hoffnung und Seligkeit, sein Leiden allein das ist, das der Welt die Erlösung brachte, und daß 2) auch in die Leiden der Märtyrer oft Unlauteres sich einmischte, bald Schwärmerei, bald Eitelkeit, bald wieder eine gewisse Verwegenheit, die, weil sie das Leben gering achtete, auf wohlfeile Weise sich den Heiligenschein zu erwerben suchte. Ich erinnere daran, wie zur Zeit Cyprians die sogenannten Bekenner ihre Autorität mißbrauchten, die sie bei der Gemeinde hatten. Da muß uns denn wohl der Spruch des Apostels einfallen: „Und wenn ich auch meinen Leib sengen und brennen ließe, und hätte der Liebe nicht, so wäre mir's nichts nütze" (1 Cor. 13, 3). 3) Laßt uns bedenken, daß es überdieß noch ein anderes Märtyrthum giebt, als das allein, das Leib und Blut opfert. Es können auch andere Opfer dem Menschen gefordert werden, die eben so theuer in ihrer Art sind. Mit dem Wechsel der Zeiten wechseln auch die Anforderungen, die in dieser Hinsicht an uns gestellt werden. Die Zeit der Verfolgungen, wie wir sie kennen gelernt haben, ist allerdings für uns vorüber; aber giebt es nicht Verfolgungen anderer, wenn auch feinerer, darum nicht minder gefährlicher Art? Und immer noch hat ein Jeder Gelegenheit genug, das Wort auf sich anzuwenden: „Wer mich bekennet vor den Menschen, den werde ich auch bekennen vor meinem himmlischen Vater und wer mich verleugnet, den werde ich auch verleugnen" (Matth. 11, 32). Das sei die Frucht, die wir aus der Geschichte der Verfolgungen mit uns nehmen.

Es wird uns noch übrig bleiben, auch die erneuerten Angriffe auf das Christenthum, mit den Waffen des Geistes kennen zu lernen. Von Lucian und Celsus haben wir früher gehandelt. Nun wer-

[9]) Sehr verdienstlich ist in dieser Hinsicht das Unternehmen von Piper, durch einen evangelischen Kalender die ächten Heiligentage und mit ihr die Geschichte der Märtyrer alter und neuer Zeit dem protestantischen Volke näher zu bringen.

den wir auch noch sehen, wie die Anhänger der neuplatonischen Schule, namentlich ein Porphyr dem Christenthum sich gegenüberstellten, wie aber diese geistigen Waffen so wenig als die leiblichen vermochten, einem Werke den Untergang zu bereiten, das die Gewähr der göttlichen Hülfe so unverkennbar in sich trug.

Achtzehnte Vorlesung.

Innere Angriffe auf das Christenthum. — Porphyrius. — Summarische Zusammenstellung der christlichen Glaubenslehren in den drei ersten Jahrhunderten.

Dem äußern Kampf, den das Christenthum mit dem Heidenthum in den ersten drei Jahrhunderten zu bestehen hatte, entsprach auch der innere, der geistige Kampf, der mit den Waffen des Geistes durch Wort und Schrift geführt wurde. Wir haben schon früher sowohl der Angriffe, als der Vertheidigungen gedacht. Wir haben einen Lucian, einen Celsus im Zeitalter der Antonine kennen gelernt und ebenso haben wir von den Apologeten des Christenthums gesprochen, an denen es zu keiner Zeit gefehlt hat. Wie nun der äußere Kampf nicht zu allen Zeiten auf dieselbe Weise geführt wurde; wie es erst nur die verachtete jüdische Secte war, der die Verfolgung galt, später aber schon Religion gegen Religion im Kampfe stand und die Kräfte sich miteinander zu messen anfingen, so ging es auch bei der wissenschaftlichen Bekämpfung. Ein Lucian spottete noch einfach über die Schwärmerei der Christen, und auch bei Celsus blieb es mehr bei vereinzelten Angriffen. Ja, Lucian spottete, wie wir gesehen haben, eben so über die eigenen Landesgötter als über die Christen und ihre Dogmen. Anders war es jetzt, nachdem das Christenthum als eine geistige Macht mehr und mehr der Zeit imponirte, als der Gedanke, es möchte den Christen doch gelingen, den alten Olymp zu stürzen, immer drohender wurde. Da mußte das Heidenthum sich auch innerlich zusam-

mennehmen, es mußte seine letzten Anstrengungen machen, um sich bei den Denkenden und Gebildeten in das nöthige Ansehen zu setzen; gerade so wie es etwa der römische Katholicismus that nach den ersten Bewegungen der Reformation. Das alte Heidenthum in seiner polytheistischen Gestalt, hatte, wie wir gleich in unsern ersten einleitenden Vorlesungen gesehen haben, sich überlebt, noch ehe das Christenthum aufkam, und schwerlich konnte Jemand mit der Hoffnung sich schmeicheln, das polytheistische Göttersystem mit all seinen Menschlichkeiten als haltbar für die Zukunft darzustellen. Die gebildeten Heiden hatten ja schon längst einen Glauben aufgegeben, der selbst bei ihren Kindern nicht mehr haften wollte. Aber, ehe man die Religion so leicht wie ein Ammenmährchen preisgab, mußte man sich doch wohl fragen, liegt nicht diesem so kunstreich verzweigten, so tief in die Geschichte hinabreichenden Göttersystem eine höhere religiöse Idee zum Grunde? Sind am Ende diese Mythen, die das Volk roh und sinnlich auffaßt, nicht tiefergreifende Symbole des Göttlichen? Diese Frage war wohl des Nachdenkens werth in einer Zeit, wo es sich um Aufrechterhaltung oder Untergang einer Religion handelte, die mit den großen Erinnerungen des römischen Staates und mit der ganzen antiken Bildung so eng zusammenhing. Und wenn wir gesehen haben, daß sogar Juden und Christen zu den willkürlichsten allegorischen Auslegungen ihre Zuflucht nahmen, um die Lehren und Geschichten der Bibel von allem, dem natürlichen Menschen Anstößigen zu befreien und sie auch den Heiden mundgerecht zu machen, können wir uns wundern, wenn auch geistreiche Heiden den gleichen Kunstgriff anwandten, um die heidnische Religion in den Augen der Gebildeten zu empfehlen und vor den Einwendungen der Gegner zu schützen? Und wenn einmal die platonische Philosophie sich dem idealisirenden Streben der Christen als williges Gedankenwerkzeug darbot, so mußte sie, die doch selbst dem heidnischen Boden entsprungen war, noch weit mehr sich eignen, dem hellenischen Heidenthum einen neuen Zauber und neue, wenn auch morsche Stützen zu verleihen. Und so waren es denn namentlich die Neuplatoniker, welche diese Anstrengungen zu Gunsten der altväterlichen Religion machten. Wir können sie als die heidnischen Mystiker bezeichnen. Sie waren es vorzüglich, die den herkömmlichen Glauben des Volkes, den sie sich gei-

stig umdeuteten, mit aller Gluth der Schwärmerei gegen die Christen vertheidigten. Ein Hauptvertreter dieser Richtung war, wie ich schon früher bemerkte, der Alexandriner Plotinus gewesen, der die christlichen Gnostiker vom Standpunkt einer heidnischen Gnosis aus bekämpfte. Sein begeisterter Schüler Porphyrius aber that es ihm noch an Eifer zuvor; er kehrte seine Waffen nicht nur gegen die Gnostiker, sondern gegen die Christen und ihre Religion überhaupt. Porphyr war nicht ein leichtfertiger Spötter wie Lucian, er war ein tiefer, nach innen gekehrter, religiöser Geist, aber nach einer ganzen Anschauungsweise dem Heidenthum von Herzen zugethan. Sein eigentlicher Name ist Malchus. Er war 233 zu Batanea in Syrien geboren und starb 304 in Rom. Er kannte das Christenthum nicht nur oberflächlich, wie die frühern Bestreiter desselben. Er hatte sogar in seinen Jünglingsjahren den Unterricht des großen Origenes genossen. Ja, es geht sogar eine Sage, Porphyr sei eine Zeitlang Christ gewesen, sei aber im palästinensischen Cäsarea von einigen Christen mit Schlägen mißhandelt worden und habe von da an dem Christenthum entsagt und einen unversöhnlichen Haß auf seine Bekenner geworfen. Diese Sage entbehrt jedoch alles Grundes, und wir brauchen gar nicht eine so grob äußerliche Ursache aufzusuchen, um es begreiflich zu finden, daß Porphyr bei seiner einmaligen Geistesrichtung sich beikommen ließ, das Christenthum zu bestreiten. Es war auch, wie richtig von Andern schon bemerkt worden ist, nicht in der ersten Aufwallung eines jugendlichen Eifers, es war in seinen reifern Jahren, als Porphyr seine fünfzehn Bücher gegen das Christenthum schrieb. Diese Bücher sind nicht mehr vorhanden (sie wurden zur Zeit Constantins vertilgt), und so kennen wir sie nur aus den Bruchstücken, die wir bei seinen christlichen Gegnern, den Kirchenvätern finden. — Porphyr ging hauptsächlich darauf aus, Widersprüche zwischen dem alten und neuen Testament und zwischen den Aposteln selbst zu finden; und das konnte ihm bei einer bloß äußerlichen kritischen Betrachtung nicht schwer werden. Man hat immer verloren von christlicher Seite, wenn man eine buchstäbliche Uebereinstimmung der biblischen Geschichten zum Kriterium ihrer Wahrheit macht; denn keiner sogenannten „Harmonistik“ wird es ohne die größte Willkür je gelingen, alle Unebenheiten in den evangelischen Be-

richten eben zu machen. Ferner suchte Porphyr den Schriftbeweis aus den Propheten dadurch zu entkräften, daß er die Aechtheit der biblischen Weissagungen, namentlich die des Propheten Daniel bestritt und ihnen, was später auch christliche Theologen gethan haben, ein jüngeres Zeitalter anwies. Aber dabei blieb Porphyr nicht stehen, auch dabei nicht, daß er die Wunder Jesu lengnete; er ließ auch seinen sittlichen Charakter nicht ganz unangetastet, indem er ihn des Wankelmuthes und der Unbeständigkeit zieh. Dabei aber ist es merkwürdig, wie dieser Gegner des Christenthums selbst, ohne es zu wissen, oder ohne es zu gestehen, christliche Einflüsse in sich aufnahm und wie er das Heidenthum nur dadurch zu Ehren bringen konnte, daß er es mit christlichen Ideen versetzte; „denn auch die bestrittene Wahrheit übt eine stille, eine unwillkürliche Gewalt über ihren Widersacher aus.“ [1]) Wenigstens ist es überraschend, gerade bei diesem entschiedenen Gegner des Christenthums Aeußerungen zu finden, die mit der christlichen Glaubens- und Sittenlehre eine unverkennbare Verwandtschaft haben. Unter den wenigen Schriften, die uns von ihm erhalten sind, findet sich ein Brief an seine Gattin Marcella, die Einige sogar für eine Christin haben halten wollen. In diesem Brief lesen wir unter anderm, daß was vom Fleisch geboren, Fleisch ist, daß das Gesetz Gottes in die Herzen der Menschen geschrieben ist, daß wir uns durch Glaube, Liebe und Hoffnung zur Gottheit erheben, daß aber ein todter Glaube ohne Erweisung der Werke fruchtlos ist. Gott ist die Quelle alles Guten; das Böse ist nicht seine Schuld, sondern Schuld des Menschen, der das Böse wählt. Gott bedarf keines Menschen, der Mensch aber Gottes. Gott ist heilig, so sollen auch wir heilig sein. Das liebste Opfer ist Gott ein reines, leidenschaftloses Herz; nur das Gebet, das aus einem solchen Herzen kommt, ist Gott wohlgefällig, und nur das sollst du von Gott erbitten, was er selber will und was er selber ist. Zur Rettung der Seele sei bereit, den Leib dir tödten zu lassen; denn besser sterben, als durch Laster die Seele verunstalten. Der Weise ist ein Tempel Gottes und Priester in diesem Tempel zugleich. Man kann nicht Gott dienen und dabei der Lust fröhnen; wo Gott in

---

[1]) Ullmann über Prophyr in den „Studien und Kritiken“ 1832. S. 383.

der Seele lebt, muß der böse Dämon weichen. Der Weise wird von Gott erkannt, und wenn wir einst unsere sterbliche Natur ablegen, gelangen wir erst in die wahre Heimath.

Ob nun Porphyr diese Ideen unmittelbar aus dem Christenthum entlehnt oder ob er wie Seneca, Plutarch, Mark Aurel u. A. das dem Christenthum Verwandte aus andern Quellen geschöpft hat, dürfte schwer zu entscheiden sein. Aber wie seiner Zeit bei Mark Aurel, so sehen wir auch bei Porphyr, daß selbst solche unter den Gegnern des Christenthums auftreten, die einen inwendigen Zug zu ihm hatten, so daß man auch in der moralischen Welt an jenes Gesetz in der physischen erinnert werden möchte, daß gleichnamige Pole sich abstoßen. Jedenfalls müssen solche Erscheinungen uns vorsichtig machen in unserm Urtheil. Es gab eine Zeit, in der man von vorneherein glaubte, dadurch seinen Eifer für das Christenthum erweisen zu sollen, daß man seine Gegner sich so schwarz als möglich malte und sie in die unterste Hölle verdammte. So einen Porphyr, so einen Julian, die man sich nicht anders, als im Feuerpfuhl der ewigen Verdammniß dachte. Wir aber wollen uns der Worte des Herrn erinnern, wonach er auch die Lästerung wider den Menschensohn eine verzeihliche nennt, so bald nur Verblendung, nicht absichtliche Verstockung die Schuld derselben ist, ein bewußtes Sichauflehnen wider den göttlichen Geist der Wahrheit und das Zeugniß des Gewissens (Matth. 12, 31). Jenes große Wort, das der Erlöser am Kreuze sprach: Vater, vergieb ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun (Luc. 23, 24), — sollen wir es nicht auch als Ueberschrift setzen über die ganze Geschichte der Verfolgungen, die wir bisher betrachtet haben? — Der übelverstandene Eifer jener Zeiten meinte Gott einen Dienst zu thun, wenn er die gotteslästerlichen Schriften eines Celsus und Porphyr dem Feuer übergab. Das wohlverstandene Christenthum dagegen fordert solche Autodafeen nicht. Die Schriften eines Porphyr hätten das Christenthum nicht gestürzt, wenn sie auch auf die Nachwelt gekommen wären, so wenig als die Widerlegungen solcher Schriften ihm eigentlich den Sieg verschafften. Es ist, wie wir schon öfter zu erinnern Gelegenheit hatten, und wie wir es hier noch einmal wiederholen, weil es nicht genug wiederholt werden kann, es ist nicht diese oder jene einzelne Lehre, nicht diese

oder jene einzelne Geschichte, von deren Auffassung und Bestimmung das Leben der Kirche und das Heil der Seelen abhängt; die innere Lebensmacht des Christenthums ist es, die sich überall Bahn macht, wo die Mächte der Finsterniß entgegenstehen; es ist der Herr der Kirche, der zu seinem Werke steht; es ist der Geist des Herrn, der da lebendig machet und der, wenn auch die Wahrheit lange Zeit in Ungerechtigkeit aufgehalten wird, dennoch zuletzt die Wahrheit Suchenden und die aus der Wahrheit Geborenen in alle Wahrheit leitet. Die Waffen des Angriffs mögen sich ändern, wie die Waffen der Vertheidigung; die Schlachtordnung mag so oder anders sich wenden, so weit die Taktik des menschlichen Verstandes reicht. Ueber dem Spiel der Waffen stehet der Eine, der seines Sieges gewiß ist, —

„Das Feld muß **er** behalten."

Wir hätten sonach die Geschichte der christlichen Kirche nach ihrem äußern und innern Verlauf von ihren ersten Anfängen an bis zum Schlusse des dritten Jahrhunderts durchgeführt, und es könnte scheinen, als sei damit unsere Aufgabe für dießmal beendet. Allein, wenn wir auch gleich die verschiedenen Zustände der Kirche, alles was auf die Lehre, auf die Kirchenverfassung, auf den Cultus und das Leben der Christen Bezug hat, in unsere Darstellung, so gut es ging, verflochten haben, so habe ich doch das Gefühl, daß eine übersichtliche Darstellung dieser Zustände hier nicht an ihrem unrechten Orte sein dürfte, ja, daß sie in den Wünschen und Erwartungen der Meisten von Ihnen liege. Wir haben diese Zustände bisher doch mehr nur im Profil kennen gelernt; nun aber wollen wir ihnen, so weit die Zeit noch hinreicht, in's Angesicht schauen, und auch auf die Gefahr hin, schon Gesagtes zu wiederholen, will ich es versuchen, Ihnen in kurzen Zügen noch einen Abriß zu geben von der Lehre, der Verfassung, dem Gottesdienst und dem sittlichen Leben der Christen in den drei ersten Jahrhunderten. An schon früher Gesagtes werde ich dabei nur kurz erinnern, bisher Unberührtes aber nachholen und dadurch das Ganze zu seinem Abschluß bringen.

Beginnen wir für heute noch mit dem Glauben und der Lehre der Christen. Ich muß hier an das erinnern, wovon wir ausgegangen sind, daß Christus kein ausgeführtes Lehrsystem, keine

sogenannte Dogmatik vortrug; sondern nur die ewigen religiösen Wahrheiten offenbarte, deren Mittelpunkt er selber war nach seiner ganzen gottmenschlichen Erscheinung, und eben so wenig hatten die Apostel ausgeführte Glaubenslehren in einem schulgerechten Zusammenhang aufgestellt; denn wenn man auch von einem Lehrbegriff eines Paulus und Johannes reden kann, so finden wir doch nicht einmal, daß die Christen sich ausschließlich an den einen oder andern Lehrbegriff gehalten hätten. Man begnügte sich zunächst mit dem einfachen Bekenntniß, daß Jesus von Nazareth der Christ, daß er der von den Propheten verheißene Messias, daß er der Sohn Gottes und das Heil der Welt sei. Wer das mit voller Zustimmung des Herzens bekannte und diesem Glauben gemäß sein Leben einzurichten entschlossen war, der war ein Christ; der konnte getauft werden, und bei der Taufe legte er denn auch ein einfaches Bekenntniß ab. Erst später entstand, wie wir gesehen haben, die Sitte, daß man die, welche sich zur Aufnahme in die Gemeinde meldeten, die sogenannten Katechumenen, eine längere Unterweisung genießen ließ und dann wieder für die Katecheten eigene Schulen errichtete, wie die zu Alexandrien und anderwärts, in denen sich nachgerade eine wissenschaftliche Theologie ausbildete.

Die einfachen Taufbekenntnisse umfaßten in großartigen Umrissen mehr die Thatsachen als die Dogmen des Christenthums, wie wir das an dem sogenannten apostolischen Symbolum wahrnehmen, das unverknüpft, gleichsam im Lapidarstyl die zwölf Artikel des Glaubens, wie wir sie nennen, zusammenstellt. Daß dieses nach den Aposteln sich nennende Glaubensbekenntniß nicht wirklich von den zwölf Aposteln verfaßt ist, habe ich schon bei einer andern Gelegenheit bemerkt[2]). In der Gestalt, in der wir es jetzt haben, ist es sogar jünger als die Periode, mit der wir uns beschäftigen. Aber die in ihm enthaltene Glaubenssubstanz wurde schon früher niedergelegt in der sogenanten Glaubensregel (regula fidei), wie wir sie bei den verschiedenen Lehren in den verschiedenen Gegenden der Kirche, bei einem Irenäus, Tertullian,

---

[2]) Die spätere Sage läßt freilich jeden der zwölf Apostel je einen Artikel des Glaubensbekenntnisses hersagen, woraus das Ganze entstanden sein soll, und wobei unter anderm dem Thomas die Worte in den Mund gelegt werden: „am dritten Tage auferstanden von den Todten!“ —

Origenes aufgezeichnet finden. Diese Glaubensregel enthielt wesentlich die Artikel, die unser jetziges sogenanntes apostolisches Glaubensbekenntniß umfaßt: den Glauben an Gott Vater, den allmächtigen Schöpfer Himmels und der Erde, den Glauben an Jesum Christum als den Sohn Gottes, den Glauben an den heiligen Geist, an die Sündenvergebung, an die Auferstehung der Todten u. s. w. — alles in den einfachsten Grundzügen. Eine solche Glaubensregel war um so nothwendiger, als in den ersten Zeiten der Christenheit die heiligen Schriften des neuen Testaments noch nicht gesammelt und noch viel weniger durch die ganze Christenheit verbreitet waren. Wir würden uns eine ganz falsche Vorstellung von der ersten Verbreitung des Christenthums machen, wenn wir uns die Sendboten desselben nach der Art der unsrigen ausgerüstet dächten mit einem Vorrath von Bibeln. Irenäus sagt uns ausdrücklich: die Völker hätten an Christum geglaubt „ohne Tinte und Papier", er sei „in ihr Herz geschrieben worden". Die mündliche Predigt des Evangeliums, die mündliche Ueberlieferung der Geschichte und Lehre ging der schriftlichen Mittheilung voraus. So war es schon bei den Aposteln. Ehe Paulus sich hinsetzte zu schreiben, ging er hinaus unter die Völker und predigte, und da wo er schrieb, that er es meist nur als Ersatz für das mündliche Wort [2]) und mit bestimmter Beziehung auf die Gemeinden, an die er sein Schreiben richtete. Wir verstehen die Schriften des neuen Testaments auch jetzt nicht, wenn wir sie nicht im Zusammenhange mit der Geschichte und den Schicksalen der Gemeinden lesen, an die sie gerichtet sind, und wir machen uns also eine grundfalsche Vorstellung, wenn wir uns die Bibel des neuen Testaments von vorneherein mit der Absicht geschrieben denken, der Christenheit ein fertiges Lehrbuch in die Hände zu geben.

Wenn die ersten Christen von der Bibel (der heil. Schrift) redeten, so dachten sie zunächst an das alte Testament. Eine Bibel des neuen Testaments gab es noch gar nicht; die mußte erst entstehen, und sie entstand auf eine durchaus natur-

---

[3]) Ebenso war es bei den übrigen Aposteln. Vgl. 2 Joh. 12. und 3 Joh. 13.

gemäße Weise, wie es die Bedürfnisse mit sich brachten. So wurden von Verschiedenen (wie Lukas in seinem Eingang zum Evangelium uns berichtet) die Lebensnachrichten über Jesus zusammengestellt, nicht nur von den vier Evangelisten, deren Schriften wir in unserer Bibel haben, sondern auch von Andern, zum Theil auch von Häretikern; doch waren schon zur Zeit des Irenäus unsere vier jetzigen Evangelien die von der Kirche anerkannten kanonischen Evangelien, von denen man die sogenannten apokryphischen unterschied. Auch haben wir bei Justin dem Märtyrer die Denkwürdigkeiten der Apostel nennen hören, unter denen wahrscheinlich unsere Evangelien zu verstehen, und der Kirchenlehrer Tatian stellte schon die vier evangelischen Berichte in einer sogenannten Evangelienharmonie zusammen. Ebenso wurden erst nach und nach die Briefe des Paulus, später dann auch noch die übrigen, die sogenannten katholischen Briefe gesammelt und in ein Ganzes vereinigt, das man nun im Unterschiede von dem alten Testament das neue Testament nannte. Tertullian gebraucht diesen Ausdruck zuerst. Indessen war die Sammlung (Kanon) nicht gleich abgeschlossen. Ueber die Aufnahme einiger Schriften, wie des zweiten Briefs Petri, des zweiten und dritten Briefs Johannis, der Briefe Jakobi und Judä und der Offenbarung Johannis war man längere Zeit ungewiß und schwankend, und diese Schwankung dauerte noch im vierten Jahrhundert fort[3]). Diese Unsicherheit that aber dem Glauben der Christen nicht den mindesten Eintrag: sie machten diesen Glauben nicht abhängig weder von dem Umfang der neutestamentlichen Bibel, noch von der Aechtheit einzelner Bestandtheile. Der evangelisch-apostolische Kern blieb unter allen Umständen derselbe, und an den schlossen sie sich an. Wenn wir es daher auch als eine merkwürdige Leitung der Vorsehung betrachten, daß die Bibel des neuen Testaments gerade da ihren Abschluß erhielt, als die mündliche Tradition anfing durch menschliche Zusätze getrübt zu werden, und wenn wir als Protestanten mit Recht immer wieder auf die Bibel zurückgehen, wo es sich um die Bestimmung der Glaubenslehren und die sittlichen Prinzipien handelt, so dürfen wir doch nicht das geschriebene Wort

---

4) Vgl. Euseb Kirchengesch. III, 25.

uns als das Erste und Ursprüngliche denken, sondern das müssen wir den Katholiken zugeben, daß die mündliche Tradition älter ist als die Schrift, und daß wir die Schrift selbst aus den Händen der Kirche empfangen haben. Nicht auf die Bibel als Bibel ist die Kirche gebaut, sondern auf das Wort Gottes, das als lebendige Predigt wirkte, noch ehe es in Schrift verfaßt und noch ehe eine Sammlung von Schriften veranstaltet war. Das Dasein einer Kirche verdanken wir nicht der Bibel, sondern die Bibel verdanken wir der Kirche, die älter ist als die Bibel (des neuen Testaments).

Was nun den Glaubensinhalt selbst betrifft, so galt es vor allen Dingen, daß die aus dem Heidenthum Herübergetretenen der Vielgötterei entsagten, und daß sie sich bekannten zu dem Glauben an den einen Gott, den allmächtigen Schöpfer Himmels und der Erde, wie er schon in den Schriften des alten Bundes dargestellt wird. Wir finden daher diesen Glauben an den einen Gott als den Schöpfer und Herrn des Weltalls vielfach ausgeführt in den Schriften der Kirchenlehrer dieser Zeit. Nicht kunstreiche Beweise für das Dasein Gottes, nicht trockene oder spitzfindige Erörterungen über Gottes Eigenschaften bilden die Theologie der Väter. Sie ahnten es wohl und sprachen es auch aus, daß die Brust des Menschen zu enge ist, die Gottesidee nach ihrem unendlichen Gehalt und Umfang in sich aufzunehmen. Aber daß in den Tiefen des Menschenherzens sich der lebendige Gott mit vernehmlicher Stimme ankündige, daß auf dem zarten Grunde des Selbstbewußtseins das Gottesbewußtsein sich wieder spiegle, das war ihnen mehr als gewiß. So schreibt der christliche Apologet Theophilus im zweiten Jahrhundert an den Heiden Autolycus: „Wenn du mir sagst, zeige mir deinen Gott, so werde ich dir antworten, zeige du mir erst deinen Menschen und ich will dir meinen Gott zeigen. Zeige mir erst, ob die Augen deiner Seele sehen, ob die Ohren deines Herzens hören . . . Alle haben zwei Augen, aber einige verfinsterte, welche nicht das Sonnenlicht sehen. Darum aber weil sie blind sind, hört die Sonne nicht auf, zu scheinen; sondern ihrer Blindheit müssen sie es zuschreiben, wenn sie nicht sehen. So ist es mit dir, o Mensch! Die Augen deiner Seele sind verfinstert durch die Sünde und durch deine

schlechten Handlungen. Gleich einem glänzenden Spiegel muß der Mensch eine reine Seele haben. Wenn Rost auf dem Spiegel sitzt, so kann man das Angesicht des Menschen nicht im Spiegel sehen. Also auch eine verfinsterte Seele, sie kann Gott nicht schauen." — An dieses natürliche Gottesbewußtsein im Menschen, an dieses Zeugniß der Seele knüpfte auch Tertullian, knüpften die Kirchenlehrer überhaupt an und mußten daran anknüpfen, wenn ihre Predigt von Christo nicht als ein fremder, hohler Klang in der Luft schweben und in ihr verhallen sollte. — Daß nun dieser Gott nur ein einiger sein könne, suchten sie auf mancherlei Art zu beweisen. Schon in irdischen Verhältnissen, sagten sie, führe die Vielherrschaft zu nichts Gutem. Auch die Natur weist auf die Monarchie; da ganze Heerden einem Führer und die Schwärme der Bienen einer Königin folgen; auch sei ja nicht Raum für einen zweiten Gott, da der eine Alles erfülle und Alles umfasse.

Während aber der Vielgötterei der Heiden gegenüber die Einheit Gottes behauptet wurde, unterschied sich der christliche Gottesglaube von dem jüdisch=alttestamentlichen darin, daß Gott nicht nur a u ß e r und ü b e r der Welt gedacht wurde in abgeschlossener Umgrenzung seiner Herrlichkeit; sondern daß Gottes Wesen selber einging in die Natur des Menschen, daß das ewige Wort, die ewige Offenbarung Gottes Fleisch ward. Wir haben nun gesehen, wie über das Verhältniß Gottes zu seiner persönlichen Selbstoffenbarung, über das Verhältniß des Vaters zum Logos oder zum Sohne verschiedene Vorstellungen herrschten, und wie schwierig es selbst den frömmsten und begabtesten Denkern wurde, sich eine Formel hierüber zu bilden, die alle gleichmäßig befriedigt hätte. Aber so viel ist gewiß, es lag in der Natur des christlichen Glaubens, daß die Lehre von e i n e m Gott sich auseinanderlegen mußte in die Lehre von der D r e i e i n i g k e i t, sobald einmal die Thatsache anerkannt wurde, daß der unsichtbare, ewige Gott und Vater sichtbar erschienen sei und sich menschlich geoffenbart habe in Jesu Christo seinem Sohne und daß er von nun an auch in den Gläubigen wohne und wirke als heiliger Geist. Darin lag das Eigenthümliche, darin der Kern der ganzen christlichen Offenbarung, und wir können daher uns auch nicht wundern, wenn die Theologie der Väter in der Ergründung dieses göttlichen Liebesgeheimnisses sich

erschöpfte. Nur das können wir bedauern, daß der menschliche Fürwitz oft mehr Antheil an solchen Forschungen hatte, als das reine Streben nach der rechten Heilserkenntniß. An Warnungen vor diesem Fürwitz fehlte es indessen eben so wenig, als an Versuchen der Verständigung, und erst den folgenden Jahrhunderten blieb es vorbehalten, den Kampf hierüber mit allem Aufwand von Scharfsinn, aber auch mit aller Macht der Leidenschaft bis auf's Aeußerste zu treiben. — Daß auch über die Schöpfung der Welt, über die Entstehung der Seelen, über das geistige Wesen des Menschen und sein Verhältniß zur Leiblichkeit, verschiedene Meinungen herrschten, haben wir bei unserer Betrachtung über Origenes und Tertullian gesehen. Wir haben dort erwähnt, wie Origenes sich die Schöpfung als eine zeitlose dachte, und wie er den Seelen Präexistenz zuschrieb, während Tertullian eine natürliche Fortpflanzung derselben annahm. Darin aber stimmten alle Lehrer der drei ersten Jahrhunderte mit einander überein, daß der Mensch nach Gottes Bilde geschaffen, daß er ein freies, zur Unsterblichkeit berufenes Wesen sei. Nur meinten die Einen, die Unsterblichkeit sei ihm nicht angeboren, sondern erst von Christo geschenkt, und auch das göttliche Ebenbild sei ihm nur vorläufig als Ideal zugesichert, er müsse die wahre Aehnlichkeit mit Gott erst erstreben und durch Christum erlangen.

Wenn wir die Aeußerungen der ersten Väter über die Sünde und Erbsünde mit dem vergleichen, was später Augustin, und was auf ihn weiter gegründet, unsere protestantische Kirchenlehre aufstellt, so werden wir finden, daß zwar von Anfang an das menschliche Verderben als ein von Adam herstammendes betrachtet wurde, wie denn Tertullian zuerst den Namen Erbsünde gebraucht, allein man dachte sich doch dieses Verderben nicht so absolut, als daß man nicht gleichwohl dem Menschen den freien Willen zugeschrieben hätte, sich zum Guten, wie zum Bösen zu bestimmen. Gerade im Gegensatz gegen gnostische und manichäische Vorstellungen mußte man diese Freiheit, diese sittliche Selbstbestimmungsfähigkeit des Menschen hervorheben. Daneben aber dachte man sich den Menschen fortwährend unter dem Einflusse der guten, wie der bösen Geister, der Engel, wie der Dämonen. Jeder Mensch, so lehrt einer der frühesten kirchlichen Schriftsteller (Hermas), hat

zwei Genien, einen guten und einen bösen, und je nachdem er dem einen oder dem andern folgt, wird auch sein sittliches Verhalten sein. Ganze Städte und Provinzen wurden unter den Schutz der Engel gestellt, während man sich das Heidenthum von den finsteren dämonischen Mächten beherrscht dachte, und von ihnen auch wohl Krankheiten, Theurung und andere Uebel herleitete; doch wurde nie die Gewalt des Teufels als eine zwingende und absolute betrachtet, sondern immer war das die gesunde Lehre, daß der Mensch dem Teufel widerstehen könne durch den Glauben und die Kraft des Gebets. Daß Jesus Christus auf immer die Macht des bösen Feindes gebrochen, daß er der Erlöser von Sünde und dem Verderben der Sünde sei und daß namentlich sein Tod am Kreuz diese Erlösung bewirkt habe, das war der allgemein tröstende und erhebende Glaube der Christen. Aber über das Wie dieser Erlösung walteten verschiedene Meinungen, ohne daß darüber ein Streit entstanden wäre. Die Einen hielten sich an die Vorstellung, wonach Christus durch seinen Tod die Menschen aus der Macht des Satans befreit und sein Leben dafür als Lösegeld bezahlt habe. Andere dachten dabei mehr an das aus freiwilliger Liebe dargebrachte Opfer, und auch diejenige Auffassung des Todes Jesu wurde nicht zurückgewiesen, wonach er uns ein Beispiel der Geduld gegeben. Man betrachtete Christum gleichsam als den ersten aller Märtyrer, wie man denn auch hinwiederum in dem Blute der Märtyrer etwas Sühnendes erblickte. Die ersten Christen waren weit davon entfernt, Christum als eine vereinzelte Wundererscheinung aufzufassen, die wir nur anzustaunen hätten als ein Fernes und Unerreichbares. Im Gegentheil sagen sie: Christus ist geworden, was wir sind, damit wir würden, was er ist. Er ist Mensch geworden, damit wir Gottes würden. Was in ihm sich urbildlich dargestellt hat, als ein einheitliches Leben, das soll sich gleichsam entfalten und auseinanderlegen in der Menschheit, die in ihm, dem zweiten Adam, wiedergeboren und ihm zu eigen geschenkt ist. Daß sonach der Mensch durch Buße und Glauben das von Christo errungene Heil sich aneignen müsse, das verstand sich, so zu sagen, von selbst; aber zu bestimmen, was Gott und was der Mensch bei diesem Prozeß der Wiedergeburt und der Heiligung zu thun habe, fand man nicht für gut; man

hielt sich einfach daran, daß der göttliche Geist im Menschen und durch den Menschen wirke; also eine Thätigkeit von Seiten Gottes, wobei die Selbstthätigkeit des Menschen stets vorausgesetzt wurde. Ja, wir dürfen es uns nicht verschweigen, daß sogar bisweilen dem Menschen mehr eingeräumt wurde, als der rein evangelische Lehrbegriff unserer Kirche ihm einzuräumen vermag. Die paulinische Grundlehre, wodurch der Mensch allein durch den Glauben und nicht durch die Werke vor Gott gerecht wird, aus Gnaden, wurde zwar nicht, wie später, in den Schatten gestellt, aber doch wurde ihr auffallender Weise in den drei ersten Jahrhunderten und noch weiter bis auf Augustin nicht die volle, alle Werkheiligkeit ausschließende Anerkennung, die wir erwarten sollten. Sehr frühzeitig suchte das menschliche Verdienst wieder eine Hinterthüre, durch die es in den Himmel eindringen könnte, und was als äußerliches Zeichen, als Bewährung der Buße seine Geltung haben mochte, wie Fasten, Almosengeben u. dgl., wurde bald für die Buße selbst genommen. Auch der irrthümliche Gedanke. mit der Uebernahme solcher Werke, Gott genug oder gar mehr zu thun, als man schuldig sei, stellte sich schon in den ersten Jahrhunderten ein. Wir haben schon früher gesehen, daß die nach der Taufe begangenen Sünden nach dem Glauben der Zeit schwerer vergeben wurden, als die vorherbegangenen; daher auch der Aufschub der Taufe bei Vielen sogar bis auf das Sterbebette. Sollten nun die nach der Taufe begangenen Sünden vergeben werden, so wurden größere Anstrengungen der Buße erfordert. Die Thränentaufe der innigsten Reue, ja die Bluttaufe des Märtyrthums oder auch endlich die Feuertaufe, die dem Menschen nach dem Tode bevorsteht, betrachtete man als die Reinigungsmittel, wodurch der Mensch von Neuem eingehen sollte in den verscherzten Himmel. Die Früchte des Todes Jesu bezog man weit mehr auf die Sünden vor der Taufe, als auf die nachher begangenen, und so fehlte einem großen Theil der ersten Kirche jene volle Zuversicht auf das Verdienst Christi, wie sie erst in der evangelischen Kirche sich ausgeprägt hat. Es zeigt sich noch eine Unruhe, die den Himmel verdienen, die durch Werke der Barmherzigkeit oder durch Leiden, wie sie das Märtyrthum darbot, frühere Vergehen gut machen will. — Zur Bezeugung, wie zur Stärkung des Glau=

bens dienten der Kirche von Anfang an die heil. Sacramente der Taufe und des Abendmahls. Ueber die äußere Vollziehung dieser Handlungen werden wir bei dem Cultus reden. Fragen wir aber hier nach der Lehre über die Sacramente[4]), so werden wir finden, daß sich darüber noch keine Bestimmungen festgestellt hatten. Das Zeitalter war nicht ein reflectirendes, räsonirendes und kritisch gestimmtes; die Unmittelbarkeit des religiösen Gefühls machte sich dermaßen geltend, daß die Frage, wie sich das Bildliche zum Thatsächlichen verhalte, gar nicht aufkommen konnte. Daß es das Wasser nicht allein thue in der Taufe, daß Brot und Wein als solches es nicht thue bei der Feier des Abendmahles, davon waren gewiß alle verständigen Christen überzeugt; aber darum waren ihnen jene sichtbaren Elemente nicht etwas rein Zufälliges, das man willkürlich weglassen oder ändern könnte. Ohne weiter zu grübeln, stieg der Taufende in den heiligen Teich und hielt sich allerdings durch dieses Taufwasser, durch dieses Bad der Wiedergeburt gereiniget von Sünden und gefördert vom Tode zum Leben, von der Finsterniß zum Lichte, weßhalb auch die Taufe Erleuchtung genannt wurde. Desgleichen wurden das gesegnete Brot und der gesegnete Kelch im Abendmahl nicht als gewöhnliche Speise und gewöhnlicher Trank genossen, sondern von diesen unterschieden (1 Cor. 11, 29). Man sah in ihnen von Anfang an die sichtbaren Pfänder eines unsichtbaren für uns gebrochenen Leibes und für uns vergossenen Blutes; ja, man nannte das Brot des Abendmahles geradezu den Leib des Herrn. — Dieß hinderte aber nicht, daß es nicht gelegentlich auch wieder ein Zeichen dieses Leibes genannt wurde, und besonders war es der mehr reflectirende Origenes, der darauf bestand, man dürfe das Zeichen nicht mit der Sache selbst, das Gnadenmittel und das Pfand der Gnade nicht mit der Gnade an sich verwechseln. Würde man aber den ersten Christen unsere heutigen confessionellen Streitfragen über das Abendmahl vorgelegt haben, — ich bin überzeugt, sie hätten sie gar nicht verstanden. Weder die römisch-katholische

---

[5]) Sogar der Begriff des Sacramentes, der sich als solcher auch nicht im neuen Testamente findet, war noch nicht festgestellt; der Sprachgebrauch war noch höchst schwankend.

Verwandlungslehre, noch die lutherische Formel von einem Genusse des Leibes Christi in, mit und unter dem Brote hätte ihrem einfachen Sinne eingeleuchtet; aber eben so wenig würden sie (etwa mit Ausnahme des Origenes) denen beigestimmt haben, die bloße Zeichen im Abendmahl sehen. Sie würden sich eben einfach auf den Begriff des Mysteriums zurückgezogen haben, wie ihnen denn wirklich das Abendmahl ein mystisches, ein geheimnißvolles Mahl hieß, bei welchem Gedanken sie sich begnügten. Man hat auch gefragt, wie weit die ersten Christen das Abendmahl als eine Opferhandlung angesehen hätten? Nun kommt allerdings der Ausdruck Opfer (προσφορά, oblatio) für die Abendmahlsfeier vor; allein man dachte dabei keineswegs an eine wiederholte Selbstaufopferung Christi, wie dieß die Ansicht vom römischen Meßopfer ist; sondern indem die ersten Christen bei der Feier des Abendmahls auch der Armen gedachten, und da ihre Liebesgaben niederlegten, so nannte man diese Liebesgaben Opfer, wie wir jetzt noch unsere kirchlichen Almosen das Opfer nennen und den Ort, da es aufbewahrt wird, den Opferstock. — Auch wurden die Gebete, die man während des Abendmahls darbrachte, Opfer genannt, und die Feier des Abendmahls selbst hieß vorzugsweise eine Feier der Danksagung (Eucharistie). Sonach dachte man wohl an ein Dankopfer von Seiten der Gläubigen, nicht aber an ein Sühnopfer von Seiten Christi bei dieser Feier, oder wo man an die Aufopferung Christi dachte (wie das der Einsetzung des Abendmahls ganz gemäß war), da sah man in der Feier nicht eine eigentliche Wiederholung des Opfers, sondern nur eine sinnbildliche Darstellung davon zur Erinnerung. So faßte es zuerst Cyprian.

Was endlich noch die Hoffnung der Christen betrifft über dieses zeitliche Leben und über den Tod hinaus, so sehen wir schon aus dem neuen Testament, daß die ersten Christen die baldige Wiederkunft Christi auf Erden erwarteten. Ja, sie lebten in täglicher Erwartung dieser Wiederkunft, und auch darum hielten sie ihre Versammlungen am liebsten des Nachts, weil sie als die Wachenden wollten erfunden werden, wenn der Herr kommt. Mit dieser Erwartung war auch der Glaube an ein tausendjähriges Reich, das der Herr auf dieser Erde aufrichten werde nach der

ersten Auferstehung, der Auferstehung der Gerechten, auf's engste verbunden, so daß wir nicht zu viel sagen, wenn wir behaupten, der sogenannte Chiliasmus, der später allerdings von der Kirche zurückgedrängt wurde, habe ziemlich allgemein zum Glauben der ersten Christen gehört, und er fand auch seine Stütze in der Offenbarung Johannis, die freilich nicht von allen Christen der ersten Jahrhunderte gleichmäßig anerkannt wurde.

Ein Gegenstand der christlichen Hoffnung, mit dem sich die ersten Christen vielfach beschäftigten, war die Auferstehung der Todten, die Auferstehung des Leibes bei der Wiederkunft Christi zum Gericht. Es wurden verschiedene Abhandlungen über diesen Gegenstand geschrieben, worin man besonders die Einwürfe zu widerlegen suchte, welche der bloße Menschenverstand von jeher dagegen aufgebracht hat. In den äußern Vorgängen der Natur, in dem Wechsel von Tag und Nacht, von Sommer und Winter, ja sogar in der Fabel vom Phönix, der verjüngt aus seiner Asche ersteht, sah der christliche Glaube ein Symbol der Auferstehung. In Beziehung aber auf das Wie hielten sich freilich die Einen mehr an das Leibliche, im strengsten fleischlichen Sinne des Wortes, während Andere, z. B. Origenes, auch diese Lehre geistiger zu fassen sich bemühten, wobei sie unstreitig am Apostel Paulus den gewichtigsten Vorgänger hatten. Daß endlich Origenes auch noch eine Wiederbringung aller Dinge, eine Bekehrung selbst des Teufels und ein endliches Aufhören der Höllenstrafen in Aussicht stellte, ohne es gerade mit dürren Worten zu lehren, haben wir seiner Zeit bemerkt; doch blieb dieß Privatmeinung und wurde niemals Kirchenlehre.

Dieß die kurze Uebersicht des christlichen Glaubens und der christlichen Lehre in der ersten Zeit. Wir sehen, es war durchaus noch kein fertiges, abgeschlossenes Lehrsystem. In manchen Dingen mögen uns sogar die Glaubensvorstellungen der ersten Christen ungenügend erscheinen, wenn wir sie an dem Lehrgehalt unserer evangelischen Kirche messen. Allein es liegt gerade wieder etwas Wohlthätiges und Beruhigendes in dem Gedanken, daß, so nothwendig auch Lehrbestimmungen und Glaubensnormen sein mögen für eine Kirche, die nicht haltlos in sich zerfallen will, sie eben doch nicht das einzige Heil der Kirche ausmachen; daß auch bei großer Unbestimmtheit des Glaubensbewußtseins und bei sehr

verschiedenen Glaubensansichten und Glaubensbestimmungen doch ein lebendiger, ein thatkräftiger, ein bis zum Tode getreuer Glaube stattfinden kann. Davon ist uns die erste Kirche ein glänzender Beweis, die weniger Glaubensstatute, aber desto mehr Glaubenszeugen und Glaubensfrüchte hat. Bei aller Verschiedenheit der Geistesrichtung und der Ansichten bildete der Glaube an Christum selbst als den Sohn Gottes, als den Heiland der Welt und den Herrn des Himmelreichs den Kern und Stern des Glaubens. Auf ihn waren die Herzen gerichtet: von ihm erwarteten die Verfolgten alle Kraft und Hülfe, von ihm die Vollendung der Kirche, von ihm den Sieg. Ihm schlugen ihre Herzen entgegen in brennendem Verlangen, ihm opferten sie Alles, weil sie in ihm alles zu gewinnen die unerschütterliche Hoffnung hatten.

Neunzehnte Vorlesung.

Die Kirchenverfassung der ersten drei Jahrhunderte. — Die Kirchenämter. — Verhältniß von Klerus und Laien. — Bußdisciplin. — Synoden. — Der christliche Gottesdienst. — Die Sonntagsfeier und die christlichen Feste. — Die ersten christlichen Kirchengebäude. — Kunstsymbole der ersten Christen. — Taufe und Abendmahl. — Die übrigen gottesdienstlichen Handlungen. — Gebetszeiten. — Die christliche Sitte im Allgemeinen.

Nach dem Ueberblick, den wir in der letzten Stunde über den Glauben und die Lehre der ersten Christen gewonnen haben, werden wir jetzt noch von der Verfassung und Organisation der Kirche als Gemeinschaft, sowie auch von den Formen des Gottesdienstes und endlich von dem christlichen Leben und der christlichen Sitte überhaupt oder von dem praktischen Einfluß zu reden haben, den das Christenthum auf die verschiedenen Lebensverhältnisse im Staat und im Hause geübt hat.

Die Verfassung der Kirche anlangend, muß auch hier wieder daran erinnert werden, daß Christus selbst keine besondern Bestimmungen darüber hinterlassen hatte. Wenn wir aber nach Analogie menschlicher und bürgerlicher Verfassungen fragen wollten, ob die Verfassung der Kirche ursprünglich eine monarchische, ob sie eine aristokratische oder eine demokratische gewesen, so würde es sich bald zeigen, daß diese von einem andern Lebensgebiet entlehnten Formen zur Bezeichnung der kirchlichen Verhältnisse kaum ausreichen und jedenfalls nur schief auf sie angewendet werden können. Je nachdem man die Sache faßt, kann die erste Verfassungsform der Kirche eine monarchische, eine aristokratische und

auch eine demokratische genannt werden. Monarchisch war die Verfassung der Kirche unstreitig, in so fern Christus selbst und er allein als der Herr und König der Kirche gedacht wurde, und es ist daher, wie wir schon von Anfang gezeigt haben, eine ganz falsche Vorstellung, wenn man sich die Kirche denkt als einen freiwillig zusammengetretenen Verein von Gleichgesinnten, die denn auch sofort alle gleiche Gesellschaftsrechte in republikanischem Sinne gehabt hätten. Keineswegs verhielt es sich so. Christus war der Stifter und der Herr der Kirche, und sein Wille, nicht das Belieben der einzelnen Glieder, galt als oberstes Gesetz. Nach seinem Scheiden von dieser Erde traten, wie auch schon früher gezeigt wurde, die Apostel als die natürlichen Leiter der Gemeinde auf, und niemand fiel es ein, gegen diese apostolische Aristokratie Einsprache zu thun. Es verstand sich das von selbst, daß die, welche aus den Juden oder den Heiden eine christliche Gemeinde gesammelt, auch das Recht hatten, diese Gemeinde zu ordnen und ihr Vorsteher zu setzen. Man betrachtete die Apostel als die Bevollmächtigten des Herrn und als solche handelten sie auch, indem sie unter keiner andern Verantwortlichkeit sich wußten, als unter der ihres unsichtbaren Herrn und Hauptes. So wurden denn auch die ersten Bischöfe und Hirten unmittelbar durch die Apostel und ihre Gehülfen eingesetzt, und daß das Amt der Bischöfe von dem Amte der Aeltesten anfänglich nicht verschieden war, sondern daß die Ausdrücke vollkommen gleich galten, haben wir schon früher erwähnt.

Gehen wir nun näher ein auf die Gliederung des die Kirche leitenden und verwaltenden Körpers, so werden uns an zwei Stellen des neuen Testamentes (Eph. 4, 12. und 1 Cor. 12, 28) Aemter genannt, die der Herr eingesetzt habe. Es kann aber die Meinung nicht sein, daß diese Aemter zu allen Zeiten und mit denselben Benennungen und Verpflichtungen fortdauern mußten, wie das in neuerer Zeit hat wollen behauptet werden; denn schon an jenen beiden Stellen selbst wechseln die Benennungen; an dem einen Orte heißt es: Er hat etliche gesetzt zu Aposteln, etliche zu Propheten, etliche zu Evangelisten, etliche zu Hirten und Lehrern, während 1 Cor. 12, 28 die Evangelisten nicht genannt sind, dagegen die Wunderthäter, die Gabe, gesund zu machen, die Sprachengabe u. s. w. Auch wissen wir ja, wie schon frühzeitig das

Amt der **Diaconen** eingesetzt wurde, dessen jene beiden Stellen nicht erwähnen. Es ist uns das ein Beweis, daß die apostolische Zeit keine starre Aemterordnung für **alle** Zeiten aufstellen, sondern es der Zeit und ihrer Entwicklung selbst überlassen wollte, diese Aemter je nach Bedürfniß zu bestellen und zu ordnen.

Und so finden wir denn, daß schon in den drei ersten Jahrhunderten sich eine gewisse Aemterordnung, eine sogenannte Hierarchie feststellte, bei der allerdings auch ein ziemlich abgestuftes Rangverhältniß eintrat. Als die obersten Häupter der Kirche betrachtete man die **Bischöfe**, und unter ihnen waren besonders die der Haupt- und Mutterkirchen ausgezeichnet, die Bischöfe von Jerusalem, von Antiochien, von Alexandrien, von Ephesus, von Karthago, von Rom. Wie Rom schon nach einer Suprematie gestrebt, das haben wir im Osterstreite und im Streit über die Ketzertaufe gesehen, und eben so haben wir bemerkt, wie bereits der Kaiser Aurelian dem römischen Bischof den Entscheid übertrug in der Angelegenheit des antiochenischen Bisthums. Der erste Ansatz zum Papstthum ist damit schon gegeben.

Nach den Bischöfen erscheinen in der hierarchischen Gliederung die Aeltesten (Presbyter, Priester), die Vorsteher der einzelnen Gemeinden, das, was wir **Pfarrer** nennen, denen vor allen Dingen das Hirtenamt, die Seelsorge oblag. Ihnen zur Seite standen die **Helfer**, die Diaconen, die ursprünglich für die Kranken- und Armenpflege bestimmt waren, aber auch geistliche Funktionen verrichteten; namentlich lag ihnen die Zubereitung des Tisches bei'm heil. Abendmahl und die Darreichung desselben an die Kranken ob. An der ursprünglichen Siebenzahl der Diaconen konnte man bei der weitern Verbreitung des Christenthums nicht mehr festhalten; doch finden wir, daß man auch den Diaconen wieder Gehülfen gab und diese Unterdiaconen (Subdiaconen) nannte. Eben so gab es neben den männlichen Diaconen weibliche, Diaconissen. Auch noch andere kirchliche Aemter finden wir schon in den ersten Jahrhunderten erwähnt, die wir im neuen Testament noch nicht finden. So das Amt eines **Vorlesers** (lector). Man nahm dazu meist junge Leute, die sich dem geistlichen Lehrstande widmeten; sie mußten die heil. Schrift in den Versammlungen vorlesen, was eine gute Uebung war, und über das Vorgelesene wurde dann von dem

Bischof oder dem Presbyter gepredigt. Die Vorleser hatten auch die heil. Schriften aufzubewahren und kamen daher in der Diocletianischen Verfolgung oft in Gefahr, diese Schriften an die Heiden ausliefern zu müssen. Thaten sie es, so galten sie als Gefallene, als Traditoren; thaten sie es nicht, so stand ihnen das Märtyrthum bevor. Etwa halfen sie sich damit, daß sie ketzerische Schriften auslieferten und die kanonischen und kirchlichen retteten. — Ein weiteres Amt war das der Exorcisten, bei denen man die Gabe voraussetzte, die bösen Geister beschwören zu können; denn an die fortdauernde Macht dieser Geister glaubte die Zeit alles Ernstes, wie die letzte Stunde uns gezeigt hat. Schon frühe ward es üblich, bei der Taufe eine Formel zu sprechen, wodurch der böse Geist von dem Täufling sollte gebannt werden, und eben diese Formel hatten die Exorcisten zu sprechen. Je mehr die Bischöfe anfingen, einen äußern Glanz um sich zu verbreiten, was namentlich bei dem römischen Bischof der Fall war, desto näher lag die Gefahr, auch solche Kirchenämter aufzustellen, die nur zur Vermehrung dieses Glanzes und Gepränges beitrugen. Dahin gehört das Amt der Akoluthen. So nannte man im dritten Jahrhundert die dienenden Geistlichen, welche dem Bischof bei dem Gottesdienst assistirten oder auch bei Processionen die Lichter trugen. — Endlich erscheinen noch die Thürhüter (ostiarii), die bei den Versammlungen die Thüren auf- und zuschlossen und auch wohl fremden Gästen ihre Plätze anwiesen; sie waren die Vorläufer unserer Küster oder Sigriste. — Diese verschiedenen Aemter bildeten zusammen die Geistlichkeit, den Klerus, im Gegensatz gegen die Masse des Volkes, im Griechischen Laos (λαός), daher das deutsche Laie. Dieser Gegensatz zwischen Klerus und Laien ist nicht ein ursprünglicher. Christus hatte nicht einen geistlichen Stand eingesetzt, verschieden vom weltlichen. Alle Christen sollten geistlich, alle sollten Priester, und die alte Scheidewand aufgehoben sein, welche das Juden- und das Heidenthum zwischen Priester und Volk gezogen hatte. So schreibt ja Petrus an die Christen (1 Petr. 2, 9. 10): „Ihr seid das auserwählte Geschlecht, das königliche Priesterthum, das heilige Volk, das Volk des Eigenthums, daß ihr verkündigen sollt die Tugenden deß, der euch berufen hat von der Finsterniß zu seinem wunderbaren Licht.“ — Hier hätten wir also das demokratische

Element der christlichen Verfassung, wonach alle Christen das Volk Gottes bilden, in so fern sie Alle Theil haben an dem einen Geiste. Und in der That ist jede Bevorzugung in Absicht auf die priesterliche Würde und den priesterlichen Charakter, mithin jede falsche Hierarchie, jedes Aufstellen eines gesonderten Priesterstandes, den Grundsätzen des Christenthums zuwiderlaufend; es ist, wie wir früher gesehen haben, manichäisches Pfaffenthum. Hingegen begreift es sich von selbst, daß nicht alle Christen die priesterliche Würde auf dieselbe Weise kundgeben und bethätigen konnten. Je nach der Verschiedenheit der Gaben und der Bedürfnisse mußte es auch eine Verschiedenheit der Aemter geben von Anfang an, bei aller Gleichheit der priesterlichen Würde und der priesterlichen Rechte. Nicht alle konnten lehren, nicht alle den Gottesdienst verwalten, nicht alle die Kirche leiten. Hier mußte sich allerdings ein Lehrstand aussondern, dessen Aufgabe der Dienst am Worte war und der denn auch zugleich die Verwaltung der Sacramente besorgte. So wollte es die Ordnung, und wenn man unter dem Klerus nichts anderes verstand, als die Gesammtheit der zum Lehramt und Kirchendienst Verordneten, so hatte das Aufstellen eines solchen keine Gefahr; aber Thatsache ist es allerdings, daß sich sehr frühzeitig wieder der levitische Geist des alten Testamentes und der Priesterstolz des Heiden- wie des Judenthums in die Kirche einschlich, und daß der allgemeine priesterliche Charakter der Christen bald in den Hintergrund treten mußte, hinter die besondern Anmaßungen der amtlichen Priesterschaft. Am meisten Ansehen wußten sich unter den Laien die zu verschaffen, welche in den Verfolgungen einen außerordentlichen Muth bewiesen, die Folter ausgestanden und sich als Glaubenshelden bewährt hatten. Diese Bekenner (confessores) standen in hohem Ansehen, besonders in der nordafrikanischen Kirche, und wir haben gesehen, wie sie zu Cyprians Zeit sogar ihr Ansehen mißbrauchten in den Angelegenheiten der Kirchenzucht.

Was nun eben diese Kirchenzucht betrifft, so finden wir von Anfang an, daß grobe Sünder, solche, welche der Gemeinde Aergerniß gaben, oder auch solche, welche den Glauben mit der Lehre oder mit der That verleugneten, aus der Kirchengemeinschaft ausgeschlossen, excommunicirt wurden. Dieser Bann sollte aber nicht

ewig auf ihnen lasten; sondern dem Reuigen sollte der Rücktritt in die Gemeinschaft offen stehen. Und so bildete sich nach und nach eine **Kirchendisciplin** aus, eine Handhabung der Zucht nach gewissen Bestimmungen und Ordnungen. Es gab verschiedene Grade des Ausschlusses. Der äußerste Grad (πρόσκλαυσις) bestand darin, daß die Ausgeschlossenen an den Kirchthüren weinend und flehend, gemeiniglich in einem Bußgewande, die Eintretenden um Verzeihung und um Wiederaufnahme in die Gemeinde bitten mußten. Schon ein Schritt zu dieser Wiederaufnahme war es, wenn den Reuigen dann gestattet wurde, dem Vorlesen der heil. Schrift und der Predigt beizuwohnen, während sie bei den feierlichen Gebeten und bei'm Abendmahlsgenusse sich entfernen mußten. Man nannte sie dann blos Zuhörer (auditores). Sie standen auf gleicher Linie mit der untersten Klasse der Katechumenen [1]. — Hatten sie sich hier gut gehalten, so durften sie dann den Gebeten, aber kniend beiwohnen; sie hießen auch die Knienden (genuflectentes, substrati, γονυκλίνοντες, ὑποπίπτοντες); erst nach dieser Prüfungszeit wurde ihnen dann auch das Anwohnen bei der Communion wieder gestattet, noch aber nicht der Genuß derselben. Dieser trat erst ein nach der förmlichen feierlichen restitutio in pacem, der Wiederaufnahme in den Frieden der Kirche durch die Absolution und durch Ertheilung des Friedenskusses.

Diese Einrichtungen waren natürlich nicht bei allen Gemeinden dieselben, auch nicht auf einmal entstanden, sie bildeten sich nach und nach aus, zeigen uns aber, wie ernst es in dieser Hinsicht genommen wurde.

Es lag in der Natur der Kirche, daß die einzelnen Gemeinden unter sich in einem weitern Verbande zu leben begehrten. Nur so konnte das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit und der Allgemeinheit (Katholicität) aufrecht erhalten werden. Ein Mittel hiezu boten theils die kirchlichen Briefe, die durch vertraute Personen überbracht wurden und diesen zugleich als Ausweis und Empfehlung dienten, theils durch größere kirchliche Zusammenkünfte

---

[1]) Diese wurden auch in verschiedene Classen getheilt: 1) die Zuhörenden (audientes), 2) die, welche knieend bei den Gebeten anwesend sein durften (genuflectentes), 3) die eigentlichen Taufcandidaten (competentes).

oder Synoden. Ob man schon jenes Zusammentreten der Apostel in Jerusalem, wovon uns die Apostelgeschichte im 15. Kapitel meldet, eine Synode oder ein Concil nennen will, kommt hier nicht in Betracht. So viel ist gewiß, daß erst mit Ende des zweiten und Anfang des dritten Jahrhunderts, und zwar zunächst in Kleinasien, bei Anlaß der montanistischen Streitigkeiten und des Osterstreites, sogenannte Provinzialsynoden gehalten wurden, um jene streitigen Punkte zu schlichten. Nach der Mitte des dritten Jahrhunderts finden wir solche Synoden auch anderwärts, namentlich in Afrika, während der novatianischen Streitigkeit, und bald kam eine Regelmäßigkeit in die Sache, so daß jährlich dergleichen Zusammenkünfte zu Erledigung der kirchlichen Geschäfte stattfanden. Die Beschlüsse dieser Synoden wurden um so mehr für bindend gehalten, als man sie, gleich dem ersten Apostelconcil, unter den Einfluß des heil. Geistes gestellt glaubte. Eine größere ökumenische Synode, die Abgeordnete aus der ganzen Kirche des römischen Reiches in sich aufgenommen hätte, finden wir aus begreiflichen Gründen in den ersten Jahrhunderten noch nicht. Erst unter Constantin dem Großen wurde dieß möglich, der die erste ökumenische Synode zu Nicäa 325 abhalten ließ.

Wir wenden uns jetzt zum Kultus der Kirche oder dem Gottesdienste der ersten Christen. Sie erinnern sich noch jenes Briefes, den Plinius zu Anfang des zweiten Jahrhunderts an Trajan schrieb, worin uns eine einfache Schilderung der sonntäglichen Zusammenkünfte der Christen gegeben wurde, ebenso jener Schilderung, welche einige Jahrzehnte später, Justin der Märtyrer in seiner ersten Apologie gab. Wir haben schon bei jener Gelegenheit einiges den Kultus Betreffendes erörtert; daher können wir hier um so kürzer sein. So haben wir schon dort erwähnt, daß die Sonntagsfeier der Christen nicht auf einem besondern Gebot des Herrn beruhte, sondern sich erst in freier Weise neben die Sabbathfeier hinstellte, bis diese mit dem Judenchristenthum aufgegeben wurde. Der Sonntag wurde zum Andenken an die Auferstehung Christi, nicht als Fasttag, sondern als Freudentag gefeiert; außer ihm waren Mittwoch und Freitag dem Andenken an das Leiden Christi gewidmet. Von Jahresfesten haben wir schon das Osterfest kennen gelernt und gesehen, wie darüber schon im zweiten Jahrhundert

Streitigkeiten geführt wurden, indem die Kleinasiaten einen bestimmten Monatstag einhielten, während die römische Sitte, das Auferstehungsfest des Herrn immer an einem Sonntage zu feiern, die herrschende wurde, und zwar so, daß die Feier immer auf den ersten Sonntag nach dem Frühlingsvollmonde fiel. An Ostern schloß sich Pfingsten an, d. h. der fünfzigste Tag nach Ostern (Pentecoste πεντηκοστή), woraus das französische pentecôte, das deutsche Pfingsten entstanden ist, zur Erinnerung an die Ausgießung des heiligen Geistes. Die ganze Zeit von Ostern bis Pfingsten war im Grunde nur eine große Festzeit, die zu der vorangegangenen vierzigtägigen Fastenzeit einen merkwürdigen Contrast bildete. Aus dieser festlichen Zeit hob sich das Himmelfahrtsfest wieder besonders hervor. — Dagegen wurde die Geburt Jesu noch nicht durch ein besonderes Fest begangen. Erst im vierten Jahrhundert kam unser Weihnachtsfest auf. Daß die Gnostiker, namentlich die Anhänger des Basilides, die Taufe Jesu am Jordan jährlich feierten, am 6. Januar, als Epiphanienfest, ist früher erwähnt worden, und auch die katholisch-orthodoxe Kirche beging die Feier der Erscheinung Christi um diese Zeit. Frühzeitig ward auch das Andenken der Märtyrer festlich begangen. Man feierte ihre Todestage als ihre Geburtstage, weil nach christlicher Anschauung der Tod eine Geburt zum Leben ist. Da versammelte man sich, wenn es immer thunlich war, auf dem Grabe der Märtyrer und las ihre Geschichte vor, was die erste Grundlage bildete zur kirchlichen Legende (Legenda hießen die zu lesenden Stücke). — Auch sonst fand man sich auf den Gräbern der Märtyrer ein, und ehe die Kirche eigentliche gottesdienstliche Häuser hatte, hatte sie ihre eigenen Friedhöfe — Schlafstätten, wie man sie nannte (κοιμητήρια), woraus das lateinische cimeterium, (französisch cimetière) entstanden ist; denn der Tod ist ja für den Christen ein Schlaf. Wie erst im dritten und vierten Jahrhundert eigentliche Kirchengebäude entstanden, haben wir früher erwähnt. Ueber die Einrichtung dieser Gebäude läßt sich nur so viel sagen, daß sie sich nach und nach wieder der alten Tempeleinrichtung näherten, wonach der Chor der Kirche das Allerheilige repräsentirte, in dem auch der Klerus seinen Platz nahm, während das Schiff (ναὸς) die Menge der Gläubigen umfaßte und endlich der Vorhof dem frühern Vorhof der Heiden entsprach. Wurde den Christen

früher den Vorwurf gemacht, daß sie keine Altäre hätten, so kam nun auch ein Altar in die Kirche, d. h. zunächst ein Abendmahlstisch, außerdem noch ein Lesepult, von dem aus die heil. Schrift gelesen wurde, während die Predigt von den Schranken oder Cancellen des Chores aus gehalten ward, daher später die Benennung Kanzel. — Bilder waren noch keine in den Kirchen. Die Christen enthielten sich überhaupt großentheils der bildenden Kunst; bei den Gnostikern wurde sie zuerst gepflegt. Dagegen finden wir christliche Sinnbilder auf Gefäßen, auf Siegelringen, auf Grabeslampen und dergleichen. Solche Sinnbilder waren außer dem Kreuze das Lamm, der Anker, die Taube, der Lorbeer, die Palme, der Löwe, der Hirsch, die Leier, das Schiff — vorzüglich auch der Fisch, weil Christus zu Petrus gesagt hatte: „ich will dich zu einem Menschenfischer machen". Auch wurde häufig das Monogramm des Namens Christi angebracht.[2]



Reden wir nun von der Verwaltung der Sacramente und den übrigen gottesdienstlichen Handlungen. — Daß die Taufe anfänglich im Freien vollzogen wurde, in Flüssen oder Teichen, und zwar durch Untertauchen, ist aus der Geschichte des neuen Testamentes bekannt. Später errichtete man einige große Taufbecken und Taufkapellen (Baptisterien). Indem der zu Taufende mehrere Stufen in den Wasserbehälter hinunterstieg und dann mit dem ganzen Leibe unter das Wasser getaucht wurde, trat das Bild des „Begrabenwerdens in den Tod Christi" und des „Wiederaufstehens aus dem Grabe" mit aller Macht vor die Seele, was bei der spätern Besprengung nur allzusehr zurücktrat. Die Besprengung wurde anfänglich nur bei Kranken angewendet, die sich auf dem Todbette noch taufen ließen, und bei denen die Taufe durch Untertauchen nicht mehr ausführbar war. Daß über die Kindertaufe verschiedene Meinungen herrschten, und daß namentlich Tertullian ihr entgegentrat, haben wir früher erwähnt. Gegen Ende unserer Periode wurde die Kindertaufe allgemeiner, doch finden sich noch im vierten Jahrhundert viele Beispiele von einem Aufschub bis

2) Vgl. Münter, Sinnbilder und Kunstvorstellungen der alten Christen. Altona 1825. 4.

in's spätere Alter, ja bis zur Todesstunde. — Taufzeugen finden wir schon früher, und bei der Kindertaufe wurden sie sogar unentbehrlich und ihre Bedeutung größer als zuvor. Auch die Namengebung bei der Taufe fand in so fern statt, als der Getaufte seinen frühern heidnischen Namen ablegte und einen neuen annahm, um damit die gänzliche Erneuerung anzudeuten, die mit seiner Person vorging. Eben so ward auch frühzeitig Sitte, den Getauften andere Kleider und zwar weiße Gewänder anzuziehen, zum Zeichen, daß sie nun den alten Menschen abgelegt und den neuen angezogen haben, der nach Gott geschaffen ist in rechtschaffener Gerechtigkeit und Heiligkeit. — Das Abendmahl wurde anfänglich täglich, und dann jeden Sonntag gehalten; es bildete den eigentlichen Kern des Kultus. In den frühesten Zeiten war es mit den Liebesmahlen (Agapen) verbunden; später des Mißbrauchs wegen von ihnen getrennt; doch dauerten auch die Liebesmahle noch längere Zeit in den Kirchen fort. Die Feier des Abendmahles war höchst einfach; es wurde gewöhnliches Brot gebraucht und Wein mit Wasser vermischt; ein Gebrauch, der sich aus der Sitte der Alten erklärt und den die römische Kirche bis auf diesen Tag beibehalten hat; man dachte bei dieser Mischung von Wein und Wasser an die mystische Verbindung Christi mit der Gemeinde. Die strenge gnostische Secte der Enkratiten (Enthaltsame) feierte sogar das Abendmahl nur mit Wasser, was aber von der Kirche, als der Einsetzung des Herrn zuwider, mit Recht getadelt wurde. Daß auch Liebesgaben bei dem Genusse des Abendmahls geopfert wurden, und daß sich daraus zunächst die Opferidee entwickelte, haben wir in der vorigen Stunde schon erwähnt. Eben so gedachte man gerne bei dieser Feier der Verstorbenen im Gebete, und daran knüpften sich in der Folge die Seelenmessen. Der Abendmahlsfeier durften nur die Getauften beiwohnen, nicht die Katechumenen, auch nicht die Gebannten. Den Kranken hingegen ward das gesegnete Brot durch die Diaconen in's Haus gebracht, wie wir schon früher durch Justin berichtet worden sind. — Leider knüpften sich auch sehr bald abergläubische Vorstellungen an die Heiligkeit des geweiheten Brotes. Man glaubte nicht nur, daß es auch in leiblichen Krankheiten helfe, sondern daß es auch vor Gefahren beschütze, wenn man es bei sich trage u. dgl.

Was nun die übrigen Formen des Gottesdienstes betrifft, so beschränkten sich dieselben auf Gesang, Gebet, Vorlesung der heil. Schrift und Predigt. Schon Paulus ermahnt die Christen (Col. 3, 16), sich zu erbauen in Psalmen und Hymnen und geistlichen Liedern (Oden). Es fragt sich, ob mit diesen Ausdrücken ein und dasselbe oder Verschiedenes bezeichnet ist? Wenn letzteres, so waren unter den Psalmen wahrscheinlich die alttestamentlichen Psalmen, unter den Oden und Hymnen dagegen freie christliche Productionen verstanden. Ferner sagt uns der Brief des Plinius an Trajan, daß in den Versammlungen Lieder Christo zu Ehren gesungen wurden. Wie sich der christliche Gesang aus der alttestamentlichen Psalmodie heraus entwickelt habe, ist schwer zu bestimmen. — In der syrischen Kirche, in der wir auch zuerst die von Ignatius in Antiochien eingeführten Wechselgesänge finden, soll der Gnostiker Bardesanes nebst seinem Sohne Harmonius zuerst als Hymnolog aufgetreten sein; natürlich benützte er das wirksame Mittel des Gesanges, seine gnostischen Ideen zu verbreiten und so mußte die Kirche durch das Aufstellen rechtgläubiger Lieder der Verführung vorbauen, wie denn auch wirklich der bereits in's vierte Jahrhundert gehörende Ephraim, der Syrer, dergleichen dichtete. In der alexandrinischen Kirche haben wir Clemens als christlichen Dichter kennen gelernt und eine seiner Hymnen mitgetheilt. Es ist nicht gerade anzunehmen, daß alle diese Lieder in der Kirche gesungen wurden; manche mochten auch bei andern Anläßen, namentlich bei den Liebesmahlen vorgetragen worden sein. Daß aber (wenigstens gegen Ende unserer Periode) auch andere Lieder als Psalmen in den Versammlungen gesungen wurden, erhellt aus dem Widerspruch, den Paul von Samosat dawider erhob. — Das Gebet schloß sich auf's Innigste an den Gesang an; ja, es ist die Meinung nicht zu verwerfen, daß die recitativische Form des Gesanges bei'm Gebet gebraucht wurde, so daß Gesang und Gebet nicht so streng geschieden waren, wie bei uns[3]). Das vom Herrn seinen Jüngern gegebene Mustergebet des „Unser Vaters" wurde besonders heilig gehalten; nur die Gläubigen durften es beten, die Katechu-

[3]) Primitiva ecclesia ita psallebat, ut medico flexu vocis faceret psallentem resonare, ita ut pronuntianti vicinior esset quam canenti. Isid. Hisp. de officiis eccles. 1, 15. Vgl. Tert. de anima c. 9.

menen erst nach erhaltener Taufe; vor den Heiden ward es geheim gehalten; es wurde auch außer dem Gottesdienste täglich, von Vielen dreimal des Tages gebetet. Daraus entstand freilich wieder ein Mechanismus, der der Absicht des Herrn zuwider war, der aber erst in den folgenden Zeiten recht grell hervortrat. Indessen kamen neben dem Unser Vater auch andere Gebetsformen nach und nach in Gebrauch. Man betete theils stehend, theils kniend; stehend am Sonntag und in der Zeit von Ostern bis Pfingsten, zum Zeichen der Freude; die kniende Stellung paßte besser zu den Bußgebeten, bei denen auch in außerordentlichen Fällen ein förmliches sich Hinstrecken auf die Erde stattfand, wie wir ja auch von Christus lesen, daß er in dem Seelenkampf in Gethsemane sich förmlich zur Erde geworfen habe. Das Falten der Hände bei'm Gebet ist erst im Mittelalter aufgekommen; die alten Römer und Griechen beteten mit aufgehobenen Händen, um gleichsam die Gabe von oben zu empfangen, und auch die Christen bedienten sich dieser Stellung; doch fand auch das Beten mit ausgebreiteten Armen statt, so daß der betende Mensch die Gestalt eines Kreuzes bildete. So sagt Tertullian[4]: „Wir erheben nicht nur die Hände, sondern breiten sie auch aus, indem wir so das Leiden des Herrn darstellen", und wie Justin der Märtyrer in dem betenden Menschen eine Hinweisung auf das Kreuz sieht, habe ich früher erwähnt. Was die Gebetsübungen außer der Kirche betrifft, so hielten einige, und zwar die strenger gesetzlichen Christen, auf die alten Gebetszeiten der Juden, die dreimal stattfanden; um die dritte, die sechste, die neunte Stunde (nach unserer Rechnung 9 Uhr des Morgens, 12 Uhr des Mittags und 3 Uhr Nachmittags). Zu ihnen kamen denn noch später drei andere: die erste Morgenstunde, früh um 6 Uhr, die letzte Tagesstunde, Abends um 6 Uhr, und die Stunde des Hahnenschreies, früh um 3 Uhr. — Auch sonst bei allen wichtigen Anläßen und Unternehmungen ward das Gebet empfohlen und geübt. „Es ziemt den Gläubigen," sagt Tertullian, „keine Speise zu nehmen, kein Bad zu betreten, ohne Dazwischenkunft des Gebets, denn die Nahrung und Erquickung des Geistes muß der Nahrung und Erquickung des Leibes vorangehen." Andere dagegen, wie

[4]) de oratione, c. 11.

Origenes, waren weniger gesetzlich: sie überließen die Wahl der Zeit der jedesmaligen Stimmung; aber daß diese Stimmung auch wirklich vorhanden sein müsse, forderten sie um so nachdrücklicher. „Bevor man die Hände zum Himmel emporstreckt," sagt Origenes, „muß man die Seele emporheben, und bevor man die Augen emporrichtet, muß man den Geist zu Gott erheben." — Besonders wurden auch alle gemeinschaftlichen Berathungen der Christen, wurde auch das Lesen der Schrift und die Betrachtung des göttlichen Wortes mit Gebet eröffnet, und namentlich stärkte sich in demselben der Geist der christlichen Gemeinschaft. — „Unser Gebet," sagt Cyprian, „ist ein gemeinsames; wir beten nicht bloß für den Einzelnen, sondern für die ganze Gemeinde, für alle Brüder, wie der Herr selbst uns beten gelehrt hat." — Ein uralter Gebrauch (das müssen wir der römischen Kirche zugeben) ist der, sich bei'm Gebet zu bekreuzen, d. h. das Zeichen des Kreuzes auf die Brust oder die Stirn zu machen. „Bei jedem Schritt und Tritt," sagt Tertullian [5]), „bei jedem Ein- und Ausgehen, bei'm Anziehen der Kleider und Schuhe, bei'm Waschen, bei Tische, am Abend bei'm Lichtanzünden, bei'm Liegen und Sitzen, bei allen unsern täglichen Geschäften bezeichnen wir die Stirn mit dem Zeichen des Kreuzes." — In unserer nüchternen prosaischen Zeit, in der alles Mimische und Symbolische seine Bedeutung für uns verloren hat, liegt es uns gar zu nahe, dabei entweder an einen todten Mechanismus oder an etwas Magisches zu denken; allein es gilt hier dasselbe, was ich von den Sacramenten gesagt habe. Die alte Kirche reflectirte und räsonirte nicht über das Heilige; sie eignete es sich zu, auch im Bilde, auch in der Geberde. Aber freilich lag auch hier die Gefahr nur allzunahe, das Aeußere mit dem Innern, das Bild mit der Sache zu verwechseln und so in einen geistlosen Mechanismus oder in einen fleischlichen Magismus zu verfallen. — Kehren wir zu dem eigentlichen Cultus zurück. Da finden wir außer dem Gesang und Gebet das Vorlesen der heil. Schriften und die Predigt. Der Gebrauch, Abschnitte der Bibel in der Versammlung vorzulesen, war aus der jüdischen Synagoge in das Christenthum übergegangen. Schon die Juden lasen

---

5) Tert. de corona militis. c. 3.

in ihren Versammlungen Abschnitte aus dem Gesetz und aus den Propheten; die ersten hießen Paraschen, die letztern Haphtharen. Daraus hat sich in spätern Zeiten das Lesen der Evangelien und der Episteln oder der sogenannten Pericopen gebildet. Wir haben schon bemerkt, daß das Amt des Lectors es mit sich brachte, die biblische Vorlesung zu halten, während dann der Presbyter oder Bischof einen Vortrag über das Gelesene hielt. Es scheint jedoch, daß man auch Ausnahmsweise solche predigen ließ, die noch keine geistliche Weihe hatten, wie dieß bei Origenes der Fall war (freilich wurde diese Ausnahme von dem Bischof Demetrius getadelt). Die Vorträge waren im Anfange höchst einfach, mehr Schrifterklärung und kurze praktische Ermahnung, als eigentliche Rede. Man nannte diese Vorträge Homilien, d. i. Gespräche, Unterredungen mit der Gemeinde; doch kam nach und nach auch eine kunstreichere Redeform in Uebung, und bald bemächtigte sich leider! auch die Eitelkeit dieser homiletischen Kunst, wie wir das bei einem Paul von Samosat gesehen haben, der sich beklatschen ließ.

Daß die Ehen der Christen bereits in der Mitte und gegen Ende des zweiten Jahrhunderts durch den Bischof oder Presbyter eingesegnet wurden, geht aus einzelnen Stellen der Kirchenväter hervor. Genaueres über den Vorgang der Ceremonie wissen wir nicht. — Rücksichtlich der Todtenbestattung wissen wir nur so viel, daß die Christen das Begraben der Todten dem bei den Alten üblichen Verbrennen der Leichen vorzogen. Nicht als ob sie, wie die Heiden ihnen vorwarfen, gemeint hätten, es sei Gott unmöglich, den zu Asche verbrannten Körper wieder zu erwecken (da trauten sie unbedingt auf die schöpferische Allmacht Gottes); aber immerhin entsprach das Begraben am meisten dem Bilde von einem Samenkorn, das in die Erde gelegt wird, um auf den Tag der Ernte zu reifen, so wie auch das Bild des Schlafes und der Gedanke an das Wiederaufstehen am schicklichsten konnten fest gehalten werden bei'm Hineinlegen in das kühle Bett der Erde, in die stille Schlafkammer, da die müden Gebeine ruhen, bis der große Morgen anbricht, und die Stimme: „wachet auf!“ durch die Welt der Gräber ertönt. — Schon im zweiten Jahrhundert kommt vor, daß ein Geistlicher über die Leiche ein Gebet hielt. Auch wurden die Leichen gesalbt; die heidnischen Aufzüge von Klageweibern wurden

vermieden, wohl aber fand ein christliches Geleite statt; auch wurden Hymnen gesungen und Fackeln gebraucht, als Sinnbild der Auferstehung. — So viel von den gottesdienstlichen Gebräuchen [6]).

Wir wenden uns endlich nach dem weltlichen Leben und den mannigfachen Lebensgebieten zu, um zu sehen, wie das Christenthum auch auf sie gewirkt hat. So wenig als das Christenthum eine fertige Glaubenslehre aufstellte, eben so wenig ein ausgeführtes System der Moral. Wohl gab Jesus tief eingreifende Sittengebote in seiner Bergpredigt und anderwärts, und die Apostel unterließen nicht, bei jeder Gelegenheit die christlichen Tugenden einzuschärfen, allein Vieles mußte auch hier der weitern Lebensentwicklung überlassen werden. Es handelte sich nicht nur darum, im gegebenen Fall das eine zu thun, das andere zu lassen nach einmal erhaltenen Vorschriften und Gesetzen. Ueber gewisse Dinge waren gar keine Vorschriften gegeben, und doch bildete sich über sie mit der Zeit ein christliches Urtheil, und ein ganz sicheres Urtheil auch ohne förmliches Gebot. Es bildete sich eben eine eigenthümliche christliche Lebensanschauung und christliche Lebensweise, die als Resultat der Glaubensrichtung eben so sehr wie diese, in den bestimmten Gegensatz trat, sowohl zum Juden- als zum Heidenthum. Der ängstlichen Gesetzlichkeit des Judenthums oder auch dem Stoicismus der antiken Philosophie gegenüber, mußte die christliche Sitte erscheinen als eine freie, nicht aus dem Gesetz, sondern aus dem Glauben und der Liebe hervorgehende That des wiedergebornen Menschen. Verglichen mit der Ungebundenheit des epicuräischen Heidenthums erschien hingegen die christliche Sitte wieder als eine gebundene, durch die Zucht des Geistes in engen Schranken gehaltene Gesetzlichkeit. Je nachdem dann in der Wirklichkeit des christlichen Lebens selbst wieder das Eine oder Andere vorwaltete, je nachdem nahm auch das sittliche Leben bald das eine, bald das andere Gepräge an. So haben wir gesehen, daß der Montanismus auch im Sittlichen am strengsten war bis zur Schroffheit eines gesetzlichen Rigorismus, während einige Secten der Gnostiker

---

[6]) Ein Weiteres hierüber findet der Leser in der lehrreichen Schrift von Alt: der christliche Kultus. Berlin 1843, und in erweiterter Gestalt 1851.

die sittliche Freiheit bis zur Ausgelassenheit des Heidenthums trieben. Das Ziel aber, das die Kirche zu erstreben hatte, lag über diese Gegensätze hinaus und die besonnenen Lehrer und Leiter der Kirche suchten auch hier auf die rechten Bahnen zu lenken. Es galt nicht etwa, eine charakterlose Mitte zwischen den Extremen, wohl aber einen sichern Standpunkt über ihnen zu finden; es galt vom Gesetze des Buchstabens hindurchzudringen zum Gesetze der Freiheit; es galt, jene Höhe zu erreichen, die schon Paulus erreicht hatte, wenn er sagen konnte: ich habe es alles Macht, es frommet aber nicht alles (1 Cor. 6, 12). Ich kann niedrig sein und kann hoch sein; ich bin in allen Dingen und bei allen geschickt, beide satt sein und hungern, beide übrig haben und Mangel leiden. Ich vermag alles durch den, der mich mächtig macht, Christus. (Phil. 4, 12. 13.)

Schon dadurch zeichnete sich das Christenthum vor allen andern positiven Religionen, sowohl vor den frühern, als vor der später aufgekommenen des Mahomedanismus aus, daß es keine rein positiven, d. h. willkürlichen, nicht in der sittlichen Natur des Menschen gegründeten, nur auf äußere Lebensverhältnisse gerichteten Gebote gab. In einem gewissen Sinne kann man sagen, die Moral des Christenthums sei keine andere als die natürliche, die rein menschliche, den ewigen Vernunftgesetzen entsprechende Moral. Und doch geht das Christenthum bei dem rein menschlichen und vernünftigen Charakter, den es in seinen Grundlagen behauptet, überall wieder über das Maaß des natürlichen Menschen und seiner Ansichten, Neigungen und Kräfte hinaus. Es will ein heiliges und doch ein fröhliches, ein tapferes, entschlossenes, und doch ein sanftmüthiges, geduldiges Geschlecht. Es verlangt Wachsamkeit ohne Ueberreiz und Ueberspannung, Nüchternheit ohne ängstliche Beschränkung in Speise und Trank und den Genüssen des Lebens, Ernst ohne Trübsinn, beständige Richtung auf das Himmlische und Ewige, ohne Vernachläßigung der zeitlichen Berufsgeschäfte, für die es vielmehr eine Treue fordert, der auch das Kleinste und Unscheinbarste nicht zu gering ist. Wir können also sagen: Es ist eine übernatürliche und doch naturgemäße, eine übermenschliche und doch wieder durch und durch menschliche Moral; es übersteigt das Maaß des natürlichen Menschen nicht nur durch das, was es fordert, sondern auch durch das, was es giebt, was es

wirkt und schafft durch den heil. Geist, wie er ausgegossen ist in die Herzen der Gläubigen. — Darum reden die Apostel nicht nur von einem neuen Gesetze, sondern von einer Frucht des Geistes, welche ist Liebe, Freude, Friede, Geduld, Freundlichkeit, Gütigkeit, Glaube, Sanftmuth und Keuschheit (Gal. 5, 22).

Lassen Sie uns nun sehen, wie weit diese Frucht des Geistes an dem jungen Baume der Kirche gereift ist. Indem ich das Einzelne auf die nächste und letzte Stunde verspare, theile ich Ihnen jetzt noch zum Schlusse dieser Stunde eine Schilderung mit, wie sie ein christlicher Schriftsteller [7]) des zweiten Jahrhunderts von den Christen seiner Zeit gemacht hat:

„Die Christen sondern sich weder durch ihren Wohnsitz, noch durch Sprache und Sitte von den übrigen Menschen ab. Obgleich sie in den Städten der Hellenen und Barbaren wohnen, je nachdem einem Jeden das Loos zu Theil geworden, und in Absicht auf Kleidung und Nahrung, sowie der übrigen Lebensweise der üblichen Landessitte folgen, so zeichnen sie sich doch durch einen wunderbaren und allgemein auffallenden Lebenswandel aus. Sie bewohnen ihr eigenes Vaterland, aber wie Fremdlinge; sie nehmen an allem Theil als Bürger, und dulden alles als Fremde. Jedes noch so fremde Land ist ihnen Heimath, und jede Heimath ist ihnen ein fremdes Land. Sie heirathen, wie Alle, und haben Familie. Aber sie setzen ihre Kinder nicht aus (wie das bei den Heiden geschah). Sie leben im Fleisch, aber nicht nach dem Fleisch. Sie wohnen auf der Erde, aber sie leben im Himmel; sie gehorchen den bestehenden Gesetzen, und durch ihr Leben erheben sie sich über die Gesetze. Sie lieben Alle, und werden von Allen verfolgt, verkannt und verdammt. Sie werden getödtet und lebendig gemacht. Sie sind arm und machen Viele reich. Sie haben an Allem Mangel und an Allem Ueberfluß. Sie werden beschimpft und segnen. Mit einem Wort, was in dem Körper die Seele ist, das sind die Christen in der Welt. Wie die Seele durch alle Glieder des Körpers verbreitet ist, so sind die Christen in alle Städte der Welt verbreitet. Die Seele wohnt zwar im Körper, aber sie ist nicht

---

[7]) Der Verfasser der **Epistola ad Diognetum**, für den man früher Justin hielt, bei Neander, Denkw. I. S. 312.

von dem Körper. So wohnen die Christen in der Welt, sind aber nicht von der Welt. Die unsichtbare Seele ist in einen sichtbaren Körper eingeschlossen. So kennt man die Christen als Bewohner der Welt, aber ihre Gottesverehrung bleibt eine unsichtbare. Das Fleisch haßt und bekämpft die Seele, obgleich die Seele dem Fleisch nichts zu Leide thut, weil sie dasselbe hindert, seinen Lüsten sich hinzugeben. So haßt auch die Welt die Christen, obgleich sie derselben nichts zu leide thut, weil sie den Lüsten derselben sich entgegenstellen. Die Seele liebt das sie hassende Fleisch, und die Christen lieben diejenigen, von denen sie gehaßt werden. Die Seele ist in dem Körper eingeschlossen, und sie ist es doch, die den Körper zusammenhält. So werden die Christen in der Welt wie auf einem Posten zurückgehalten, und sie sind es doch, welche die Welt zusammenhalten. Die unsterbliche Seele wohnt in dem sterblichen Körper, und die Christen wohnen als Fremdlinge in dem Vergänglichen und erwarten das unvergängliche Leben im Himmel. Einen so wichtigen Posten hat Gott ihnen vertraut, den sie nicht verlassen dürfen."

Zwanzigste Vorlesung.

Die christliche Sitte und das christliche Leben in den besondern Verhältnissen. — Collisionen mit dem römischen Staatsleben. — Der Kriegsdienst. — Verhältnisse zu Kunst und Wissenschaft. — Die christliche Frau im heidnischen Hause. — Kindererziehung. — Sclaven. — Allgemeine Bruderliebe. — Weltentsagung. — Asketen. — Die Anachoreten Paulus und Antonius. — Wundergaben und Wundererzählungen. — Schlußbemerkungen.

Es bleibt uns noch Einiges zu sagen über das sittliche Verhalten der Christen in den einzelnen Lebensgebieten und über die Conflicte, in die sie dabei nicht selten hineingeriethen. Je mehr man sich in die Anschauungs- und Lebensweise des heidnischen Alterthums versetzt, da sowohl das Staats- als Familienleben auf die Grundlage der polytheistischen Religion gebaut war, desto mehr wird man begreifen, wie der Christ und die Christin im heidnischen Staate beinahe keinen Schritt thun konnten, ohne auf Schwierigkeiten zu stoßen, die ihnen entweder zu einem Fallstrick der Versuchung oder den Gegnern zu einem Anlaß wurden, sie als Feinde der Götter und des Staats zu verfolgen. Wir haben schon früher erwähnt, wie die Weigerung, an öffentlichen Festen, an Triumphzügen u. dgl. Theil zu nehmen, den Christen manche Verlegenheit bereitete. Ebenso war es mit dem Kriegsdienste. Die Ansichten der Christen waren darüber selbst getheilt. Die Einen machten unbedenklich den Kriegsdienst mit und unterzogen sich der einmal eingeführten Ordnung; Andere weigerten sich dessen standhaft. Die Erstern beriefen sich, um das Rechtmäßige des Kriegsdienstes zu

erweisen, auf die Beispiele des alten Testaments, auf die Soldaten, die zu Johannes dem Täufer kamen und der ihnen nicht wehrte, Soldaten zu sein, sondern sie anwies, als solche Gott zu dienen; auf den Hauptmann Cornelius, der auch nach seiner Bekehrung in seinem Stande geblieben sei. Dagegen meinten die Strengern, diese Beispiele paßten nicht, weil die Betreffenden nicht erst als Christen den Kriegsdienst erwählt hätten. — Manche Christen hielten überhaupt jede Tödtung des Nebenmenschen, unter welchen Umständen es auch sei, für unerlaubt, daher sie sich auch gegen die Todesstrafe erklärten. Nicht nur den Beruf des Kriegers, auch den eines Künstlers hielten Manche für unverträglich mit dem Christenberufe, weil eben die antike Kunst auf's Engste mit der antiken Religion verwoben war. Der Sinn für Schönheit der Form, der in der griechischen Welt so herrlich entwickelt war, mußte bei den Christen auf Augenblicke zurücktreten und sich bloß in den Sinn für das Schickliche und Anständige zurückziehen. Was auch nur von ferne an Vergötterung der Kreatur streifte (und wie leicht artet die Kunst dahin aus!), das wurde von den Christen als Abgötterei gemieden. Von der Abneigung Tertullian's gegen das Schauspiel haben wir schon früher gesprochen. Daß die wilden Thierkämpfe in den Amphitheatern, bei denen noch obendrein die Christen als Opfer dienen mußten, jedem Christen ein Greuel waren, wird uns nicht wundern. Aber auch das edlere Schauspiel, die ernste, würdige Tragödie, an der jetzt unser christliches Gefühl nicht nur keinen Anstoß nimmt, an der wir uns geistig und sittlich erheben, konnte von den ersten Christen nicht wohl ertragen werden; es waren ja doch immer Gegenstände der alten Mythologie, welche den Stoff dieser Tragödien bildeten. Uns ist dieser Stoff so fremdartig, so rein gegenständlich geworden, daß er uns nur noch in historischem und künstlerischem Interesse berührt. So war es aber bei den ersten Christen nicht; der Besuch des Theaters galt für Theilnahme am Götzendienst, an den Werken des Satans und der Finsterniß. Tertullian [1]), der eine eigene Schrift über das Verderbliche der

---

[1]) de spectaculis c. 26. Unter anderm nennt Tert. das Theater seiner Zeit sacrarium Veneris, consistorium impudicitiae. Und welchen Namen verdienen so viele der heutigen Bühnen?

Schauspiele geschrieben, führt das Beispiel einer Frau an, die von einem bösen Dämon besessen war, und betrachtet dieß als eine Strafe, daß sie das Schauspiel besuchte; denn auf die Frage an den Dämon, wie er es gewagt habe, eine Christin anzutasten, habe dieser geantwortet: „ich habe sie in meinem Hause gefunden.“

Selbst der Besuch der Odeen, die wir unsern Concerten vergleichen könnten, wurden gemieden, weil auch die Gesänge heidnischen Inhaltes waren. Es war ein unerbittliches Gesetz der Geschichte, daß auch das Schöne untergehen mußte auf eine Zeitlang mit dem religiösen Irrwahne, dem es gedient und dem die Zeit nur zu lange gehuldigt. Ich sage auf eine Zeitlang, nicht auf immer. An die Stelle der heidnischen sollte eine christliche Kunst treten, und diese christliche Kunst sollte sich aus ihrem eigenen Prinzip heraus bilden. Dazu waren aber die Zeiten der Verfolgung nicht geeignet; das blieb einer spätern Zeit aufbehalten; und bis dahin mußte allerdings das Christenthum sich gefallen lassen, als kunstscheu und kunstflüchtig zu erscheinen. Ganz Aehnliches zeigte sich nach der Reformation, wo auch wieder der Protestantismus sich von der Kunst abwandte, weil sie einer Religion diente, die er nicht theilte. Wo überhaupt ein Interesse einmal als das höchste in einer Zeit vorherrscht, da müssen die andern zeitweilig zurücktreten. So war es in den ersten christlichen Jahrhunderten nicht nur mit der Kunst, sondern theilweise auch mit der Wissenschaft. Auch diese mußte, in der Gestalt, die ihr das Heidenthum gegeben, mit der christlichen Denkweise in Conflict kommen. Wir haben schon gesehen, wie ein Tertullian über die Philosophie urtheilte; aber auch rein gelehrte Beschäftigungen, wie die mit der Astronomie, die freilich noch in Banden der heidnischen Astrologie lag, wurden anfänglich von den Christen vermieden, denn nicht in den Sternen sollte der Christ sein Geschick lesen und nicht von den Göttern, nach deren Namen die Planeten benannt sind, sein Heil erwarten. Wir mögen diese Namen noch heutzutage unbedenklich gebrauchen, aber versetzen wir uns in die Zeit, in der diese Namen: Pallas, Venus, Mars, mehr waren als gleichgültige Namen, in der sie wirklich als Regenten des Himmels verehrt wurden, so können wir begreifen, wie der christliche Sinn von einer Wissenschaft sich abwandte, die ihm in dieser Gestalt als eine dämoni-

sche erscheinen mußte. Und wie lange hat sich dieser dämonische Charakter der Astrologie erhalten, bis in das Mittelalter, ja bis in die neueste Zeit hinein! — So weit über die Conflicte im öffentlichen Leben, im Staat, in der Kunst, in der Wissenschaft.

Zu wie vielen ärgeren Verwickelungen kam es aber vollends im häuslichen Leben, namentlich aber in der Ehe, wenn etwa der eine Theil heidnisch, der andere christlich war. Schon Paulus hatte diesen Fall vorgesehen und im ersten Brief an die Corinther die Weisung gegeben, daß wenn eine Christin einen heidnischen Mann habe, sie sich nicht scheiden soll; denn der Mann ist geheiligt durch die Frau — und weißt du nicht, redet er die Frau an, ob du nicht den Mann werdest selig machen? (1 Cor. 7, 10. ff.) Und so hatte ja auch Petrus in seinem ersten Briefe die Weiber ermahnt, ihren Männern unterthan zu sein, auf daß auch die, welche an das Wort nicht glauben, durch den Wandel der Weiber gewonnen werden ohne Wort. (1 Petr. 3, 1.) Ein Anderes war es aber, eine mit einem Heiden eingegangene Ehe fortsetzen, ein Anderes eine neue Ehe mit einem Heiden oder einer Heidin schließen. Auch das geschah, obgleich es die Kirche ungern sah und sogar Verbote dagegen erließ, wie das spanische Concil von Elvira im Jahr 305. Und in der That war der Stand der Christin im heidnischen Hause[2]) ein sehr schwieriger. Schon als Braut, wie sollte sie sich den römischen Hochzeitsgebräuchen unterziehen, die durch und durch mit der Religion verwachsen waren? Als Hausfrau konnte sie, so zu sagen, keinen Schritt thun, ohne auf Gegenstände ihres religiösen Abscheues zu stoßen? Trat sie an den Heerd des Hauses, so fand sie die Bildnisse der Hausgötter aufgestellt. Verehren konnte sie dieselben nicht, und doch durfte sie auch wieder ihre Mißachtung vor denselben nicht zu grell an den Tag legen, wenn sie arge Auftritte vermeiden wollte. Wie konnte sie über Tische Theil nehmen an den Libationen, die den Göttern gebracht wurden? Welche schiefe Stellung nahm sie zu den heidnischen Sclavinnen ein, die ihre Schritte und Tritte beobachteten und ihr

---

2) Vgl. hierüber **Tertull. ad uxorem** und die höchst anziehende Schrift von Münter: die Christin im heidnischen Hause vor den Zeiten Constantins des Großen. Copenhagen 1828.

als einer Feindin der Götter den Gehorsam verweigerten? Gleichwohl scheinen solche gemischte Ehen gar nicht unter die Seltenheiten gehört zu haben, und einige müssen sogar bis auf einen gewissen Grad glückliche Ehen gewesen sein, während es freilich auch oft zu argen Mißverhältnissen, ja zur Verstoßung und harten Verfolgungen der Frauen kam, von den Uebelständen nicht zu reden, die sich in der Erziehung zeigten. Daß die Kinder großentheils den Sclaven zur Aufsicht übergeben waren, ist bekannt. Häufig nun wurden sie durch diese für das Christenthum gewonnen. Die niedern Stände, die Gedrückten und Verachteten in der Gesellschaft, und so auch die Sclaven, welche zugleich die niederen Handwerke verrichteten, wandten sich früher dem Christenthum zu, als es bei den Gebildeten Eingang fand. Und diese Sclaven und Handwerker des Hauses übten dann wieder ganz im Stillen ihren Einfluß nach oben und zunächst durch die Kinder. Schon Celsus sagt in seiner Schrift wider die Christen: „Man findet in verschiedenen Häusern Wollkämmer, Schuster, Walker (niedere Sclaven), die gröbsten und dümmsten Leute von der Welt, die kaum sich wagen, den Mund aufzuthun, wenn ihre Vorsteher oder klugen Hausherren zugegen sind, die aber gleich beredt werden und Wunderdinge schwatzen, wenn sie entweder mit den Kindern des Hauses allein sind oder nichts als Weiber um sich sehen, die nicht klüger sind, als sie. Dann heißt es: ihr müßt uns mehr glauben, als euern Eltern und Lehrern; diese sind blinde und thörichte Leute . . . wir allein wissen, wie man lehren und wandeln muß, und wenn ihr uns folgen wollt, so werdet ihr mit euerm ganzen Geschlecht glücklich sein. Läßt sich nun etwa über diesem Gerede ein verständiger Mann, einer von den Lehrern oder gar der Vater selbst sehen, dann erschrecken die Zaghaften unter ihnen und schweigen still, die Beherztern aber reden den Kindern zu, das Joch abzuwerfen, und flüstern ihnen in die Ohren, sie könnten ihnen nichts Gutes und Nützliches sagen, so lange der Vater und die Lehrer da wären; sie locken sie dann in das Frauengemach oder in die Schuster- und Walkerwerkstätte, wo sie ihnen ihre Weisheit beibringen und sie verführen.“ So weit Celsus, allerdings in feindlicher Gesinnung; aber wir sehen daraus deutlich, wie durch solche Dienstboten der Keim des Christenthums, wenn auch vielleicht in unvoll-

kommener Gestalt, in die Herzen der Kinder kommen und christliche Ideen Eingang finden konnten in einem Hause trotz aller Wachsamkeit des heidnischen Hausherrn. — Daß die Sclaven vorzugsweise dem Christenthum zugethan waren, ist sehr natürlich. Eine Religion, welche die Mühseligen und Beladenen zu sich ruft und welche auch den Knechten verkündigt, daß sie frei seien vor Gott und Erlöste des Herrn, sie mußte sich bei dieser gedrückten Menschenklasse vor allen Dingen empfehlen. Man hat dem Christenthum oft den Vorwurf gemacht, daß es die Sclaverei habe stehen lassen. Allein wie hätte es dieselbe auf einmal abschaffen sollen? Auf die Gesetzgebung des Staats konnten ja die Christen nicht einwirken, und die Sclaven zum Aufruhr gegen ihre Herren zu reizen, das hätte wohl jede andere Religion eher gestattet als die christliche. Man darf nur die Anweisungen lesen, welche die Apostel sowohl den Knechten als ihren Herren gaben, um zu sehen, wie bei allem Stehenbleiben der äußern Lebensstellung die innere eine ganz andere wurde, indem die Knechte ermahnt wurden, um des Herrn willen zu dienen, die Herren aber erinnert wurden, daß auch sie einen Herrn im Himmel haben. Und darnach richteten sich denn wohl auch die Christen in den ersten Jahrhunderten. Wo alle Christen sich als Brüder und Schwestern in Christo erkannten, als solche sich liebten, wo sie ohne Unterschied des einen Mahles theilhaft wurden, da mußte auch das Verhältniß der Gebietenden zu den Dienenden ein ganz anderes werden, als zuvor. Wie dort Paulus von Rom an seinen Freund Philemon in Kolossä geschrieben, er möge den ihm entlaufenen Sclaven Onesimus nunmehr aufnehmen, nicht mehr als Knecht, sondern als geliebten Bruder, so mochte auch in der Folge mancher Sclave zu dem Herrn in das Verhältniß der engern Bruderliebe aufgenommen worden sein, besonders wenn er mit ihm die gleichen Gefahren der Verfolgung theilte.

In all den verschiedenen Lebensverhältnissen und bei all den Schwierigkeiten und Verwicklungen, in die das christliche Gewissen gerathen konnte, öffnete sich aber auch der christlichen Gesinnung ein reiches und schönes Feld der Wirksamkeit. Wie fühlte sich die christliche Frau gehoben durch ihren Beruf. „Die christliche Frau,“

sagt Tertullian [3]), „besucht nicht die heidnischen Schauspiele und die lärmenden Lustbarkeiten an ihren Festtagen, sondern sie geht aus, um den kranken Bruder zu besuchen, an der Communion theilzunehmen, oder das Wort Gottes zu hören. Ihre Hauptbeschäftigung ist, die um des Bekenntnisses willen Gefangenen im Kerker zu besuchen, den kranken Brüdern nachzugehen bis in die ärmsten Hütten, reisende Brüder in's Haus aufzunehmen und zu bewirthen." — Gerade die weiblichen Tugenden der Zucht, der theilnehmenden Liebe, der Geduld, wurden durch das Christenthum in einem Grade ausgebildet, wie es auch die edelste Moral des Heidenthums nicht vermochte. Die heidnische Tugend, wie schon ihr Name virtus sagt, umfaßte wohl die Tüchtigkeit und Tapferkeit des Mannes, wie sie nach außen im Kriege, nach innen zum Besten des Staats sich bethätigt. Man kann sagen, das Christenthum habe auch hier die Scheidewand aufgehoben, indem es den Frauen einen männlichen Heldenmuth gab (man denke an die Märtyrinnen), und hinwiederum das Herz des Mannes erweichte und für Eindrücke empfänglich machte, denen es bisher verschlossen war. So wandelte sich auch bei dem Manne die stoische Apathie in christliche Ergebung und christliches Mitgefühl.

Was die heidnische Welt am meisten in Erstaunen setzte, war die gegenseitige Liebe der Christen. „Seht, wie sie sich lieben!" hieß es. Besonders rührende Beispiele dieser Liebe traten bei den Verfolgungen zu Tage, wo die Gefängnisse ordentlich umlagert waren von denen, die Zutritt zu den Gefangenen begehrten, um sie leiblich und geistig zu erquicken, wo Manche noch im Tode sich umschlungen hielten. Es ist unrichtig zu glauben, die Bruderliebe der Christen habe der allgemeinen Liebe Eintrag gethan. Im Gegentheil; eben diese Bruderliebe erweiterte sich auch zur allgemeinen Liebe (2 Petr. 1, 7.), wie schon Paulus ermahnte, Gutes zu thun an Jedermann, wenn auch zunächst an des Glaubens Genossen (Gal. 6, 10). So wurden z. B. auch die armen Heiden aus dem christlichen Almosen unterstützt. Als im Jahr 251 zur Zeit Cyprians jene Seuche in Carthago wüthete, der wir früher gedacht haben, als die Leichname unbestattet umherlagen und

[3]) De cultu fem. c. 10. Vgl. Neander a. a. O. S. 307.

durch das erregte Grauen die Ansteckung beförderten, so waren es die Christen, die auf Zureden Cyprians diese Leichen wegschafften und bestatteten, und dadurch den Heiden mit gutem Beispiel vorangingen; „denn," sagte Cyprian, „wenn wir blos den Unsern Gutes erweisen, thun wir mehr als Zöllner und Heiden? Als ächte Christen sollen wir das Böse durch Gutes besiegen und die Feinde lieben, wie unser Herr uns ermahnt, und für unsere Verfolger beten."

Das Christenthum hatte sich von Anfang an der Welt gegenübergestellt, und so mieden auch die Christen so viel als möglich die Berührungen mit der Welt und mit dem öffentlichen Leben. Diese Zurückgezogenheit konnte nun freilich auch eine falsche und einseitige Richtung nehmen; so wie auch eine falsche, dem Christenthum sogar zuwiderlaufende Askese, eine selbsterwählte, auf Selbstpeinigung abzielende Frömmigkeit an die Stelle der einfachen christlichen Selbstüberwindung treten konnte. Von beiden haben wir schon Beispiele in den ersten Jahrhunderten. Es gab solche, die sich nicht nur zur Uebung freiwillige Fasten und Entsagungen auferlegten, sondern die bereits in solchen Kasteiungen ein Verdienst suchten, wie sehr auch immer die Lehrer der Kirche daran erinnerten, daß es nicht auf die äußere, sondern auf die innere Zucht, auf die wahre Selbstüberwindung ankomme, die sich auch mitten unter den Gütern und Genüssen dieser Welt üben lasse. Eben so finden wir schon Gelübde der lebenslänglichen Ehelosigkeit, da manche glaubten, in dem ehelosen Stande Gott besser dienen zu können. Die sogenannten „Gottgeweiheten Jungfrauen", die im dritten Jahrhundert vorkommen, bilden den ersten Keim zu dem spätern Kloster- und Nonnenwesen. Sie unterschieden sich zwar darin von den spätern Nonnen, daß sie sich nicht von der Gesellschaft absonderten, sondern in und mit ihr lebten, mit dem Vorsatze, ihren Stand nicht zu verändern. Indessen scheint sich bei ihnen schon frühe neben der geistlichen auch weltliche Eitelkeit eingestellt zu haben, die sogar in unziemender Kleiderpracht sich äußerte, wogegen Cyprian einzuschreiten für gut fand.

Aber auch schon zu dem eigentlichen von der Welt sich aussondernden Mönchsthum wurde im dritten Jahrhundert der erste Schritt gethan durch das Anachoreten- oder Einsiedlerwesen.

In der Decischen Verfolgung, um's Jahr 250, hatten sich mehrere Christen in die thebaische Wüste geflüchtet, unter ihnen ein gewisser Paulus, den Hieronymus als den Urheber der mönchischen Lebensweise bezeichnet. Er ließ sich bei einem Palmbaume an einer frischen Quelle nieder, und lebte da dem Gebet und der frommen Betrachtung, bis er ein Alter von 113 Jahren erreichte. In einer andern Gegend hatte der heil. Antonius sich niedergelassen, und dieser wurde (so erzählt die Mönchslegende) durch ein göttliches Gesicht zu dem Paul von Theben hingeleitet, um ihn zu begraben. Dieser Antonius war nicht, wie Paulus, durch die Verfolgung in die Wüste verschlagen, sondern er hatte freiwillig das einsame Leben erwählt. Ein reicher, unabhängiger Jüngling war er im J. 270 in eine christliche Kirche getreten und hatte da das Evangelium „vom reichen Jüngling" lesen hören. Das Wort des Herrn (Luc. 18, 22), „verkaufe Alles, was du hast, und gieb es den Armen, so wirst du einen Schatz im Himmel haben, und komme, und folge mir nach", ergriff seine Seele dergestalt, daß es für immer über sein Leben entschied. Er verkaufte in der That alles zum Besten der Armen; dann zog er sich in ein Grabmal, später in eine verfallene Burg im Gebirge zurück. In dieser schauerlichen Einsamkeit hatte er viele Anfechtungen und Kämpfe mit den Dämonen zu bestehen, die ihn mit scheußlichen Traumgesichtern neckten. In der Diocletianischen Verfolgung trat er wieder aus seiner Einsamkeit hervor; er trat in Alexandrien auf und stärkte die Bekenner urch sein Wort und Beispiel. Er selbst fand den Märtyrtod nicht. Als er wieder in seine Wüste zurückkehrte, folgten ihm Viele dahin. Das waren die ersten Mönche. Antonius hielt seine Genossen zum Gebet und zur Handarbeit an, um sich selbst und die Dürftigen zu erhalten. Er selbst trieb die Entsagung auf den höchsten Grad. Den größten Theil der Nacht brachte er im Gebet zu. Seine Nahrung bestand allein aus Brot und Salz und auch dieß aß er oft erst am dritten Tag, beschämt darüber, daß er noch solches bedürfe. — Nachdem er jenes Traumgesicht erhalten, das ihn zu Paul von Theben hinleitete, zog er sich noch tiefer in die Wüste zurück, und starb, gleichfalls in hohem Alter, im Jahr 356. Es wurden viele Wunder erzählt, die er während seines Lebens durch Wort und Gebet verrichtet haben soll.

Dieß Letztere führt uns noch auf eine schließliche Erörterung über die Wundergaben der ersten Kirche und über die Wundererzählungen aus ihr. Beides, glaube ich, dürfen wir nicht mit einander vermengen. Daß nicht alles, was uns aus den ersten Jahrhunderten der Christenheit Wunderbares und Außerordentliches berichtet wird, ungeprüft anzunehmen sei, darüber sind Sie wohl alle mit mir einverstanden. Nicht nur gilt dieß von der spätern Legende, die sich oft in willkürlichen Dichtungen ergeht, es gilt auch von den ältern, von den gleichzeitigen Berichten und Sagen, denn wie leicht konnte auch hier eine aufgeregte Phantasie mehr sehen, als in der Wirklichkeit sich ereignete; wie leicht ein Ereigniß auch gleich bei dem ersten Gerüchte sich vergrößern; wie leicht konnten außerordentliche Wirkungen in der geistigen und sittlichen Welt von der Bewunderung dahin gesteigert werden, daß man die Spuren davon auch in der leiblichen und natürlichen Welt zu finden glaubte? Das Visionäre ging mit dem Wunderbaren Hand in Hand, und gehört selbst wieder in den Kreis des Wunderbaren oder doch des Unerklärlichen. Die Geschichte kann daher nicht besonnen, ja nicht mißtrauisch genug sein, wenn sie nicht dem Aberglauben Thür und Thor öffnen will. Selbst da, wo wir keinen Grund haben, an der Redlichkeit der Berichterstatter zu zweifeln, kann uns nicht zugemuthet werden, ihnen Alles auf's Wort zu glauben. Die unabsichtliche und unbewußte Fabelei hat hier einen mächtigen Spielraum, von dem wir in unserm verstandesnüchternen Zeitalter uns kaum einen rechten Begriff machen können. — Auf der andern Seite aber wird die rechte historische Besonnenheit sich eben sowohl hüten, alles zu verwerfen als alles anzunehmen, und wenn sie auch die einzelnen Wundererzählungen darauf ansieht, ob sie haltbar sind oder nicht, so wird sie doch darum noch nicht leichtfertig absprechen über das, was diesen Erzählungen Wirkliches und Thatsächliches zum Grunde liegt. Schon daß solche Wundererzählungen in Masse sich bilden konnten, daß sie von glaubwürdigen Männern erzählt, daß sie von den Heiden selbst großentheils geglaubt wurden, zeigt uns, daß wir es nicht mit einer gewöhnlichen Zeit zu thun haben und daß da eine Fülle von Kräften und Gaben vorhanden sein mußte, die sich nicht auf das Maaß gewöhnlicher Kräfte und Gaben zurückführen, nicht immer aus den zunächst

liegenden Ursachen erklären lassen. Das ganze Christenthum trat der Welt gegenüber als eine Erscheinung auf, von der es heißt: „Das ist vom Herrn geschehen und ist ein Wunder in unsern Augen" (Ps. 118, 23). Darüber, daß Christus und die Apostel selbst Wunder verrichtet haben, ist wohl hier nicht nöthig, in eine weitere Erörterung einzutreten. Aber wollten wir sagen, mit dem Tode der Apostel habe sich auf einmal und plötzlich die Wundergabe verloren, so würden wir damit eine Behauptung aussprechen, die wenigstens gegen alle historische Analogie liefe. Wir finden ja schon im apostolischen Zeitalter, daß nicht die Apostel allein mit der Wundergabe betraut waren; in der Gemeinde von Corinth gab es der Gnaden- und Wundergaben mancherlei, und über das Aufhören derselben ist uns so wenig als über die Fortdauer ein Wink gegeben. Daß, je mehr das Christenthum in den natürlichen Lauf der Dinge eintrat, sich auch die Wundergabe nach und nach vermindern und der gewöhnlichen, naturgemäßen Entwicklung weichen mußte, liegt in der Natur der Sache, und so sagt auch schon Irenäus, daß zu der Zeit Christi und der Apostel mehr Wunder geschehen seien als zu s e i n e r Zeit. Aber eine scharfe Demarcationslinie zwischen der Zeit der Wunder und der Zeit des natürlichen Verlaufes der Dinge, wird sich kaum ziehen lassen. Die Hauptsache bei allen Wundern und schon bei den biblischen Wundern ist doch immer nicht das Auffallende und Unbegreifliche der Thatsache an sich (nicht die physische Seite am Wunder), sondern es ist die geistig-religiöse Macht des Christenthums im Ganzen, die sich auch im Wunder darstellt und verherrlicht; darum heißen auch die Wunder Z e i c h e n und K r ä f t e, Zeichen einer höhern Lebensordnung, als der uns geläufigen, K r ä f t e einer unsichtbaren Welt, die hineinragen in die sichtbare. Diese tiefere Bedeutung des Wunders hatte schon Origenes eingesehen, wie wir früher zu bemerken Gelegenheit hatten, und das wird sich auch uns, so hoffe ch, gezeigt haben in der ganzen Entwicklungsgeschichte der ältesten Kirche, die wir bis dahin verfolgt haben. Werfen wir noch einmal einen Blick über das Ganze.

Daß aus einem Winkel Judäa's, daß von einem Gekreuzigten und seiner aus den geringsten Menschenklassen gewählten Jüngerschaft aus eine Bewegung hervorging, die dem großen römischen

Weltreich den Untergang ankündigte, und ihn innerlich vorbereitete, ehe er durch äußere Umstände herbeigeführt wurde, daß weder Feuer und Schwert, noch alle Weisheit und Beredsamkeit der Welt, daß weder Lüge und Verleumdung, noch die lockenden Aussichten auf Ruhe und Bequemlichkeit die Gläubigen abhalten konnten, zu zeugen von dem, was sie äußerlich und innerlich erfahren, daß mitten in eine Welt von Sünde und Irrthum ein Lichtfunke geworfen ward, und dieser Funke ein Feuer anzündete, das keine Gewalt und List der Menschen zu ersticken im Stande war, daß die verstocktesten und verderbtesten Herzen von einer Macht der Wahrheit ergriffen und bewegt wurden, die ihnen keine Ruhe mehr ließ, bis sie den Frieden mit Gott gefunden, daß die Niedersten und Verachtetsten im Volke sich als ein königliches Geschlecht fühlen lernten, das berufen ist, die Welt zu beherrschen und die Welt zu richten — das alles ist ein großes Wunder, ist eine Thatsache, die sich nicht leugnen, die sich nicht mechanisch und äußerlich erklären, sondern sich nur begreifen läßt vom Princip ihrer eigenen Bewegung aus, und dieses Princip ist kein anderes, als das unumschränkte Princip der ewigen Liebe und des Erbarmens Gottes. Gott will, daß allen Menschen geholfen werde und daß sie alle zur Erkenntniß der Wahrheit, alle zum Frieden und zum ewigen Leben gelangen. Das ist das ewige Gesetz der göttlichen Weltordnung, das in der Geschichte der Kirche sich vollzieht, im Kampfe freilich mit der Welt und ihren feindlichen Mächten, aber in der zuversichtlichen Erwartung des einstigen Sieges, der Vollendung in der Herrlichkeit.

Ich habe mir Verschiedenes bei diesen Vorlesungen vorgesetzt. Allervorderst wollte ich durch diese geschichtliche Darstellung eine neue Liebe und Begeisterung wecken für die Kirche, deren Glieder wir sind. Es ist mit der Kirche, wie mit dem irdischen Vaterlande. Nur der wird das Vaterland recht lieben, der seine Geschichte kennt, und je großartiger, je kampfreicher die Vergangenheit eines Volkes ist, desto größer ist die Anhänglichkeit an das Land der Väter. Das Evangelium Jesu Christi muß freilich seiner Natur nach die Herzen gewinnen, auch da, wo es, ohne alle Kenntniß der Kirchengeschichte, aus der reinen Quelle der biblischen Urkunden vernommen wird. Das ist sein ewiges Vorrecht vor allen menschlichen

Geschichten, daß es von unmittelbarer Wirkung ist in jedem Zeitalter und unter jedem Himmelsstriche. Aber wenn wir bedenken, wie wir eben dieses kostbare Evangelium nicht hätten und nicht kennten, wäre es uns nicht bewahrt und überliefert durch die Kirche, und wie unser eigenes religiöses Leben doch bald verkommen müßte, würde es nicht getragen und gehoben durch die christliche Gemeinschaft, welche eben die Kirche ist, der wird mit neuer Liebe dieser Kirche sich anschließen, der er so Vieles verdankt. Je mehr er die Geschichte dieser Kirche kennt, desto mehr wird er inne werden, daß überhaupt der Einzelne gar nichts ist und vermag, ohne die Gesammtheit, und daß auch Christus, das Haupt der Gemeinde, nur von dem als Haupt erkannt und als Herr geliebt wird, der sich als lebendiges Glied weiß an diesem Leibe.

Nicht nur aber eine allgemeine Liebe und Begeisterung wollte ich wecken für die Kirche; mein Zweck war auch, ich bekenne es offen, den Blick zu erweitern über das Gebiet des kirchlichen Lebens hinaus, auf dem wir uns gegenwärtig bewegen. Wer nie aus seinem Hause herauskommt, keine andere Lebensweise kennt, als die eigene Hausordnung, an die er gewohnt ist und in der er sich durch nichts stören läßt, durch das, was draußen vorgeht, der wird leicht einseitig und beschränkt, wo nicht gar ungerecht und lieblos in seinem Urtheil. Wer hingegen sich umgesehen in der Welt, andere Sitten und Gebräuche kennen gelernt hat, der wird auch in seinem Urtheil freier und weiter, und ohne deßhalb sein eigenes Haus zu verleugnen und von einem flachen Kosmopolitismus sich forttreiben zu lassen, wird er vielmehr erfrischt und gestärkt an Geist und Gemüth von seiner Wanderschaft wieder zurückkehren und die gesammelten Erfahrungen seinem eigenen Hause als Segen zuwenden.

Nicht anders ist es mit dem kirchlichen Leben. Wer dieses nur kennt aus der Gewohnheit seines engen Privatlebens heraus, der wird alles mit Mißtrauen betrachten, was nicht auf's Haar den Formen entspricht, unter denen er das Christenthum kennen gelernt hat; es wird ihm nichts christlich heißen und er wird nichts als christlich gelten lassen, was nicht das Gepräge seiner heimathlichen Gewohnheit, seiner persönlichen Denkweise oder der seiner

nächsten Umgebungen hat, mit denen er täglich verkehrt. Wer hingegen die Entwicklung des kirchlichen Lebens durch seine verschiedenen Phasen hindurch verfolgt, der wird zur Ueberzeugung gelangen, daß, wenn es auch nur eine Wahrheit giebt, das Licht derselben doch unter sehr verschiedenen Strahlenbrechungen auffällt, daß, wenn auch nur ein Weg zum Heil führt, es doch verschiedene Zugänge zu diesem Wege giebt, und daß, was zu einer Zeit als der richtige und genügende Ausdruck des christlichen Bewußtseins galt, zu einer andern Zeit auch wieder anders mußte gefaßt werden, wenn es nicht zur todten Formel werden und statt des Lebens den Tod erzeugen sollte. Absoluter Stillstand ist in der Kirche so wenig möglich, als im Staate und im geselligen Leben. Auch sie ist im Fortschritt begriffen von einer Entwicklungsstufe zur andern. Nur daß wir mitten in diesem Fortschritte des Grundes uns bewußt bleiben, von dem die Kirche ausgegangen, und des Zieles, wohin sie strebt. Ich denke, wir haben beide im Auge behalten.

Mit der rechten Erweiterung des Blickes wird sich dann aber auch die rechte Beruhigung einfinden, in Absicht auf die Kirche und ihre weitern Schicksale. Wie oft ist auch das christliche Gemüth geneigt, trübe in die Zukunft zu blicken und an dem weitern Fortbestand der Kirche zu zweifeln. Je mehr man das Leben der Kirche abhängig macht von dieser oder jener Form, sei es des Bekenntnisses, sei es des Cultus, sei es der Verfassung, desto ängstlicher wird man, sobald diese Formen sich ändern. Es ist wahr, das Christenthum hat in den letzten Zeiten manche schwere und harte Angriffe erfahren: der Unglaube hat ungescheut sein Haupt erhoben und mit frecher Hand das Heiligthum der Völker und der Herzen angetastet. Aber hat nicht die alte Kirche schon Aehnliches erfahren? Ich rede nicht nur von den Verfolgungen mit Feuer und Schwert, sondern von den Angriffen eines Celsus und Porphyr, von den Verirrungen der Gnostiker und Manichäer, die wahrlich noch weit verheerender in die Kirche einbrachen, als je die neuere Philosophie es gewagt hat, und doch ist das Christenthum siegreich aus diesen Kämpfen hervorgegangen. Die gesunden Wahrheitselemente haben eben doch immer wieder die Oberhand gewonnen über die kräftigsten Irrthümer, und nach

mancherlei Schwankungen hat sich am Ende das Gleichgewicht wieder hergestellt. Sollen wir nicht auch vertrauen auf die gesunde Lebenskraft der Kirche, auf die unüberwindliche Macht der Wahrheit, die sich nicht einengen und einfangen läßt in den Buchstaben dieses oder jenes Bekenntnisses, die aber immer wieder sich Bahn bricht und ihren Weg findet zu denen, die auf ihre Stimme hören und die Herzen ihr öffnen? Darum werfen wir unser Vertrauen nicht weg. Der Herr, der das Schifflein seiner Kirche hindurchgerettet durch die Wogen und Brandungen der ersten Jahrhunderte, er wird das Steuer auch zu führen wissen, wo die Stürme der Gegenwart uns bange machen wollen.

Endlich aber mögen wir auch aus der Betrachtung der Kirchengeschichte der ersten Jahrhunderte uns Einiges gemerkt haben zur W a r n u n g und zur B e l e h r u n g. Wir haben gesehen, wie schon in den ersten Jahrhunderten so vieles mitgewirkt hat, die Reinheit des Christenthums zu trüben, wie auch die Besten und Frömmsten, zu denen wir nur mit Ehrfurcht und Bewunderung aufschauen, nicht frei geblieben sind von den Einflüssen der Selbstsucht, der Eitelkeit, der Rechthaberei, des geistlichen Stolzes; wie Herrschsucht, Eigennutz und Weltsinn sich der Kirche auch d a bemächtigten, als sie ganz frei sich selbst entwickelte, ohne durch die äußere Verbindung mit dem Staate an die Welt und ihre Formen gebunden zu sein. Das Verderben der Kirche, das schon in der Zeit der ersten Liebe und Begeisterung einzudringen begonnen hat, muß also nicht gesucht werden in den äußern Verhältnissen, wie das so oft geschieht; sondern eben da, wo es immer zu suchen ist, in dem unbewachten, unbefestigten menschlichen Herzen, das auch mitten unter den heiligenden Einflüssen des Christenthums dennoch der Verführung zugänglich blieb. — Auch das haben wir gesehen, wie das Streben, eine strengere Kirchenzucht einzuführen, in der nordafrikanischen Kirche mehr die Leidenschaften erregt, als gebändigt hat. Sollte uns das nicht eine Warnung sein, doch nicht das Heil der Kirche von den Formen ihrer Verfassung, von den äußern Einrichtungen und äußern Zuständen zu erwarten, deren Werth wir zwar nicht verkennen, aber doch nicht überschätzen sollen? — Sollte es uns nicht vielmehr eine Aufforderung sein, vor allen Dingen unser eigenes Herz zu bewachen, eingedenk des apo-

stolischen Wortes, daß jeder an seinem Theile verantwortlich ist für das Ganze und daß jede Sünde des Einzelnen eine Entweihung ist des Tempels, in den wir sollen eingefügt sein als lebendige Bausteine. Wahrhaft erbaulich und förderlich für die Kirche ist eben zu allen Zeiten das persönliche Leben gewesen, die persönliche Erscheinung, die ächten, großen, kirchlichen Charaktere, wie wir ihrer mehrere kennen gelernt haben; sie waren, auch bei den einzelnen Fehlern, die ihnen anhafteten, die Säulen und Träger der Kirche, das Salz der Erde. Sie haben weit mehr eingegriffen mit ihrem Wort und Beispiel, als jede, noch so wohl formulirte Satzung. Was der Geist Gottes in ihnen Großes und Schönes gewirkt, das ist als ein unverlornes Eigenthum auch immer der Kirche wieder zu gut gekommen. An ihrem Glauben hat sich der Glaube der Gemeinde gestärkt, an ihrem Vorbild haben Tausende sich aufgerichtet in schwerer Zeit, an ihrem Liebesfeuer hat sich die Liebe der spätern Geschlechter wieder entzündet, wenn Alles erstorben und erloschen schien. Und so können wir nur Gott bitten, daß sein Geist immer noch ächte Jünger des Herrn erwecken möge, wie eine jede Zeit sie braucht, die bereit sind, dem Herrn und seiner Kirche zu dienen in aller Demuth des Herzens, in rechter Treue und in freudigem Gehorsam, so wird auch die Kirche der Zukunft von Gott und seinem Geiste nicht verlassen sein.

Gedruckt bei C. Detloff in Basel.